

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

45. Jahresband 1965



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die reichillustrierte Zeitschrift

„Die Ortenau“

jeweils als Jahresband heraus. Vor- und Frühgeschichte, Die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

Seit 1964 beträgt der jährliche Vereinsbeitrag:

8,— DM für natürliche Personen,
16,— DM für juristische Personen.

Freiwillige höhere Beiträge sind erwünscht und erbeten. Der jeweilige Jahresband „Die Ortenau“ wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Die Mitglieder der Ortsgruppen bezahlen den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder des Hauptvereins auf das Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 60 57 Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg. Um Überweisung des Jahresbeitrages 1965 gleich nach Zustellung des Jahrbuches 1965 wird gebeten.

Anmeldungen zum Verein nehmen der Hauptverein (Sitz Offenburg) sowie die Obleute der nachgenannten 20 Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

Achern: —; Appenweier: Studienrat K. Maier — Zahnarzt Dr. G. Maier; Baden-Baden: R. G. Haebler — Friedrich Seckler; Buhl: Oberstudienrat Otto Gartner — Karl Walter; Ettenheim: Friedrich Allendorf; Gengenbach: August Glatz — Franz Engesser; Haslach: Reg.-Oberbaurat Franz Schmider; Hausach: Oberlehrer Kurt Klein — Oberstudienrat Lehmann — Fritz Mayer; Kehl: Oberstudienrat Wilhelm Mechler — Otto Foshag; Lahr: Oberbürgermeister Dr. Brucker — Oberbaurat E. Steurer — Hockenjos; Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Oberkirch-Gaisbach 16a; Offenburg: Dr. Otto Kähni — Oberforstmeister Willi Becker; Oppenau: Konrektor E. Schopferer — Ratschreiber Fritz Huber; Rastatt: Dr. Karl Ernst Sickel; Renchen: Universitäts-Professor K. P. Matthes — Oberlehrer i. R. Wilhelm Knapp; Schiltach: Dr. Wolfgang Bühler; Steinbach: Erich A. Huber, Neuweier — Frau Luise Nitsche, Steinbach; Triberg: Karl Heinz Müller; Wolfach: Josef Krausbeck; Zell a. H.: Oberlehrer Thomas Kopp.

Der Vorstand und Beirat:

Dr. Otto Kähni, Gymnasialprofessor a. D.
Vorsitzender
Offenburg, Hermannstraße 28

Wilhelm Mechler, Oberstudienrat
stellv. Vorsitzender
Kehl, Hauptstraße 17

Otto Ernst Sutter, Schriftsteller
Gengenbach

Dr. Otto Basler, Universitätsprofessor
Zell-Riedle bei Offenburg

Dr. Karleopold Hitzfeld,
Schriftführer und Schriftleiter der
„Ortenau“
Gengenbach, Leutkirchstraße 42

Dr. Otto Rubin, Diplom-Volkswirt
Rechner
Offenburg, Wilhelmstraße 35

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

45. Jahresband 1965



OFFENBURG/BADEN

VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

INHALT

I.	Jahresbericht	3
IIa.	Mit Prinz Friedrich (I) von Baden durch unseren Schwarzwald, von Gewerbeoberlehrer a. D. Rudolf Hahn, Offenburg	7
	Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise, von Dr. Hans-Peter Sattler, Schwetzingen	32
	Die Ortenauer Heimatstuben 1965, von Oberlehrer a. D. Emil Baader, Lahr	58
	Gemeinschaft der Reichsstädte in Baden-Württemberg, von Schriftsteller Otto Ernst Sutter	67
IIb.	Der Lahrer Niederadel im 14. Jahrhundert, von Professor Winfrid Knausenberger, Wolfach	69
	Das Schloß zu Schuttern, von Oberstudienrat Oskar Kohler, Karlsruhe	98
	Jakob Vogler, Abt zu Schuttern, Tagebuch 1689, von Hauptlehrer Gerhard Silberer, Karlsruhe	104
	Die Pfarrei Windschlag, von Sparkassenleiter a. D. Ludwig Dengler, Windschlag	116
	Der Neunundvierziger, von Schriftsteller und Stadtarchivar e. h. Rolf Gustav Haebler, Baden-Baden	126
	Die Grafschaft Gengenbach, von Dr. Karl Leopold Hitzfeld, Gengenbach	132
	Ortsregister zu Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abteiherrschaft Gengenbach, von Dr. Karl Leopold Hitzfeld	153
	Zur Hansjakobforschung, von Rudolf Hahn, Offenburg	157
	Der Maler vom Kreuzberg, von Hauptlehrer Kurt Klein, Einbach	159
	Konrad Schmiders Werke, von Josef Krausbeck, Wolfach	166
	Die Landstraßen im oberen Kinzigtal, von Gewerbeschulrat a. D. Hermann Fautz, Überlingen	169
	Der erste motorgetriebene „Ski-Lift“, eine Pioniertat von Triberg 1909, von Konrektor Günter Krusche, Triberg	183
	Die Hornberger Schlösser, von Dr. Karl Leopold Hitzfeld	189
	Die Straßburger Rheinfähren vom 6. bis 14. Jahrhundert und der Gewässer-, Flur- und Ortsnamen „Hund“, von Zahnarzt Klaus Hornung, Kehl	223
	Kehls Schicksal — der Rhein und seine Brücken, von Oberstudienrat Wilhelm Mechler, Kehl	232
	Sitte und Brauchtum im Volksleben des Landkreises Bühl, von Studiendirektor a. D. Friedrich Kober, Karlsruhe-Rüppurr	255
	Das Wasserschloß im Neusatzter Tal, seine Herren und seine Schicksale, von Friedrich Kober, Karlsruhe-Rüppurr	261
	Jeanette de Lom, von Schriftstellerin Margot Fuß, Baden-Baden	272
III.	Buchbesprechung	287
	Wappenbuch des Landkreises Bühl, bearbeitet von 1. Staatsarchivar Dr. H. G. Zier, herausgegeben vom Landkreis Bühl, Stuttgart 1964, besprochen von Dr. Hitzfeld	

Jahresbericht

Die Hauptversammlung 1964 führte die Mitglieder am 25. Oktober 1964 nach Oberkirch in das Hotel Obere Linde, wo der Vorsitzende, Professor Dr. Kähni, die Vertreter fast aller Mitgliedergruppen begrüßen konnte.

Folgende Punkte kamen zur Sprache:

1. Die Arbeit einzelner Mitgliedergruppen wurde als *vorbildlich* bezeichnet. Was die Zahl der Veranstaltungen anbelangt, steht Kehl an der Spitze durch den unermüdlischen Einsatz von Herrn Mechler und seinem Mitarbeiterstab. In besonderer Weise betätigt sich der Arbeitskreis Baden-Baden mit den Herren Jörger, Häbler und andern. So hat jede Gruppe ihre eigene Weise der Betätigung entwickelt im Sinne des Vereinszweckes. So vor allem noch Offenburg (Herr Dr. Kähni), Wolfach (Herr Krausbeck, der auf denkmalpflegerischem Gebiet sehr rührig ist), Oberkirch (Herr Vajen), Appenweier (Herr Dr. Maier), Schiltach (wo die Ausgrabungen auf der Willenburg durch die Herren Laib und Pfau unter der Oberleitung von Oberbaurat Schmider weiterlaufen, worüber in der „Ortenau 1966“ wieder ein Bericht folgt), Haslach (Herr Schmider), Steinbach (Herr E. A. Huber). Daneben geht die Forscherarbeit einzelner unentwegt weiter, was hauptsächlich mir als Schriftleiter unserer Jahrbände bekannt wird. Das in jahrzehntelanger Sammlung, Sichtung und Bearbeitung geschaffene Werk unserer alterprobten Heimatforscher hat reichen, befriedigenden Ertrag gebracht, wovon unsere Jahrbände beredtes Zeugnis geben. Wir haben aber auch die beruhigende Genugtuung, feststellen zu können, daß sich auch der Nachwuchs in der Forscherarbeit wieder kräftiger zu zeigen beginnt. Wie im letzten Band, so zeigt Ihnen auch der vorliegende Jahresband erfreuliche Arbeiten der jüngeren Forschergeneration.

2. Herr Universitätsprofessor Dr. Basler dankte im Namen der Mitglieder den Herren des bisherigen Vorstandes für ihre rastlose Arbeit für den Historischen Verein. Er leitete die satzungsgemäß alle vier Jahre zu tätige *Neuwahl des Vorstandes*. Ergebnis: 1. Vorsitzender Professor Dr. Kähni, wie bisher; 2. Vorsitzender Oberstudienrat Mechler anstelle des wegen Arbeitsüberlastung zurückgetretenen Rektors Mohr; Rechner Diplom-Volkswirt Dr. Rubin, wie bisher; Schriftführer und Schriftleiter der „Ortenau“ Dr. Hitzfeld, wie bisher; zum erweiterten Vorstand gehören noch wie bisher Universitätsprofessor Dr. Basler und Schriftsteller Otto Ernst Sutter. Der Gesamtvorstand tritt von Zeit zu Zeit zu Arbeitsbesprechungen zusammen, wobei die laufenden Aufgaben, neue Anregungen usw. besprochen und die nötigen Beschlüsse gefaßt werden. Es gab gerade in den letzten Jahren einen besonders großen Arbeitsanfall durch das Ortslexikon, wofür den Herren des Vorstandes wärmster Dank gesagt sei. Das *Ortslexikon* des Landkreises Kehl konnte den Mitgliedern bereits zugestellt werden. Professor Kähni dankte allen, die am Zustandekommen dieses *Standardwerkes* mitgewirkt haben, besonders Herrn Oberlehrer Gräßlin, Herrn Landrat Schäfer und der Kreisverwaltung Kehl, dem Regierungspräsidium Südbaden und unserer unermüdlischen Druckerei Konkordia, Bühl.

3. Es wurde bestimmt, daß die Hauptversammlung 1965 früher, etwa Mitte September, stattfinden soll.

4. Dann wurde von der Aussprache reger Gebrauch gemacht: Die *Werbung neuer Mitglieder* ist uns allen aufgegeben und sollte ernsthaft von Mund zu Mund betrieben werden. Inzwischen wurden einzelne Ortenau-Aufsätze als Sonderabdrucke den

Mitgliedergruppen für die Werbung zur Verfügung gestellt, ebenso die gewünschten Mitgliedskarten. Die Mitglieder sollten ihre Ortenaubände, alte Stiche, historische Gegenstände und dergleichen dem Historischen Verein oder einem der in unserem Gebiet liegenden Heimatmuseen vermachen, damit sie nicht sinnlos auf dem Speicher vermodern.

5. Unsere „Ortenau“ soll durch eine heimatliche Chronik bereichert werden. Jede Mitgliedergruppe soll jemand bestimmen, der Zeitungsausschnitte mit bemerkenswerten Begebenheiten sammelt, die dem Vergessen nicht anheimfallen sollen. Vor allem die laufenden Berichte über die Gemeinderatssitzungen zeigen die Probleme unserer Zeit und sollten gesammelt werden. Am Jahresende sollen diese gesammelten Notizen dem Schriftleiter (Dr. Hitzfeld, 7614 Gengenbach, Leutkirchstraße 42) übersandt werden, der sie dann ausgleichend zusammenstellt zu einer „Heimatlichen Chronik“ unseres Vereinsgebietes. Ich darf alle Vorsitzenden der Mitgliedergruppen nochmal kräftig an dieses Sammeln von Zeitungsausschnitten erinnern.

6. Um 11 Uhr fand die öffentliche Festsitzung statt, bei der die Stadt Oberkirch dankenswerterweise den Orchesterverein Oberkirch zur Verfügung stellte, der unter Leitung von Herrn Rosa der Veranstaltung mit Werken von Händel und Haydn den würdigen Rahmen gab.

Nach Einführungsworten von Professor Kähni begrüßte Bürgermeister Braun die Festversammlung im Namen der Stadt. Der Historische Verein sei Träger eines vertieften Heimatgedankens und Heimerlebens, den er weitertragen will in die Herzen von immer mehr Menschen, um sie desto kräftiger mit dem wertvollen Gut der Heimat zu bereichern.

Nach dem Bürgermeister sprach der Festredner Oberlehrer H. Heid über „Entwicklungsperioden der Stadt Oberkirch“ in packenden Ausführungen. Unsere Mitglieder werden den noch weiter ausgearbeiteten Vortrag in der „Ortenau 1966“ nachlesen können.

7. Am Nachmittag wanderten wir zur Besichtigung der Wallfahrtskirche nach Lautenbach, wo Oberlehrer Heid sich nicht mit den tausend Einzelheiten der Kirche verzettelte, sondern uns aus dem Schatz seines umfangreichen Wissens ausgiebig den Chor, vor allem den Hochaltar in seinem reichen Sinngehalt im zeitgenössischen Zusammenhang deutete. Es war eine eindrucksvolle, äußerst dankenswerte Unterrichtung der zahlreichen Zuhörer.

Die Jahrestagung wurde dann glücklich abgeschlossen durch das gesellige Beisammensein im Hotel „Sternen“ in Lautenbach, wo sich eine Grünewald-Heimatsstube befindet, die bei dieser Gelegenheit von vielen angesehen wurde.

Dr. Hitzfeld

Veranstaltungen des Zweigvereins Kehl-Hanauerland im Jahre 1964/65

„Stadt- und Ortswappen — Heraldik — im Elsaß“, Lichtbildvortrag von Konservator Dr. Paul Martin, Straßburg.

„Der Bauernkrieg am Oberrhein“, Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Dollinger, Straßburg.

„Der Isenheimer Altar“, Farbbildvortrag von Stadtarchivar Dr. L. Sittler, Colmar.

Besuch des Offenburger Heimatmuseums und Stadtführung (Professor Dr. Otto Kähni).

Fünf Fahrten durch das beleuchtete Straßburg (W. Mechler).

Besuch des Frauenhaus-Museums und der Thomas-Kirche Straßburg (W. Mechler).

Fahrt nach Belfort, Audaincourt, Ronchamp, Welscher Belchen (Oberstudienrat Richard Mebs, Schuttern).

„2000 Jahre Baden-Baden“, Farbbildvortrag von Schriftsteller R. G. Haebler, Baden-Baden.

„Die alten Dorfkirchen der Ortenau“, Lichtbildvortrag von Universitätsprofessor Dr. Wolfgang Müller, Freiburg i. Br.

„Vom französischen Oberst zum König von Bayern“ (Lebensbild des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern), Vortrag von Konservator Dr. Paul Martin, Straßburg.

Rundgang durch Straßburg: Rabenhof, Magdalenen-Kirche, Stadtmauer, Zürcher Straße und Besuch der Ausstellung Lezay-Marnésia“ (W. Mechler).

„Die astronomische Uhr in Straßburg“, Vortrag und Film von Jean-Pierre Rieb, Straßburg.

„Auf den Spuren des Eiszeitmenschen“ (im südlichen Mittelfrankreich), Farbbildvortrag von Dr. Rudolf Koepe, Kehl.

„Der Hesselshurster Geschichtsforscher Friedrich Jockers“, Vortrag von Rektor Wilhelm Schadt, Legelshurst, in Hesselshurst.

„Unseres Hanauerlandes Vergangenheit“, Lichtbildvortrag in Hausgereut (W. Mechler). Farbbildvortrag „2000 Jahre Straßburg“ in Bodersweier, Linx, Willstätt, Neumühl, Goldscheuer (W. Mechler).

„Die alemannischen Mundarten um Straßburg und Kehl“, Vortrag mit Vorführungen von Universitätsprofessor Dr. Ernest Beyer, Straßburg.

„Das rechtsrheinische Bistum Straßburg“, Vortrag von Stadtarchivar Dr. Ch. Wittmer, Straßburg.

Fahrt nach Hohengeroldseck, Lahr, Burgheimer Kirche unter Führung von Oberbürgermeister Dr. Brucker, Architekt Karl List und Stadtbaurat Steuerer, Lahr.

Am 29. April 1965 wurde das „H a n a u e r M u s e u m K e h l“ durch eine von der Stadt Kehl und dem Historischen Verein Kehl-Hanauerland veranstaltete Feier wieder eröffnet. Es befindet sich in der Friedhofstraße 5 und ist recht sehenswert.

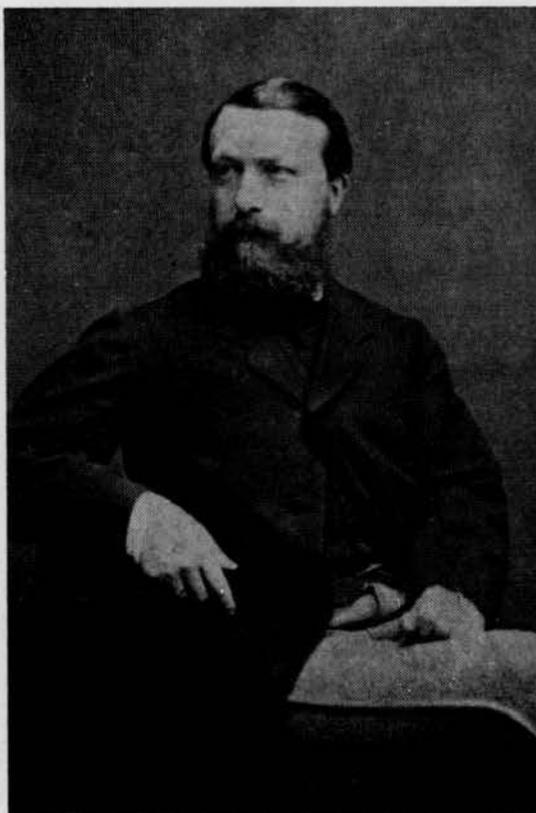
Sondermitteilung an unsere Mitglieder in Appenweier.

Die eifrige Mitgliedergruppe in Appenweier (= Ort der Jahresversammlung 1965) sollte hier mit einer besonderen Darbietung erfreut werden. Leider mußte davon Abstand genommen werden, da bis zum Redaktionsschluß die Kirche noch nicht fertig war. Ein Aufsatz und die Bilder zusammen werden daher in der „Ortenau 1966“ zu Ihnen kommen und eine besondere Erinnerung darstellen.

Mit Prinz Friedrich (I.) von Baden durch unseren Schwarzwald

von Rudolf Hahn

Prinz Friedrich, dritter Sohn des Großherzogs Leopold von Baden (1826—1907), in jüngeren Jahren, vor der Regentschaft. *Aufnahme: Th. Schuhmann und Sohn*



Die glücklichsten Jahre seiner Jugend, die zwischen 1826 und 1847, verbrachte der spätere Großherzog Friedrich I. von Baden als Kind und Jüngling in Karlsruhe, Baden-Baden und auf den Schlössern Eberstein, Favorite und Staufenberg. In seinen „Jugenderinnerungen“ erzählt er uns ausgiebig darüber. Aber erst verhältnismäßig spät, 1881, diktierte er seinem damaligen Adjutanten, Freiherrn v. Bodmann, seine Erlebnisse. Es mußten dann noch 40 Jahre vergehen, bis seine Jugenderlebnisse Niederschlag in den Sitzungsprotokollen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften fanden; übrigens eine heimatkundliche Quelle erster Ordnung, die bislang nur spärlich floß¹⁾).

Seine Jugendzeit in unserer Heimat schildert Großherzog Friedrich in einer für jedermann verständlichen Sprache, die von einem gütigen und menschlich reifen Charakter zeugt, dem Takt und Wohlerzogenheit angeboren waren.

Auszugsweise will ich hier lediglich jene Stellen wiedergeben, die über unsern Schwarzwald aussagen. Die Huldigungsreise seines Vaters, Großherzog Leopold, nach seinem Regierungsantritt 1830 ins badische Oberland und an den Bodensee füge ich bei.

Die Oos hatte um 1800 einen anderen Lauf

Zwischen 1826 und 1830 kaufte mein Vater²⁾ von dem Arzt Dr. Maier in Baden-Baden das Anwesen, das gegenwärtig die Herzogin von Hamilton³⁾ be-

1) Heidelberg 1921, Carl Winters Buchhandlung.

2) Großherzog Leopold, 1790—1852.

3) Prinzessin Marie von Baden, 5. Kind des Großherzogs Karl, geb. 1817, heiratete 1843 William, den Sohn des Herzogs von Hamilton, Ehrenbürger der Stadt Baden-Baden. Siehe M. A. Wolters, Marie, Herzogin von Hamilton, in Ortenau 1954.

wohnt. Der erste Aufenthalt, dessen ich mich dort erinnern kann, fällt in das Frühjahr 1828⁴⁾).

Damals war das Haus von einem viel größeren Garten umgeben, da die Oosbach einen anderen Lauf hatte; ihr jetziges Bett bildete einen Mühlkanal, während jenseits desselben eine Insel lag und um die Insel die Oos, ungefähr an Stelle der heutigen Straße, einen Bogen beschrieb. Wo jetzt der Englische Hof steht, dehnten sich weite Gärten aus. Weilten meine Eltern in Baden-Baden, so wohnten wir Söhne in einem der einstöckigen Nebengebäude, die sich rechts und links an das Hauptgebäude anschlossen und inzwischen verschwunden sind.

Große Lederdecken überspannten die Lastwagen

Die Leistungen des Marstalls (in Karlsruhe) waren damals hervorragende, da alle Reisen meiner Eltern im Lande stets mit eigenen Pferden durchgeführt und hierbei unterwegs sechsspännige, vierspännige und zweispännige Relais gelegt wurden. Bei Besuchen in Baden-Baden fuhren meine Eltern mit untergelegten Pferden sogar bis Offenburg. So war denn auch bei Landaufhalten die Anzahl mitgenommener Pferde eine verhältnismäßig große.

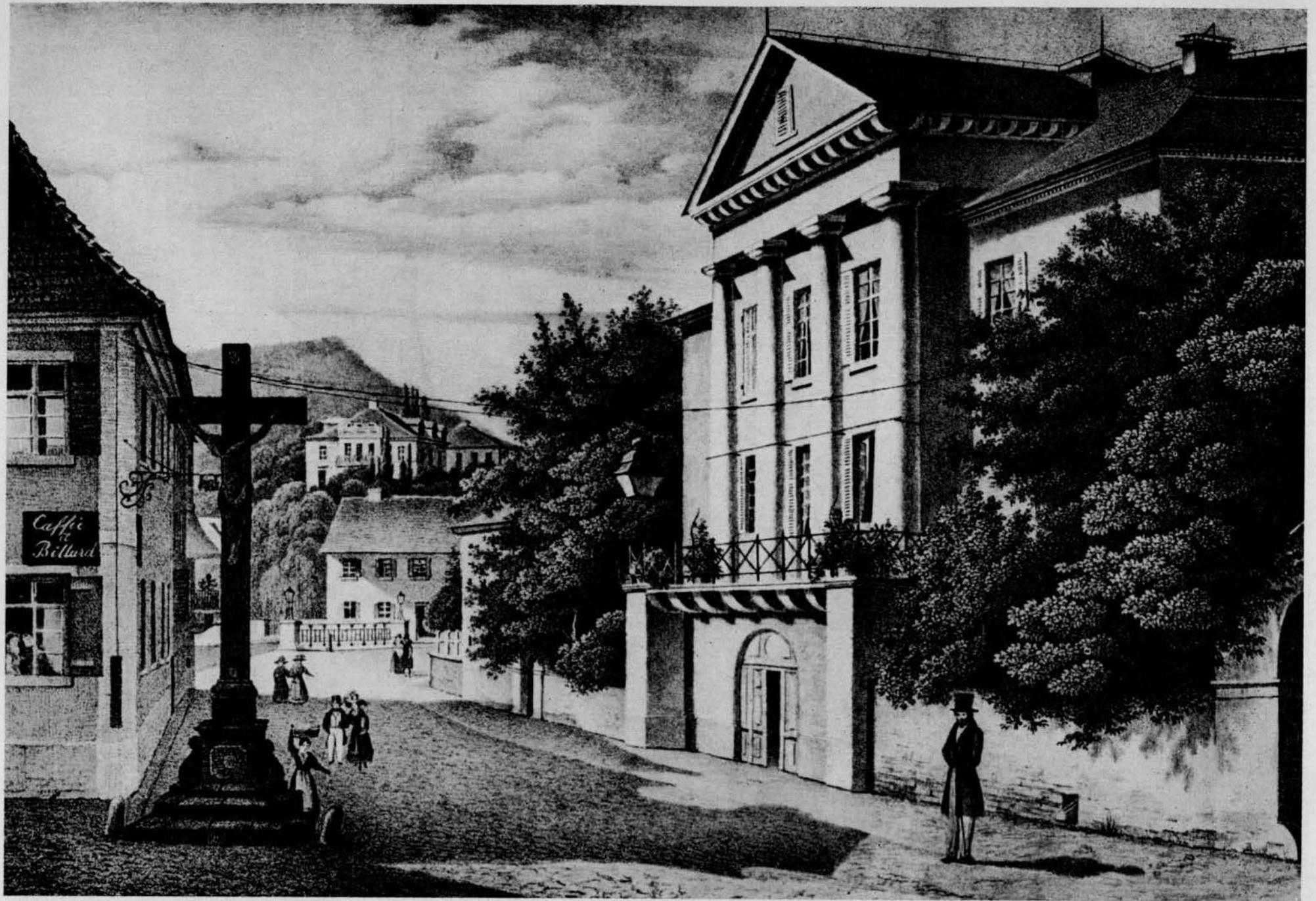
Zur Überführung des Gepäcks dienten die Baufuhrzüge, welche in der Regel ein bis zwei Tage vorher abgingen und im Schritt fuhren. Interessant war allein schon der Anblick solcher Lastzüge. Sie bestanden in der Regel zunächst aus zwei großen Leiterwagen, über und über mit Koffern vollgepackt und mit großen Lederdecken überspannt, und dann aus zwei mächtigen Fourgons⁵⁾ von einer heutzutage kaum mehr vorkommenden Größe. Wie solche Wagen, mit vier Pferden bespannt, die alte Steige zum Schloß Eberstein hinaufkommen konnten, erscheint uns heutzutage geradezu als ein Rätsel, und doch mußte bei dortigen Aufenthalten die Steige mehrere Male im Monat überwunden werden, da alle Wäsche nach Karlsruhe gebracht und wieder zurückgeführt wurde.

Auerhähne und Birkwild um die Jahrhundertwende

Bei Rastatt, Malsch, Muggensturm, Kuppenheim, Schloß Favorite, bei Baden-Baden und in den Rheinniederungen bei Iffezheim, Leiberstung, ferner bei Ettlingen, Durlach fanden meistens die Hofjagden statt. Diese Jagden wurden von Forstmeistern beaufsichtigt, welche größere Bezirke mit Bezirksförstern unter sich hatten. U. a. waren im Murgtal, bei Eberstein und in den Bezirken Herrenwies noch bis gegen Ende der dreißiger Jahre sehr viel Hochwild vorhanden. Auch die Auerhahnjagd war damals noch sehr verbreitet. Die meisten Auerhähne fanden sich bei Kaltenbronn und Herrenwies. Desgleichen standen noch viele Birkhähne in den Bergen bei Baden-Baden, insbesondere bei der Yburg und an den Abhängen gegen Steinbach zu. Gegen Ende der dreißiger Jahre wurden bei einer großen

4) Baden-Badens Bürger waren um 1800 zu einem Großteil auch noch Winzer und Bauern. Nach einer Viehzählungsliste von 1828 befanden sich folgende Haustiere in der Bäderstadt: 19 Esel, 136 Pferde, 404 Kühe, 95 Ochsen, 57 Ziegen und 809 Schweine (A. Schreiber, *Bade dans le Grand-Duché*, Seite 6).

5) Zweirädrige, langgestreckte und mit Planen überspannte Troßfahrzeuge.



Das sog. Palais Hamilton im heutigen Zentrum von Baden-Baden; Vorderseite um 1830. Erbaut 1808 nach Weinbrenners Plänen. 1824 (nicht zwischen 1826 und 1830) von Markgraf Leopold erworben, links vom Hauptgebäude das einstöckige Nebenhaus; seit 1843 Besitz der verwitweten Großherzogin Stephanie bis 1860, vererbt an ihre jüngste Tochter Marie, Herzogin von Hamilton † 1888, seither der Name Palais Hamilton. Seit 1954 heutige Gestalt. Biedermeiertrachten. *Klischee: Leibgabe der Kurverwaltung Baden-Baden*

Treibjagd zwischen Muggensturm und Kuppenheim, die zu Ehren des Großfürsten Michael von Rußland⁶⁾ stattfand, durch Beitreiben aus dem Malscher Bezirk 3000 Hasen geschossen.

Auf dem „Pürschweg“ nach Baden-Baden

Die Landaufenthalte in den dreißiger Jahren wechselten zwischen Baden, Schloß Favorite und Schloß Eberstein. Die Übersiedlung nach Baden, wo wir stets die längste Zeit zubrachten, konnte man damals wohl eine kleine Reise nennen. Meine Eltern fuhren immer mit eigenen Pferden entweder über Ettlingen oder auf dem sogenannten Pürschweg durch die obere Hardt bis Neumalsch. Von hier wurde dann mit untergelegten Pferden bis zu Schloß Favorite und von dort nach abermaligem Pferdewechsel bis Baden gefahren. Ging die Fahrt nach Schloß Eberstein, so wurden in Muggensturm und Rothenfels die Pferde gewechselt.

. . . und die Damen zu Esel

In Baden war die Lebensweise eine sehr einfache. Vormittags erledigte mein Vater die Regierungsgeschäfte und ließ sich bei gutem Wetter meist im Garten Vortrag halten, während sich meine Mutter mit ihren Korrespondenzen beschäftigte. Um 1 Uhr wurde gemeinschaftlich gespeist. Der Nachmittag war dann in der Regel größeren Ausflügen gewidmet, bei den damals nur sehr spärlich vorhandenen Fahrwegen die Herren meist zu Fuß und die Damen zu Esel. Ein steiler, aber immerhin fahrbarer Weg führte zum Neuen Schloß und von da über die Montperny-Hütte⁷⁾ gegen das Alte Schloß zu⁸⁾. Erst im Jahre 1834 oder 1835 wurde er bis zum Alten Schloß selbst fortgesetzt; er verfolgte im allgemeinen die

⁶⁾ Michael, Großfürst von Rußland, war seit 1857 mit der jüngsten badischen Prinzessin Cäcilie verheiratet, die dann den Namen Olga Feodorowna annahm.

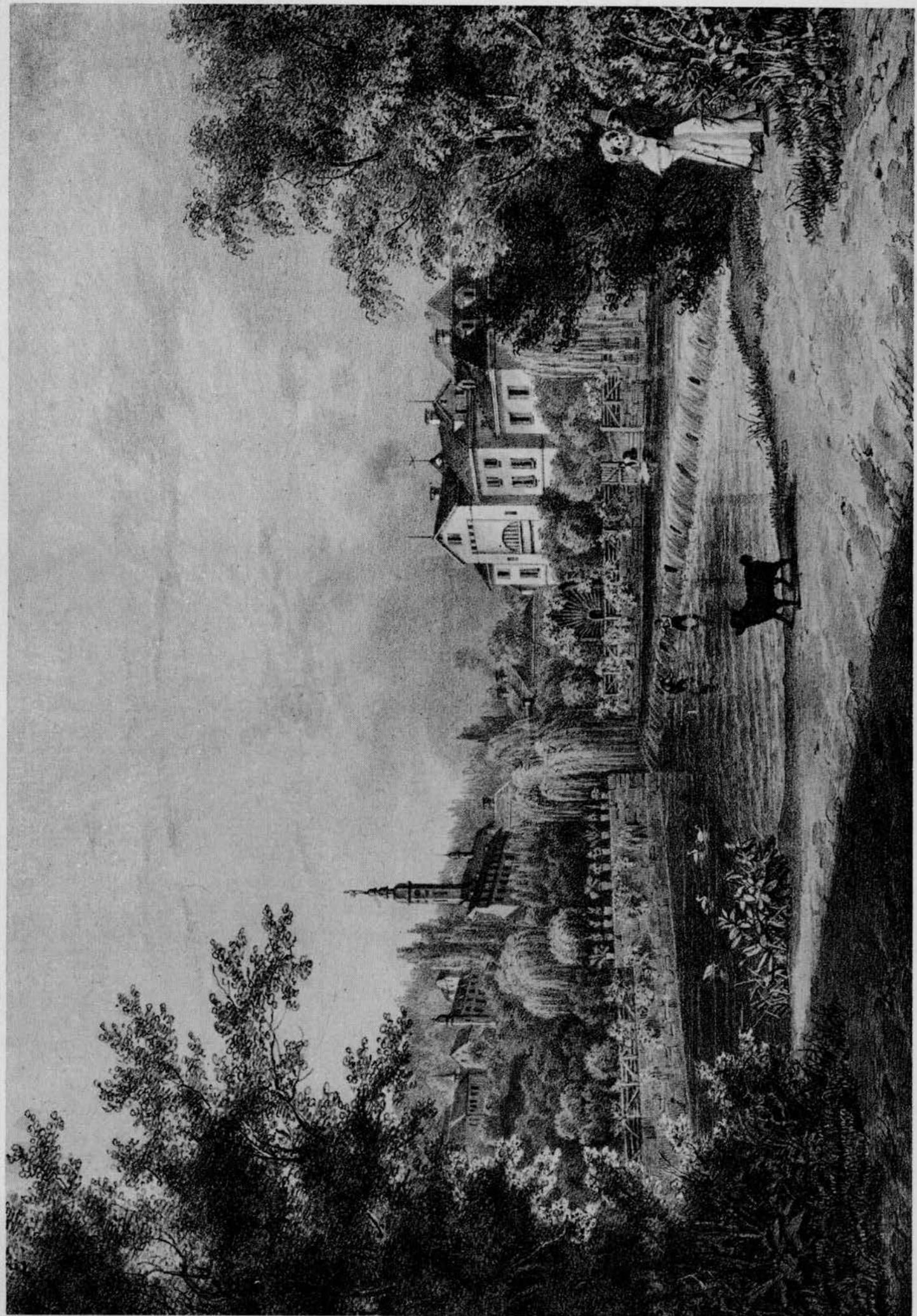
⁷⁾ Erst nachdem der große Karl Friedrich das Neue Schloß zu Baden für die schöne Jahreszeit zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, ward auch das Alte Schloß zugänglicher. Der Oberhofmarschall Marquis Friedrich Camille von Montperny ließ im Frühling 1809 einen Fahrweg dahin machen, den Fußpfad mit Ruhebänken versehen und die Ruine vom ärgsten Schutte räumen. Den 11. August 1809 besuchte dann Karl Friedrich in Begleitung seiner Gemahlin, zweier Kinder (der 13jähr. Graf Max und die 14jähr. Gräfin Amalie aus der Hochberger Linie) und den Hofleuten Montperny, Pfarrer Herr und Hofrat Jung, das Schloß (Bader, Fahrten und Wanderungen, Seite 40 und 42). — Zur Wiedereröffnung des Alten Schlosses am Hermannstag, 11. August 1809, lieferte der badische Hofrat Heinrich Jung-Stilling den Vers:

„Wo umragt von Felsen und Ruinen
Eine Hütte lud zur schönsten Ruh,
Jeder eilte mit vergnügten Mienen
Ihrem gastlich kühlen Schatten zu.
Freudig ließ am Tische man sich nieder —
Den verehrten Nestor oben an.
Menschengruppen standen hin und wieder
Im Gebüsche und am Fels hinan.

Und es dampfte auf der Eichenbohle
Des gedeckten Tisches ein ländlich Mahl,
Der Gesellschaft zum Genuß und Wohle,
In dem strohbedeckten Speisesaal.
Alle sah'n den Fürsten froh und heiter,
Zum Gewinn der eignen Fröhlichkeit.
Jeder Blick im Kreise der Begleiter
Lachte dankbar ihm Zufriedenheit.“

(Berl, Geschichtlicher Führer durch Baden-Baden und Umgebung, 28.)

⁸⁾ Um 1800 war ein Spaziergang zur Ruine des Alten Schlosses eine Art Wagstück. Noch führte kein gebahnter Weg auf diesen Berg, der sehr mühsam zu ersteigen war. Im Juli 1809 machten bessere Wege das Alte Schloß zugänglicher. Damals waren nur solche Badegäste da, die wirklich ihrer Gesundheit wegen gekommen waren. Da war nicht von Roulette die Rede, und das Konversationshaus bestand noch nicht (Freystedt, Erinnerungen aus dem Hofleben, Seite 25 u. 61).



Palais Hamilton mit dem großen Garten und dem Teich um 1830, Rückseite. Steindruck von P. Wagner.

Richtung des jetzigen Fußwegs von der Montperny-Hütte an dem Eberbrunnen vorbei. Man wagte aber nur mit leichten Wagen, sogenannten russischen Droschken⁹⁾, bis zu dem Punkte zu fahren, wo auch heute die Wagen halten und der Weg nach Ebersteinburg abzweigt. Trotz dieser Schwierigkeiten wurde indessen das Alte Schloß sehr häufig besucht.

Die oxsenbespannte Küchenbatterie

Damals war noch keine Wirtschaft oben und die Ruine nicht allenthalben zugänglich. Oft aßen wir bei schönem Wetter oberhalb derselben zu Mittag. In einer großen Strohhütte auf einem freien Platz an den Felsen hinter der Ruine wurde eine Tafel gedeckt und die Küche auf einer nahen Felsplatte eingerichtet; die ganze Küchenbatterie wurde auf einem mit Oxsen bespannten Leiterwagen hinaufbefördert.

Sophienruhe

Nach einem solchen heiteren Mahl im Freien machten wir insgesamt einst eine Entdeckungsreise auf die Felsen und erkletterten durch Gestrüpp und über die Steine weg die Stellen, von welchen man jetzt auf bequemen Wegen die schönen Aussichten genießt. Mein Vater ließ infolge jener Expedition den Weg bauen, der noch heute vorhanden ist und über die Felsen nach Ebersteinburg führt (heute = oberer Felsenweg). Die Rückkehr von dem Alten Schloß nach Baden erfolgte immer zu Fuß, und bei einem solchen Anlaß fügte es sich, daß meine Mutter¹⁰⁾, mit uns drei älteren Kindern ohne Weg und Steg den Wald durchwandernd, den schönen Aussichtspunkt „Sophienruhe“ fand, zu dem dann auch alsbald Wege gelegt wurden.

1830 Merkur noch ohne Turm

Nach Ebersteinburg konnte man damals zu Wagen nur gelangen, wenn man die alte Gernsbacher Straße bis zur Teufelskanzeln hinauffuhr; von hier mußte man auf einem Pferde oder zu Fuß durchs Dorf zu den Ruinen steigen.

In gleicher Weise wurde der Merkur erstiegen, dessen Spitze damals noch durch keinen Turm gekrönt und nur auf Fußwegen zu erreichen war.

Kloster Fremersberg und das Sandsteinkreuz

Der Fahrweg nach dem Jagdhaus bestand schon anfangs der dreißiger Jahre; von hier führte ein Fußweg nach Kloster Fremersberg. Nach diesem Kloster konnte man von Baden aus nur eine kurze Strecke, von dem Konversationshaus gerade den Berg hinauf bis zu dem Kruzifix und dann durch den Wald bis zum nächsten Wiesenbach fahren. Von dort aus wanderte man auf Fußwegen nach

⁹⁾ Leichte 2- bis 4rädriqe Wagen, ursprünglich nur in Rußland gebraucht, russ. = Drogi.

¹⁰⁾ Großherzogin Sophie, 1819—1865.

Fremersberg und Yburg. Mitte der dreißiger Jahre wurde an der Stelle des alten Klosters ein Haus gebaut mit einer kleinen Wirtschaft; zur Erinnerung an das einstige Gotteshaus errichtete mein Vater das noch heute dort stehende schöne Kreuz aus weißem Sandstein, zu welchem mein ältester Bruder die Zeichnung entwarf und unser Erzieher Hofrat Rinck¹¹⁾ die lateinische Inschrift verfaßte, während der alte Steinhauer Belzer in Weisenbach die Ausführung besorgte¹²⁾.

Schlechte Straßen allenthalben

Auch in den Tälern nach Geroldsau und Beuern waren nur schlechte Wege vorhanden¹³⁾; man konnte kaum bis zum Dorfe Geroldsau fahren. Schon nahe bei Lichtental mußte man eine Steige überschreiten, von wo aus es wieder steil bis zu der Stelle hinüberging, wo heute eine kleine Kapelle steht. Zum Wasserfall selbst führte nur ein Holzabfuhrweg. Wollte man von Baden aus Schloß Eberstein besuchen, so hatte man hierfür drei Wege zur Verfügung.

Großherzog Leopold ein rüstiger Wanderer

Entweder bequem zu Wagen über Oos, Kuppenheim und durchs Murgtal, oder die Gernsbacher Straße entlang, an der Teufelskanzel vorbei, bis Gernsbach, oder endlich über Lichtental bis Oberbeuern und von da zu Fuß durch den Wald. Dieser letztere Weg wurde ganz besonders häufig gewählt, oft auch an einem Nachmittag hin und her zurückgelegt. Mein Vater war sehr gut zu Fuß und ging die ganze Strecke meist in 2½ Stunden; wir Kinder durften ihn hierbei oft begleiten, wobei wir gemächlich um 2 Uhr nachmittags von Baden loswanderten und um 9 Uhr abends wieder zurückkamen.

Marienhorn und Pfeffernüsse im Kloster Lichtental

An Nachmittagen mit zweifelhaftem Wetter besuchten meine Eltern häufig die Klosterfrauen in Lichtental¹⁴⁾, zumeist zu Wagen. Da die Äbtissin gewöhnlich

¹¹⁾ Den grundlegenden Unterricht erhielt der Prinz bis zur Konfirmation von dem Bibliothekar Rinck, den die Mutter ehemals als ihren eigenen Lehrer schätzen gelernt (Dove, Großherzog Friedrich von Baden, Seite 22).

¹²⁾ Erst Ende der dreißiger Jahre ließ der restaurationsfreudige Großherzog Leopold auch das Jagdhaus Fremersberg wieder instand setzen. An der Stelle, wo der Hochaltar der Klosterkirche gestanden hatte, ließ Großherzog Leopold 1838 ein steinernes Kreuz mit Inschrift errichten. Nach der Ballade von Eduard Brauer in den „Badischen Sagebildern“ heißt sie:

„Ob auch die Welt in Trümmern geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht;
Und ob das Herz im Kampfe bricht —
Mein Herr und Christ, ich laß' dich nicht.“

(Berl., a. a. O. 144)

¹³⁾ Die Fuhrwerke mußten sich damals auf Straßen fortbewegen, die mit heutigen Feldwegen große Ähnlichkeit hatten. Selbst in der Residenz Karlsruhe fehlte es noch an einem Pflaster, und bei Regenwetter waren die Bürger verpflichtet, lange Reihen von Brettern hinzulegen, damit man nicht im Schmutze steckenblieb (Steinhoff, Großherzog Friedrich von Baden, Seite 7).

¹⁴⁾ Die Beziehungen der Großherzogsfamilie zum Kloster Lichtental waren sehr eng. Besonders Großherzog Leopold war es, dem die Erhaltung der Fürstenkapelle an der Nordseite der Klosterkirche am Herzen lag, ruhten doch hier seit 1312 die meisten seiner Ahnen, die Markgrafen von Baden.

benachrichtigt war, wurden sie von dem ganzen Konvent feierlich am Fuße der unteren Treppe empfangen. Dann ging es in den oberen mittleren Saal und bald darauf in den Chor, wo die damals noch sehr zahlreichen Klosterfrauen gute Kirchenmusik darboten. Es wurden Gesänge mit Instrumentalbegleitung aufgeführt, wobei noch die großen Baßgeigen mit nur einer Saite, sowie das zum Hervorbringen der Baßstimmen bestimmte sogenannte Marienhorn Verwendung fanden. Dann ging es in das Refektorium, wo ein Imbiß mit Kaffee eingenommen wurde. Wir Kinder erhielten jeweils eine Art von Pfeffernüsse, ein Gebäck, welches jetzt nicht mehr bekannt ist und überhaupt wohl nur in Lichtental vorkam¹⁵). Die Besuche im Kloster dauerten stets mehrere Stunden. Manchmal kehrten wir durch den Wald über den Cäcilienberg zu Fuß zurück; meist wurde indessen der Feierlichkeit wegen zurückgefahren, wobei die Dienerschaft, Reitknechte und Postillione von den Klosterfrauen mit künstlichen Blumen zum Schmucke von Hüten und Mützen bedacht wurden.

Auf der Lichtentaler Allee

Ich habe noch zu erwähnen, daß der Fremdenbesuch schon damals ein sehr starker war; alle Nationen waren vertreten, und man kann wohl behaupten, daß um 1830 die Elite der europäischen Gesellschaft sich in dem lieblichen Badeorte zusammenfand. Aus Frankreich begegnete man den ersten Namen des Faubourg (Stadtteil) St. Germain von Paris. Die Familien der hohen französischen und englischen Aristokraten kamen zu mehrmonatlichem Sommeraufenthalt meist mit Pferden und Wagen, so daß die Lichtentaler Allee am Abend einen Anblick bot, wie man ihn sonst nur in den Champs Elysées oder im Hydepark genießen konnte. Die schönsten Reit- und Wagenpferde sowie die feinsten Wagen waren da zu sehen. Die vielen Russen, welche nach Baden kamen, brachten nur selten ihre eigenen Gefährte mit, befließigten sich aber desto eifriger des Spiels an der Bank und waren daher die beliebtesten Gäste des damaligen Spielpächters, eines Herrn Chabert¹⁶). Auch Italiener, besonders Südtaliener, fanden sich zu jener

15) Nach Mitteilung von Schwester Maria Trudindis, S. O. Cist., vom Kloster Lichtental, berichten a) die Chroniken der Zisterzienserinnenabtei Lichtental von Lebküchlein, nicht von Pfeffernüssen. Allerdings erinnern sich einige Konventmitglieder, die von Baden-Baden sind, daß es früher auch Pfeffernüsse im Kloster gab, aber seit mindestens 40 Jahren werden sie nicht mehr gebacken. Ob das dieselben Pfeffernüsse wie vor 100 Jahren waren, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, da die Backschwester des Konvents ungefähr vor 60 Jahren ins Kloster kam und nach ihrem Rezeptbuch buk. Als Klostergebäck stellt die Klosterbäckerei jetzt an Weihnachten und an Ostern eine Art Springerle nach uralten Modeln her,

b) ist nirgends von Instrumentalmusik bei festlichen Anlässen wie beim Besuch der höchsten Herrschaften im Kloster die Rede,

c) kennt man heute Baßinstrumente mit nur einer Saite im Kloster nicht, sie sind, wenn sie hier im Gebrauch waren, jetzt nicht mehr vorhanden,

d) könnte das „Marienhorn“ ein ausnahmsweise großes Horn, ähnlich einer Posaune, sein, das heute noch im Klostermuseum aufbewahrt wird, und mit welchem man einen sehr lauten, sehr vollen Baßton — allerdings nur eine Tonhöhe — erzeugen kann. Der heutige Konvent hielt es immer für eine Art „Signalhorn“ für große Entfernung.

16) 1827 verlegte der Pächter des Conversationshauses, Mons. Chabert, die Spielbank vom Marktplatz hierher. Chabert hatte 27 000 Gulden für die Spielpacht zu zahlen. Vom Spiel ausgeschlossen waren Landleute, Dienstboten und Handwerksburschen, ihnen war es auch verboten, im Bereich des Conversationshauses

Zeit in großer Anzahl ein, da der Bruder des Königs von Neapel, der Graf von Syrakus, sich ständig in Baden aufhielt. Unter den fürstlichen Herrschaften, welche regelmäßig kamen, stand obenan die Königin Karoline von Bayern; dazu gehörten noch der Prinz Emil von Hessen, der alte Kurfürst von Hessen, der mit der Gräfin Reichenbach¹⁷⁾ verheiratet war und in Baden sein eigenes Haus¹⁸⁾ besaß, und endlich der Prinz Friedrich von Preußen. Diese verkehrten besonders viel mit meinen Eltern und beteiligten sich häufig an unseren Ausflügen. Die Fremden von Ansehen und Namen ließen sich in der Mehrzahl zum Empfang anmelden und wurden nach früherer Sitte auf der Promenade meinen Eltern vorgestellt, auf der rechten Seite der Budenreihe, etwa dort, wo sich heute der Kiosk für die Musik befindet. Diese Vorstellungen fanden zwei- bis dreimal in der Woche zwischen zwölf und ein Uhr mittags statt und gaben stets der gesamten Badegesellschaft Veranlassung, sich auf der Promenade bei den Klängen des Kurorchesters zu vereinigen. Unter den Namen, die mir noch erinnerlich sind, befindet sich auch derjenige eines Fürsten Philipp Löwenstein, welchen mein Vater häufig sah, weil er ein Kriegskamerad von ihm aus der Kampagne in Frankreich¹⁹⁾ war. Von bekannteren russischen Familien, die vertreten waren, nenne ich Dolgorucki, Tschernitschew, Suworow, Gagarine²⁰⁾, Domidow, Kleinmichel, Bariatinski, Scheremetziew und Wiasemski²¹⁾; mit ihnen erschien unser russischer Gesandter v. Struve²²⁾, der mit einem Fräulein v. Berckholz verheiratet war. Auch Engländer haben sich zahlreich in Baden niedergelassen und Häuser gekauft,

zu rauchen (Berl, a. a. O. Seite 4). — Das Restaurant à la Française des Monsieur Chabert lobt man 1836 ganz besonders, zumal auch die Preise den Pariser Speisehäusern entsprechen (Berl, 86).

17) Madame Emilie Ortlepp, die Tochter eines Berliner Goldschmiedes, hatte 1812 mit dem Kurprinzen Wilhelm von Hessen ein Verhältnis angefangen und ließ sich 1821 zur Gräfin von Reichenbach erheben. 1830 reiste Kurfürst Wilhelm nach Wien, um die Standeserhöhung der Gräfin Reichenbach zur Fürstin bei Metternich zu betreiben. Als 1831 die Gräfin unverrichtetersache nach Wilhelmshöhe bei Kassel zurückkehrte, erzwang der Volksunwille ihre Flucht. Heimlich aber ließ sie ihr Hab und Gut, das auf 16 Millionen Taler geschätzt wurde, in großen Frachtwagen abholen. Der Kurfürst folgte ihr nach und hat Kassel nie wieder gesehen (Ludwig Emil Grimm, Lebenserinnerungen, Seite 462).

18) Es ist das von Weinbrenner entworfene Gebäude in der Winterhalterstraße, in dem sich heute der Internationale Klub befindet. In diesem Hause wohnte die Königin von Schweden bis zu ihrem Tod, dann bewohnte es bis 1871 die Gräfin Reichenbach.

19) Nachdem Badens Truppen jahrelang an der Seite Napoleons in ganz Europa kämpfen mußten, konnte sich Baden erst nach der Schlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813) aus dem französischen Griff befreien. Mit russischen Regimentern, die im Dezember 1813 in Baden Winterquartiere bezogen, marschierten auch badische Soldaten in der Neujahrsnacht 1813/14 bei L i c h t e n a u über den Rhein, unter ihnen Markgraf Leopold. Diese Waffengefährtschaft ist u. a. die Ursache, daß anfangs des 19. Jahrhunderts viele Russen aus adeligen Kreisen Baden-Baden bevölkerten. — 1814 führte die Frau des preußischen Ministerresidenten am badischen Hof Varnhagen von Ense in Baden-Baden den ersten romantischen Salon. Gäste waren u. a. Fürst und Fürstin von Löwenstein, General von Trettenborn und Karl August von Sachsen-Weimar (Berl, 40).

20) Im Gunzenbachtal bei Baden-Baden hatte der russische Fürst Gagarine einen Palast. Später erwarb die Fürstin Gagarine mit ihren beiden Töchtern die Schweigertmühle, baute das Mühlenanwesen um, und von da an hieß die Mühle „Villa Gagarine“. Die ledig gebliebene Prinzessin Tatiane Gagarine starb hier hochbetagt nach dem ersten Weltkrieg. Heute befindet sich die „Bäder- und Kurverwaltung“ darin (Berl, a. a. O. 4 u. 105, sowie „Der Ufgau“, Seite 250).

21) Um 1850 wohnte in der Schweigertmühle der russische Fürst Wiasemskij, der Gesandter am badischen Hofe war. Er verbrachte aber mehr Zeit am Spieltisch zu Baden-Baden, bis er schließlich vom Zaren abgerufen werden mußte (Berl, a. a. O. Seite 4).

22) Eine geborene von Struve, Therese von Bacharach, war Tochter des russischen Generalkonsuls von Baden (Berl, a. a. O. Seite 237).

so namentlich die Familie eines englischen Obersten Syng, der lange in Indien gedient und sich auf der Falkenhalde ein Haus im indischen Stile erbaut hatte (siehe Bild weiter hinten). Mit dieser Familie sowie mit der eines schwedischen Grafen Arnfeld²³⁾ war meine Mutter sehr befreundet.

Mitte der dreißiger Jahre pflegte die Königin der Niederlande, eine geborene Großfürstin von Rußland und Schwester der Großherzogin von Sachsen-Weimar, längere Sommeraufenthalte in Baden zu nehmen, wo sie das v. Herzersche Haus bewohnte. Einmal, als ihr Bruder, der Großfürst Michael von Rußland, im Spätjahr aus Italien zurückkehrte und aus Gesundheitsrücksichten bis zum Frühling in Baden verweilen mußte, blieb sie sogar bis tief in den Winter. Sie verkehrte viel mit meinen Eltern und besuchte besonders gerne mit ihnen das Schloß Eberstein.

Im Ebersteiner Rittersaal

Aus jener Zeit stammen ein in Öl gemaltes Portrait der Königin (der Niederlande), das sie meinem Vater schenkte, und ein von ihr selbst für den Rittersaal von Schloß Eberstein gestickter und heute noch dort befindlicher schöner Lehnstuhl. Den König, ihren Gemahl, sowie sonstige Mitglieder der Familie kann ich mich nicht erinnern in Baden gesehen zu haben, ausgenommen den Prinzen Heinrich, der nach einer mehrjährigen Seereise zum Besuch der Mutter kam. Meine Eltern pflegten alljährlich ziemlich lange, manchmal von Juni bis in den November hinein, in Baden zu verweilen; dazwischen hielten sie sich abwechselnd länger oder kürzer in den Schlössern Favorite, Eberstein und Staufenberg (bei Durbach) auf.

Badische Pressefreiheit und Preußen

Das Schloß Eberstein²⁴⁾ war nach dem Aussterben der alten Grafen an die Markgrafen von Baden-Baden und von diesen an die Durlacher Linie gekommen, jedoch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo der Großherzog Karl Friedrich²⁵⁾ es seinem Sohne, dem Markgrafen Friedrich, schenkte, eine Ruine geblieben. Markgraf Friedrich erst ließ es nach den Plänen des Baudirektors Weinbrenner²⁶⁾ wiederherstellen, um es mit seiner Gemahlin während einiger Jahre zu bewohnen. Nach seinem Tode fiel es seiner Witwe und nach deren Ableben wieder dem regierenden Großherzog anheim. Bald nach seinem Regierungsantritt begann mein Vater dieses Schloß neu einzurichten, und es machte ihm eine besondere Freude, die Herstellungsarbeiten persönlich zu leiten und das Schloß mit Rüstungen,

²³⁾ Generalleutnant Baron Gustav Moritz von Arnfeld war schwedischer Gesandter in Wien.

²⁴⁾ Über Neueberstein schreibt A. Schreiber, a. a. O. Seite 102: Rechts hinter der Kapelle führt ein sehr netter Weg im Zickzack durch einen schönen Nadelwald zum Schloß Eberstein, das noch vor 30 Jahren in Ruinen lag. Der verstorbene Markgraf Friedrich (2. Sohn des unsterblichen Karl Friedrich), einer der edelsten und am wenigsten bekannten unserer Zeit, ließ das alte Schloß wieder herstellen aus seinen Ruinen. Das Innere ist einfach, aber geschmackvoll.

²⁵⁾ Karl Friedrich, 1728—1811.

²⁶⁾ Eine vorzügliche Erstbiographie Weinbrenners verfaßte nach dessen Tod im Jahre 1826 Aloys Schreiber, Hofrat und Hofhistoriograph in Karlsruhe.



Das Murgtal und das Oostal, Karte von C. Götzenberger um 1828. Die vielen Örtlichkeitsnahmen, Wege und Straßen sind wichtig für die Heimatkunde. Zeigt den Stand der damaligen Kartentechnik.



Schloß Eberstein bei Gernsbach um 1830. Markgraf Friedrich (1756—1817, zweiter Sohn des 1. Großherzogs Karl Friedrich) ließ die Ruine nach den Plänen Weinbrenners wiederherstellen. Großherzog Leopold richtete es hauptsächlich im Innern neu her. Steindruck um 1830 von P. Wagner. Später noch verschiedene Zubauten, unter anderem eine entzückende Gaststätte.

Kunstgegenständen und schönen Glasmalereien auszustatten. Im Jahre 1831 war denn auch die Restauration des Schlosses bereits insoweit gediehen, daß meine Eltern schon im Frühjahr ihren Aufenthalt dort nehmen konnten; wir Kinder durften sie begleiten. Der Aufenthalt dehnte sich bis in den Sommer hinein aus, obwohl mein Vater ihn durch Fahrten nach Karlsruhe häufig unterbrechen mußte, um Ministerrat abzuhalten und Audienzen zu erteilen. Auch die Minister kamen zeitweilig von Karlsruhe herüber, und ich erinnere mich noch recht wohl der vielen Besprechungen, die bei solchen Gelegenheiten über die schwierigen, im Landtage stattfindenden Verhandlungen abgehalten wurden. Insbesondere war es die Angelegenheit der unbedingten Preßfreiheit²⁷⁾, bzw. eines sehr freisinnigen Preßgesetzes, welche dem Bundestag Veranlassung gab, der badischen Regierung mit Interventionen und Exekutionen zu drohen, falls sie das Gesetz bestätigen würde. Diese äußerst peinliche Angelegenheit bestimmte meinen Vater, seinen Gesandten in Berlin, Herrn v. Franckenberg, auf mehrere Tage zu sich nach Schloß Eberstein zu berufen. Soviel mir bekannt ist, gelang es daraufhin bei König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine mildere Anschauung unserer Verhältnisse zu bewirken. Das fragliche Gesetz wurde modifiziert, und die Exekution fand nicht statt.

Güterverwalter Vogt und das „Eberblut“

Diese Vorgänge beeinträchtigten natürlich in hohem Maße die Ruhe und Freudigkeit, welche sonst der Aufenthalt auf Schloß Eberstein meinem Vater gewährt hätte; wir Kinder waren nur insofern davon betroffen, als wir voll inniger Teilnahme für die Sorgen unserer Eltern waren. Auch fanden wohl infolgedessen weniger gemeinsame Ausflüge statt. Immerhin waren wir doch sehr glücklich auf Schloß Eberstein und erfreuten uns bei Wanderungen und Spielen in der herrlichen Umgebung. Gleichzeitig mit dem inneren Ausbau des Schlosses Eberstein hatte mein Vater es unternommen, die Gartenanlagen ringsum zu erneuern und die Weinberge mit ausgezeichneten Rebsorten, vornehmlich Burgunderreben und feinen Gutedeln, neu anzupflanzen²⁸⁾. Der Verwalter des Gutes hieß damals Vogt und war aus Gernsbach gebürtig. Diesen Vogt sandte mein Vater nach Frankreich mit dem Auftrage, die besten dortigen Weinpflanzungen kennenzulernen und von den feinsten Arten Schößlinge mitzubringen. Dadurch wurden schon in den nächsten Jahren glänzende Resultate erzielt, und das „Eberblut“ errang sich bald einen bekannten und hochgeachteten Namen.

²⁷⁾ Der erste Landtag unter Großherzog Leopold, vom Anhauch der siegreichen Pariser Julirevolution berührt, hatte ein Pressegesetz erwirkt, das der Bundesordnung zuwider die Zensur in Baden aufhob. Die Presse erging sich darauf in phrasenhafte Maßlosigkeit. Der Bund setzte seinen Willen durch; die Zensur kehrte wieder, die Freiburger Hochschule ward einer strengen Zensur unterworfen, ihre liberalen Lehrmeister Rotteck und Welcker wurden in den Ruhestand versetzt (Dove, a. a. O. Seite 16).

²⁸⁾ Schon Karl Friedrich errichtete in Durlach eine eigene Rebschule. Eingeführt wurden bessere Rebsorten wie Gutedel, Rieslinge und roter Burgunder. Dieser erste badische Großherzog förderte schon Obstbau, Seidenzucht, Pferde- und Schafzucht. So kaufte er z. B. in Spanien eine ganze Herde Merinoschafe, wofür er die besondere Erlaubnis des spanischen Königs einholen mußte (Steinhoff, a. a. O. Seite 8).

Die Ebersteiner Monographie

Ferner wurde alles auf die Vergangenheit des Schlosses Bezügliche durch den Adjutanten meines Vaters, Herrn v. Krieg, auf das sorgfältigste gesammelt und in späteren Jahren zu einer Monographie verarbeitet, die einen sehr schätzbaren Beitrag zu der badischen Geschichte bietet²⁹⁾. Einen wesentlichen Anteil an dieser Arbeit nahmen auch unsere Erzieher, Geheimer Rat Rinck, und der Geistliche Rat Herr³⁰⁾.

Auf der Lindenallee von Bad Rippoldsau

Im Jahre 1832 verlebten meine Eltern den Frühsommer zuerst in Baden-Baden, dann begab sich meine Mutter mit meiner ältesten Schwester nach Bad Griesbach zum Gebrauch der dortigen Stahlbäder, mein Vater aber, von meinem ältesten Bruder und mir begleitet, nach Bad Rippoldsau, wo er das sogenannte Klösterle bewohnte. Mein Vater gebrauchte die Trinkkuren in Rippoldsau mit gutem Erfolg³¹⁾, ging jeden Morgen vom Klösterle zur Quelle und verkehrte, in der stattlichen Lindenallee (1 ½ km vom Klösterle nach Rippoldsau) auf- und abgehend, mit vielen der Badegäste. Unter diesen befanden sich der alte Minister v. Reitzenstein (noch unter Karl Friedrich), welcher sein Vertrauen in hohem Maße besaß, sowie die Gemahlin des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode mit ihren beiden Töchtern, den späteren Gräfinnen Seebach und Chreptowitsch³²⁾, mit welchen wir viel zusammen waren.

Ausflüge auf die Holzwälder Höhe

Fast täglich wurden Ausflüge unternommen; mit dem Geheimen Rat Rinck wanderten wir Brüder regelmäßig jeden Vormittag in die umliegenden Berge. Eine Zeitlang war auch mein Onkel Markgraf Max in Rippoldsau anwesend und wohnte mit seinem Adjutanten, Ritter v. Schilling, gleichfalls im Klösterle; er war sehr gut zu Fuß und bewog meinen Vater zu großen Spaziergängen, so daß wir fast jeden Nachmittag irgendeinen hochliegenden Punkt in den bewaldeten Bergen aufsuchten, wo dann am Lagerfeuer die mitgebrachten Vorräte zum Abendessen zubereitet wurden. Gewöhnlich kamen wir dann erst mit sinkender Nacht in unsere Quartiere zurück. Häufig gingen wir auch nachmittags mit Vater und Onkel über die Holzwälder Höhe nach Griesbach zum Besuch von Mutter

²⁹⁾ Bei dieser „Ebersteiner Monographie“ dürfte es sich nach Auskunft des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe um das Werk von Krieg v. Hochfelden: Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben, Karlsruhe 1836, handeln.

³⁰⁾ Geistlicher Rat Herr erhielt 1832 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Baden-Baden.

³¹⁾ Im Gästebuch des Hubbades finden sich mehrmals u. a. die Eintragungen der Grafen Wilhelm und Leopold von Hochberg (dem späteren Großherzog Leopold von Baden), nebst der Königin Hortense von Frankreich und ihrem ältesten Sohn Prinz Louis Napoleon, und deren Kusine, die Großherzogin Stephanie von Baden (eine Beauharnais und Adoptivtochter Napoleons I.) (Gerke, Das Hubbard, Seite 89).

³²⁾ Eine Pflegetochter des russischen Staatskanzlers Graf Nesselrode, Marie von Kalergis, machte sich in Baden-Baden als Wagnerverehrerin einen Namen. So schenkte sie ihm z. B. in Paris 10 000 Goldfranken (Berl., a. a. O. Seite 244).

und Schwester, blieben etwa zwei Stunden dort und kehrten dann auf demselben Weg wieder zurück, wobei in der Regel auf der Holzwälder Höhe selbst das Abendessen genommen wurde. Mein Vater war in Rippoldsau von dem Reise-stallmeister v. Seldeneck³³⁾ und dem Kabinettschef Klüber begleitet; meine Mutter hatte in ihrer Umgebung die Obersthofmeisterin Freifrau v. Wöllwarth mit ihrer Tochter, der Hofdame, dem Kammerherrn v. Rinck und die Gouvernante meiner Schwester, Fräulein Gerlach. In Griesbach wie in Rippoldsau hatten wir eigene Pferde mit, da man außer der Post keinerlei Fahrgelegenheit an diesen Orten finden konnte.

Überbelegtes Schloß Eberstein

Nach Beendigung der Bade- und Trinkkur fuhren meine Eltern über Freudens-tadt und Forbach nach Schloß Eberstein, wohin auf einige Wochen auch Onkel Max folgte. Die Gewohnheit, an schönen Abenden im Freien zu essen, wurde auch dort fleißig fortgesetzt und manch herrlich gelegene Stelle zu diesem Zweck auf-gesucht. Die Gesellschaft, die sich zusammenfand, war zahlreich, zumal auch häufig Gäste eingeladen waren; das Schloß war demnach dicht besetzt und der Raum reichte nur dadurch, daß man einzelne Zimmer mit zwei bis drei Personen belegte.

In den Arkaden von Schloß Favorite

Auch das Schloß Favorite wurde in den dreißiger Jahren mehrfach zu längerem Sommeraufenthalte gewählt. Die Eltern richteten sich dann in den östlich ge-legenen Gemächern des mittleren Stockes ein, während die westlich gelegenen als Fremdenzimmer reserviert blieben. Im oberen Stock wohnten nach Osten meine älteste Schwester, die Obersthofmeisterin und die Hofdamen, nach Westen mein Bruder Ludwig und ich mit Geheimrat Rinck, sowie die jüngeren Brüder mit ihren Pflegerinnen. Die Herren des Gefolges bewohnten die drei Gebäude, welche sich am Ende der Arkaden befinden. Die Tageseinteilung war die gleiche wie in Baden. Da auch hierhin Pferde und Wagen in größerer Anzahl mitgenommen wurden, so unternahm man häufig weitere Ausflüge in die Umgegend. Aber auch Fußtouren wurden gemacht, über die Berge nach Baden, nach Schloß Hohen-baden, nach Ebersteinburg oder auch nach Eberstein. Da wir auf Favorite im Hochsommer wohnten, so speisten wir gewöhnlich in dem durch drei Stockwerke gehenden großen Saale des Erdgeschosses, als dem kühlfsten Platz im Schlosse³⁴⁾. Nach dem Essen ging man in den Pavillon hinüber, an den sich die offenen Ar-kaden anschließen. Im Pavillon selbst befand sich ein Billard, auf dem manchmal eine Partie gespielt wurde, zumeist setzte man sich unter den ersten Bogen der

³³⁾ Ein jüngerer Bruder des Großherzogs Karl Friedrich, der Prinz und Markgraf von Baden Wilhelm Ludwig, heiratete 1766 morganatisch Wilhelmine Christine Scharfmann, die ab 1777 als Freiin v. Seldeneck geadelt wurde (Schuler, Das fürstliche Haus Zähringen-Baden, Anhang).

³⁴⁾ Während der Abendvereinigung im August 1815 z. B. suchte jeder ein Plätzchen auf dem Teppich zu finden, der lange nicht den ganzen, mit Marmor belegten Fußboden deckte; es war wahrhaftig kalt und unfreundlich (Freystedt, a. a. O. Seite 121).



Barockschloß Favorite bei Rastatt, Vorderseite mit den großen Treppen zum und aus dem Hauptgeschoß. Linker Flügel geht nach Osten. Erbaut von der Markgräfin Augusta Sibylla. Großer Park mit seltenen Bäumen. Die beiden Pavillone mit anschließenden offenen Arkadenhallen befinden sich hinter der Rückseite des Schlosses.

Arkaden, wo der Kaffee serviert wurde, während die Herren ihre Pfeifen rauchten und die Damen sich mit ihrer Stickerei beschäftigten. Dazwischen wurden auch Zeitungen vorgelesen, und zwar die deutschen durch den Kabinettschef Klüber, die französischen durch den Baron Du Boys. Wir Kinder durften währenddessen in den Arkaden umhertreiben; manchmal indessen, wenn besonders interessante Dinge vorgelesen wurden, hörten wir auch gerne zu. So erinnere ich mich sehr lebhaft, daß Baron Du Boys mehrere Nachmittage hindurch aus der Zeitung „La France“ und dem „Journal des Tribunaux“ die ausführlichen Schilderungen des Attentats des Fieschi auf König Louis Philippe und der Gerichtsverhandlungen darüber vorlas.

Murgbäder

Zur Erlernung des Schwimmens wurden mein Bruder Ludwig und ich mehrmals in der Woche in die Militärschwimmschule nach Rastatt geschickt; außerdem war in der Nähe von Kuppenheim bei einer Sägemühle im Mühlkanal der Murg ein Bad eingerichtet.

Gräfin Rossi sang

Aus Baden wurden immer viele Besucher empfangen, sei es von Personen, die bereits vorgestellt waren, oder von neu angekommenen Fremden, die vorgestellt

sein wollten. So kam u. a. die berühmte Sängerin Sonntag³⁵⁾, damals Gräfin Rossi, mit ihrem Gemahl zu uns und sang mehrmals in unserem Kreis. Auch unsere fürstlichen Verwandten fanden sich häufig ein, wobei allerdings der Raum oft knapp wurde.

Prinz Louis Napoleon verschwand vor Mitternacht

Eine historische Erinnerung von einiger Bedeutung bildete der Besuch, den der Prinz Louis Napoleon³⁶⁾, Neffe der Großherzogin-Witwe Stephanie³⁷⁾, auf Favorite abstattete. Er verweilte schon mehrere Wochen bei seiner Tante in Baden und wohnte bei ihr auf dem Schlosse, als er sich bei meinen Eltern anmeldete. Diese bezeichneten ihm eine Nachmittagsstunde zum Empfang, und der Prinz erschien denn auch in einem Wagen seiner Tante, die Pferde selbst kutschierend und begleitet von einem Marquis de Cricourt. Die Eltern empfingen ihn in dem kleinen Eckzimmer, welches mit den schönen Miniaturen ausgestattet ist. Später führten sie ihn hinüber in die Arkaden, wo die Herren und Damen des Hofes versammelt waren und Erfrischungen gereicht wurden. Nach etwa zweistündigem Aufenthalt kehrte der Prinz nach Baden zurück, wo er an dem gleichen Abend ein Fest auf dem Neuen Schloß veranstaltete. Hierzu hatte er viele Personen aus der Bekanntschaft seiner Tante eingeladen und das Schloß bengalisch beleuchten lassen. Man tanzte in dem Rittersaal³⁸⁾ und im Freien nach den Klängen des Badeorchesters bis tief in die Nacht hinein; der Gastgeber selber aber verschwand schon vor Mitternacht und kehrte zum Erstaunen und Schrecken seiner Tante nicht mehr in das Schloß zurück.

Das Attentat gegen Louis Philippe

Er war nämlich in der Nacht nach Straßburg gereist³⁹⁾, um am anderen Morgen das verhängnisvolle Attentat in der Artilleriekaserne gegen die Regierung Louis

³⁵⁾ Die berühmte Henriette Sonntag war 1836 neunundzwanzig Jahre alt. Sie hatte 1827 Graf Rossi geheiratet (sardinischer Gesandter am Deutschen Bundestag von 1835—1838) und drei Jahre später die Bühne verlassen. Finanzielle Schwierigkeiten zwangen sie aber 1849 wieder aufzutreten. Sie starb 1854 auf einer Vortragsreise in Mexiko (Grimm, a. a. O. Seite 488).

³⁶⁾ Prinz Louis Napoleon wurde später Napoleon III.

³⁷⁾ Großherzogin-Witwe Stephanie, Gemahlin von Erbprinz Karl Ludwig, wurde 1789 zu Paris geboren und starb 1860 zu Nizza. Sie hatte im Anfang ihrer Ehe und als Witwe ihren Sitz zu Mannheim. Es war ihr Lieblingswunsch, daß der älteste Sohn des französischen Königs Louis-Philippe, der Herzog von Orleans, die badische Prinzessin Marie, also die spätere Lady Hamilton, heiraten sollte. Von 1818—1843 bewohnte Stephanie das Neue Schloß in Baden-Baden, obwohl sie auf dem „Rettig“ einen Pavillon erbaute. Nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Empire flüchteten die Napoleoniden zuerst hierher. 1817 kaufte sich dann Königin Hortense Schloß Arenenberg in der Schweiz, gegenüber der Insel Reichenau. Dieses Schloß ist heute ein Museum, das erstaunlich viel besucht wird. Das Haus, seine Möbel und Erinnerungen haben viel dazu beigetragen, eine Legende um Hortense zu bilden, wie die Amerikanerin Constanze Wright in ihrem Buch „Hortense, Tochter Napoleons“, Marion und Schröder-Verlag Hamburg 1963, schreibt. Im Napoleonmuseum befinden sich 4 Zeitungsausschnitte aus Anlaß des Todes von Stephanie am 29. 1. 1860 in Nizza, 1 Brief von Stephanie an Hortense, ausgestellt Landy, 13. 4. 1807, über eine Soirée am kaiserlichen Hof zur Glanzzeit, 1 Dokument betr. Dotation des Großherzogs Karl von Baden und Stephanie an Mme. Claude Césuy-Marmesieu, ausgestellt in Schwenningen, 6. 6. 1811, mit Unterschrift und Siegel von Großherzog Karl von Baden und Stephanie Napoleon, wie der Leiter des Museums mitteilte.

³⁸⁾ Rittersaal im Bernhardsbau, stammt aus dem 15. Jahrhundert.

³⁹⁾ Nach Obser, Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs I. von Baden, Seite 27, liegt hier eine



Neues Schloß in Baden-Baden, im Hintergrund der Battert (= Alte-Schloß-Berg), von 1818—1843 Sommerwohnung der Großherzogin-Witwe Stephanie



Die römische Badruine Badenweiler, 1784 entdeckt und ausgegraben, ist fast 95 m lang und 28 m breit, das besterhaltene antike Badegebäude in Deutschland, durch Überdachung geschützt. Einer der vier Baderäume, die mit Thermalwasser aus Wasserspeiern gespeist wurden, liegt in der Bildmitte. *Aufn.: Vetter, Offenburg*

Philippe zu unternehmen, dessen verfehlter Ausgang ihn in das Staatsgefängnis nach Ham führte. Erst am folgenden Tage erfuhr die Großherzogin Stephanie diese sie sehr betrübende Nachricht, und auch meine Eltern waren davon um so mehr betroffen, als der Prinz am Vortag scheinbar völlig harmlos bei ihnen erschienen war. Diese ganze Angelegenheit ging nicht so ganz spurlos für uns vorüber, denn die französische Regierung nahm an, daß die Vorbereitung zu dem Attentat von Baden aus getroffen worden sei, und erbat sich Aufschluß hierüber. Prinz Louis Napoleon hatte in der Tat seine Unternehmung in ein so strenges Geheimnis zu hüllen gewußt, daß es wohl keiner Behörde gelungen wäre, dem Plane vor der Ausführung auf die Spur zu kommen. Die Erklärungen der badischen Regierung dem französischen Gesandten gegenüber befriedigten denn auch in Paris vollständig, und es gelang, das gute Einvernehmen beider Staaten ungetrübt zu erhalten.

Deutscher Prinz mit spanischem Akzent

Von bemerkenswerten Persönlichkeiten, die uns damals besuchten, nenne ich hier noch einen Prinzen Friedrich von Hessen-Darmstadt, der schon in den zwan-

Gedächtnisäusung des Prinzen Friedrich I. vor. Gemäß den Akten hielt sich der Prinz Louis Napoleon von Mitte Juli bis gegen Ende August 1836 in Baden-Baden auf. Von hier aus kehrte der Prinz nach Arenenberg zurück, wo dann der Handstreich in Straßburg verabredet wurde. Am 25. Oktober verließ er Arenenberg, fuhr durch das Höllental nach Freiburg, Lahr und Kolmar nach Straßburg, wo er dann am 30. Oktober von der Finkmattkaserne aus den Putsch unternahm, was zu seiner Ausweisung nach Amerika führte. Im Sommer 1837 war der Prinz aber bereits wieder in Arenenberg. — Nietzsche wohnte in der

Kurpark Badenweiler
beim Hotel Römerbad.
Allenthalben seltene
Bäume bis zur Ruine
der alten Zähringer-
burg.

Aufn.:

Vetter, Offenburg



ziger Jahren in der spanischen Armee gedient, dann aber den Dienst verlassen und sich in Paris etabliert hatte, von wo er manchmal nach Baden-Baden fuhr. Er hatte sich der deutschen Sprache so sehr entwöhnt, daß er sie nur mit spanischem Akzent sprach; seine Verwandten in Darmstadt sah er äußerst selten. Auch der bekannte französische General und spätere Marschall Bugeaud⁴⁰⁾ kam für einige Zeit nach Baden und ließ sich den Eltern vorstellen.

Sophienstraße im Hotel „Stadt Paris“. Es ist das gleiche Hotel, in dem vierzig Jahre früher Louis Napoleon seine Freunde für den Straßburger Putsch geworben hat (Berl, 259). Von den Gasthäusern wird u. a. die „Stadt Paris“ empfohlen, in der um diese Zeit (1836) Louis Napoleon den Staatsstreich inszenierte (Berl, 86).

⁴⁰⁾ Marschall Bugeaud, Herzog von Isly, war 1836/37 Führer der französischen Truppen in Algerien und Sieger über Abdel-Kader.

Das Römerbad in Badenweiler

In die dreißiger Jahre fällt noch ein längerer Aufenthalt meiner Eltern in Badenweiler. Das Bad war damals von Gästen schwach besucht, denn für Bäder war nur in sehr geringem Maße gesorgt, und zwar in dem „Gasthof zum Römerbad“⁴¹⁾, wo sich einige Kabinette für Wannenküden befanden. Außer diesem Gasthofe gab es noch einen einzigen andern, „Zur Stadt Karlsruhe“, und beinahe gar keine Privatwohnungen. Die Ruine⁴²⁾ war fast unzugänglich und der ganze Abhang mit seinen gegenwärtigen schönen Anlagen⁴³⁾ damals nur Wald mit einigen schmalen Wegen. Die Ruinen des Römerbades waren mit einem großen Dache gedeckt und teilweise ausgegraben. Während unseres Aufenthaltes in Badenweiler wohnten wir im Schloßchen, während das Gefolge in dem Gasthof zum Römerbad untergebracht war. Stallungen und Remisen waren genügend vorhanden, so daß Reit- und Wagenpferde mitgenommen werden konnten. Die Tageseinteilung war ähnlich wie auf Schloß Eberstein. Auch hier wurden viele Ausflüge in die Umgegend gemacht, und zwar meistens zu Fuß, da nur wenige Wege für Wagen geeignet waren; nur die Damen ritten auf Eseln. So besuchten wir der Reihe nach Bürgeln⁴⁴⁾ und Sausenberg⁴⁵⁾, den Blauen, die Sirnitz⁴⁶⁾ und den Nonnenmattenweiher⁴⁷⁾, den Belchen und den Landkutschenkopf⁴⁸⁾.

In alemannischer Mundart

Ebenso wurden in der näheren Umgebung alle sehenswerten Punkte besichtigt, u. a. das damals noch bestehende Hammerwerk in Oberweiler. In Müllheim kehrten wir in der Regel bei dem Oberamtmann Bausch ein, mit dessen Frau meine Mutter sehr befreundet war. Der evangelische Pfarrer in Badenweiler, Herr Sonntag, war noch ein Zeitgenosse Hebels und dessen persönlicher Freund. Er wurde häufig bei uns zum Abendessen eingeladen und trug dann Hebelsche Gedichte und Erzählungen in der alemannischen Mundart vor.

Verdienste um den Oberländer Rebbau

Größere Wagentouren wurden nach Kandern sowie über Sulzburg nach Staufen und dem Münstertal unternommen. In dem alten Schloßchen Sulzburg wohnte der

41) Heute hat das Hotel „Römerbad“ 170 Betten.

42) Auf deutschem Boden ist die römische Badruine das besterhaltene antike Badegebäude. 1784 wurde die Anlage wieder entdeckt und auf Veranlassung des Markgrafen mit großen Kosten ausgegraben.

43) Der Badenweiler Park, berühmt durch seinen Bestand von Zedern, Lorbeeren und Mammutbäumen und anderen dendrologischen Sehenswürdigkeiten, enthält Erinnerungssteine zum 70. und 80. Geburtstag von Großherzog Friedrich I.

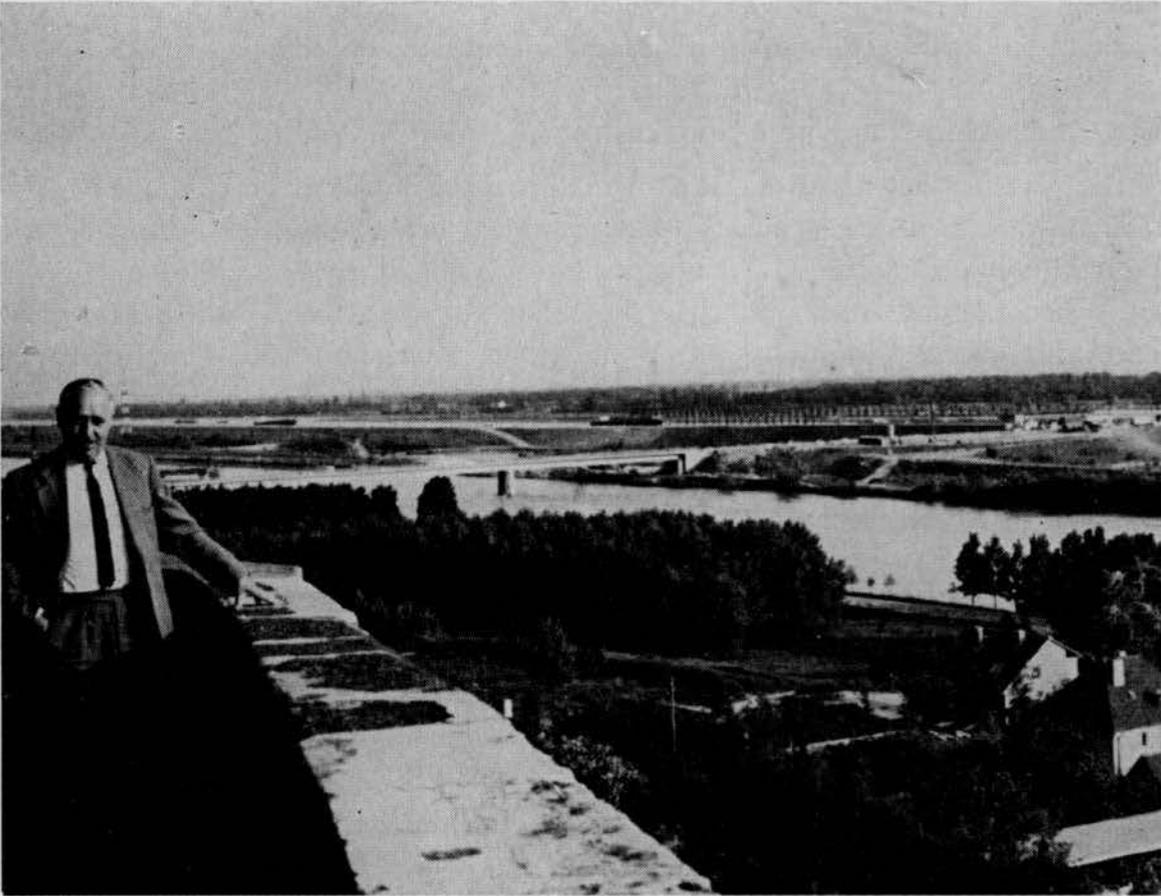
44) Schloß Bürgeln bei Kandern, das Wahrzeichen des Markgräflerlands, wurde 1524 zerstört und 1762 neu aufgebaut. Heute sorgt der Bürgelnbund für die Erhaltung des Schlosses.

45) Die Sausenburg bei Kandern war Stammburg der Herren von Hachberg-Sausenberg und ist seit 1678 Ruine.

46) 12 km von Badenweiler entfernt beginnt am Sirnitztal eine besonders schöne Wanderstrecke.

47) Im Nonnenmattenweiher im Klemmbachtal (Karsee aus der Würm-Eiszeit) liegt in der Mitte des Sees eine unter Naturschutz stehende Torfinsel.

48) Zum Blauen geht ein Weg zum Prinzensitz über Landkutschenkopf zum Hildafelsen und zum Hochblauen.



Blick vom Münsterplatz Altbreisachs auf den Rhein und die neue Rheinbrücke. Im Hintergrund der elsässische Rheinseitenkanal, rechts ein Elektrizitätswerk.

Aufn.: Vetter, Offenburg

Domänenverwalter Schilling, der sich um die Rebenkultur sehr verdient gemacht und den Weinen von Lauffen, Sulzburg und Kastelberg einen dauernden guten Namen erworben hat.

Markgräfler Industrien

Zwei ausgedehntere Ausflüge, bei denen übernachtet wurde, verdienen besondere Erwähnung. Der erste galt dem Besuch von Lörrach, wo wir mehrere Tage verweilten und die neu entstandenen Fabriken im Wiesental in Augenschein nahmen, in der Stadt selbst vornehmlich die damals schon bedeutende Fabrik von Peter Köchlin⁴⁹⁾ und in der Umgebung mehrere Baumwollspinnereien, Bandwebereien und kleine, meist Baslern gehörige Eisengießereien. Von Lörrach aus fuhren wir nach Schloß Rötteln, wo die Stadt meinen Eltern ein Fest bereitete, besuchten Schopfheim, wo wir einen Tag blieben, um das alte Hammerwerk in

⁴⁹⁾ Köchlin, Baumgartner und Comp. in Lörrach stellten um 1850 bedruckte Mousselin-Laine-Schals, bedruckte Halbwoollstoffe, Jaconets und Perse her, und die durchweg vollkommenen Fabrikate gereichten der badischen Industrie zu hohen Ehren. So erhielt diese Firma auf der Münchener Ausstellung 1854 die Große Denkmünze, bei der Pariser Ausstellung 1855 die Medaille 1. Klasse und bei der Industrieausstellung 1861 in Karlsruhe die Goldmedaille (Dietz, Die Gewerbe im Großherzogtum Baden, Seite 498).

Hausen, die Papierfabrik von Grether⁵⁰⁾ und eine nahegelegene Spinnerei von Iselin⁵¹⁾ zu besichtigen, und kehrten dann wieder nach Badenweiler zurück.

Mit Ruderschiff zur Ruine Sponeck

Der zweite größere Ausflug galt zunächst der Stadt Altbreisach⁵²⁾, wo meine Eltern in dem Amtshause, Markgraf Max, der uns begleitete, mein Bruder Ludwig und ich in dem Pfarrhause wohnten. Vom Pfarrhause aus genossen wir am ersten Morgen einen prächtigen Fernblick auf die Alpen. Nach Besichtigung der Stadt und des Münsters wurde ein großes Ruderschiff auf dem Rhein bestiegen, mit dem wir bis an den Fuß der Ruine Sponeck⁵³⁾ fuhren. Dort wurde von der Stadt Breisach ein festliches Frühstück veranstaltet, während wir uns bei herrlichstem Wetter der schönen Aussicht erfreuten. Dann ging es zu Wagen nach Endingen und Riegel, wo wir zu der Kapelle auf dem Michaelsberg⁵⁴⁾ hinaufstiegen, und von dort ab mit eigenen Pferden nach Freiburg, wo wir uns zwei Tage aufhielten und bei dem alten Herrn von Falkenstein in Rimsingen⁵⁵⁾ einkehrten. Auch hier bereitete die Stadt meinen Eltern mancherlei Festlichkeiten.

Die erste Großturbine in Baden

Der Rückweg führte durch das Höllental über Neustadt und Lenzkirch nach St. Blasien⁵⁶⁾, wo wir uns bei dem Freiherrn v. Eichthal zum Besuch seiner großen Baumwollspinnerei angesagt hatten. Wir stiegen alle bei ihm ab, nur mein Bruder und ich wohnten bei seiner mit dem Architekten Berckmüller⁵⁷⁾ verheirateten Tochter in einem anderen Teil des Fabrikgeländes. Eichthal hatte seine Fabrik mit den neuesten Maschinen aus England versehen; so hatte er u. a. die erste größere Turbine in Baden eingeführt⁵⁸⁾. Für seine Arbeiter sorgte er in frei-

⁵⁰⁾ Die Baumwollspinnerei von Gottschalk und Grether zu Schopfheim im Wiesental fabrizierten Baumwollgarne. Die Fabrik besaß damals ca. 14 000 Spindeln und beschäftigte 240 Arbeiter (Dietz, a. a. O. Seite 491).

⁵¹⁾ Nach dem Brande von 1844 wurde die Baumwollspinnerei und Weberei von Iselin und Comp. zu Schönau im Wiesental neu aufgebaut und umfaßte um 1850 15 000 Spindeln, 300 Webstühle, 2 Turbinen von 45 und 90 PS, 1 Hilfsdampfmaschine von 60 PS, 500 Arbeiter. Die Jahresproduktion: 5000 Zentner Garn Nr. 36 und 40, 50 000 Stück roher Tücher von 42 Stab Länge (Dietz, a. a. O. Seite 489).

⁵²⁾ 1834 besuchte der Großherzog Breisach und übte Gnade an einem zu Tod Verurteilten und sicherte der Stadt die Erbauung der Rheinbrücke zu (Rosmann, Geschichte der Stadt Breisach, Seite 454).

⁵³⁾ Die Ruine Sponeck bei Burkheim liegt auf einer niedrigen Bergnase des Kaiserstuhls dicht am Rhein. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut. Ein Hans-Thoma-Schüler, Adolf Bühler, richtete 1930 den Turm als Maleratelier ein.

⁵⁴⁾ 10 Minuten südlich von Riegel erhebt sich ein 62 m hoher Lößhügel, auf dem die aus dem 15. Jahrhundert stammende Michaelskapelle steht. Platz einer vorgeschichtlichen Siedlung.

⁵⁵⁾ Am südlichen Tuniberg bei Freiburg liegen Ober- und Niederrimsingen, beide keine Viertelstunde auseinander. Sie gehörten früher den Freiherren von Falkenstein (Bader, a. a. O. Seite 102).

⁵⁶⁾ Die im Jahre 1809 in der aufgehobenen Benediktinerabtei zu St. Blasien von dem Karlsruher Bankier David Seeligmann (später Freiherr v. Eichthal) errichtete Spinnmaschinenfabrik und mechanische Spinnerei gab das Signal zu einer gänzlichen Änderung der Betriebsweise (Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit, Seite 331)

⁵⁷⁾ Es handelt sich um den späteren Oberbaurat Joseph Berckmüller.

⁵⁸⁾ 1848 kam die Fabrik zum Stillstand und ging 1852 nach dem Tod des Barons durch öffentliche Versteigerung an C. W. Grether in Schopfheim über.

giebigster Weise. Alle waren sie mit ihren Familien in Betriebswohnungen untergebracht, für die Kinder waren Schulen eingerichtet, und neben dem katholischen Ortsgeistlichen war noch ein evangelischer Geistlicher zur Pastorisierung angestellt.

Die Gewehrfabrik von St. Blasien

Außer der Spinnerei hatte er noch eine Gewehrfabrik errichtet und auch diese nach den neuesten Erfahrungen ausgestattet⁵⁹⁾. Nachdem wir zwei volle Tage in St. Blasien verblieben waren, kehrten Mutter und Schwestern mit den Damen über Freiburg nach Badenweiler zurück, während mein Vater mit uns beiden Brüdern zunächst über Höchenschwand nach Albbrock reiste, um das damals dem Staate gehörige ausgedehnte Hüttenwerk eingehend zu besichtigen. Wir wohnten in dem Werk selbst bei dem Hüttenverwalter Bausch und verweilten einen ganzen Tag. Dann kehrten wir, mit einem kurzen Aufenthalte in Grenzach, wo mein Vater einen Herrn Oswald aus Basel besuchte, mit dem er befreundet war und der in Grenzach ein schönes Weingut besaß, über Schliengen und Müllheim nach Badenweiler zurück.

Silber und Blei in Haus Baden

Das Bergwerk in Haus Baden⁶⁰⁾ war noch im Betrieb und ergab weniger Silber und viel Blei. Ergiebiger war ein Bergwerk im obersten Münstertal, bei St. Trudpert. Dieses betrieb eine Gesellschaft mehrere Jahre hindurch mit ziemlichem Erfolg; es wurde gutes Silber und Blei zutage gefördert, und sehr viele Leute der Umgegend fanden dabei Verdienst. Der Sohn des alten Barons v. Haber⁶¹⁾ in Karlsruhe, Louis v. Haber, war Direktor derselben, und es gelang ihm, die Werke während mehreren Jahren auf einiger Höhe zu halten.

⁵⁹⁾ Waffen werden im Großherzogtum Baden, seit die Gewehrfabrik in St. Blasien eingegangen ist, nicht mehr fabrikmäßig angefertigt. In der Regel beschäftigt sich die Industrie mit Anfertigung einzelner Luxuswaffen (Dietz, a. a. O. Seite 627).

⁶⁰⁾ 15 Minuten südlich von Badenweiler liegt heute das Kurhaus Schloß Hausbaden. Es ist Mittelpunkt eines alten Bergbaugebiets auf silberhaltigen Bleiglanz. Urkundlich wird hier der Silberbergbau erstmals im 11. Jahrhundert erwähnt, kam im 15. und 16. Jahrhundert zu besonderer Blüte und wurde von Haus Baden bis 1850 betrieben. Versuchsweise wurde er in den Jahren 1918—1924 wiederaufgenommen.

⁶¹⁾ Der großherzogliche Hofbankier Salomon v. Haber, der „badische Rothschild“, u. ä. Überschriften und Artikel würdigten letztes Jahr die Arbeit dieses Karlsruher Bankhauses. Da lesen wir in den „Bad. Neuesten Nachrichten“ vom 30. Mai 1964: Die Markgrafschaft Baden war heillos verschuldet; das Kurfürstentum Baden verschuldete noch mehr, und das Großherzogtum Baden geriet vollends in eine unbeschreibliche Misere. Auf dem Etat lagen Schulden aus dem längst erloschenen Hause Baden-Baden; neue Lasten brachten die Koalitionskriege, die Kontributionen und die Rüstungen im Verein mit dem Rheinbund; hinzu kamen Unsummen, welche die verschiedenen Karlsruher Hofhaltungen verursachten, die ungedeckten Verbindlichkeiten aus dem flotten Leben des Prinzen Louis, des späteren Großherzogs Ludwig und nicht zuletzt die Verschwendungssucht der Reichsgräfin von Hochberg. Bis zum Jahre 1820 mußte das Großherzogtum Baden insgesamt 20 Millionen Gulden aufnehmen. Davon hatte Haber allein 8½ Millionen Gulden aufgebracht. Z. B. besorgte er auf einen Schlag 5 Millionen Gulden über die Familie Rothschild, deren Empfang Großherzog Ludwig am 1. September 1820 höchstselbst quittierte. 1829 nobilitierte er den Finanzier und bescheinigte dem Baron von Haber im Adelsdiplom „die mannigfaltigen getreuen Dienste, welche Unser Hofbankier Unserem Staate fortwährend bewiesen“. Inzwischen war der Haushalt des Großherzogtums ausgeglichen, seine Finanzen waren gesundet, und kaum war Baden dem Deutschen Zollverein beigetreten, finanzierte Salomon von Haber und Söhne die Gründung der drei größten Industrien in Baden,



Erze aus Kandern

Ein besonders ergiebiges Bergwerk war damals in *K a n d e r n*, wo Eisenbohn-
erz in großen Mengen zutage gefördert und in einem Hochofen für die ver-
schiedenen Eisenwerke des Landes bearbeitet wurde. Es beschäftigte zahlreiche
Menschen, und die Hochöfen und Kohlenbrennereien, welche damit in Verbindung
standen, sowie der Transport des Eisenerzes und der Holzkohlen brachten viel
Geld in weite Kreise. Die Hüttenwerke von Oberweiler, Hausen im Wiesental,
Albbruck und Kollnau bezogen ihre Erze großenteils aus Kandern. Sie trugen
wesentlich dazu bei, die *H o l z k o h l e n p r o d u k t i o n* im ganzen Schwarz-
wald auf einem hohen Stand zu erhalten; in den dreißiger Jahren florierten all
diese staatlichen Hüttenwerke wie auch die Fürstlich Fürstenbergischen in stei-
gendem Maße. Die Eisenproduktion lohnte sich damals besonders, weil die Güte
des Eisens nur in dem schwedischen einen Konkurrenten fand; das Schwarzwälder
Eisen war daher im Handel allenthalben sehr gesucht.

Staatlicher Hüttenbetrieb unrentabel

Mit Zunahme der Verkehrswege indessen und mit dem Beginn des Eisenbahn-
baues nahm die Eisenindustrie im Norden Deutschlands einen großen Aufschwung;
die Massenproduktion mit Hilfe der Steinkohle verdrängte das bessere, mit Holz-
kohle produzierte Eisen, und so konnte man der norddeutschen Konkurrenz nicht
mehr Stand halten. Schon im Beginn der vierziger Jahre wurde der Betrieb dieser
Eisenwerke geringer, und am Ende der fünfziger Jahre wurde der Staatsbetrieb
völlig eingestellt. An die Stelle der alten Eisenwerke sind jetzt andere Industrie-
zweige getreten⁶²⁾ und benutzen die vorzüglichen Wasserkräfte jener.

Ich will hier noch bemerken, daß die Aufenthalte in Badenweiler durch die
Sorgfalt unseres Erziehers reichlich Gelegenheit boten, um über den ganzen Ge-
werbebetrieb uns eingehend zu informieren. Geheimrat Rinck benützte jeden
Anlaß, uns damit und auch mit dem Betriebe der Landwirtschaft durch eigene
Anschauung bekannt zu machen. Dabei wurde trotz aller dieser Ausflüge doch
auch recht fleißig gearbeitet. Was wir erlebt und gesehen, mußten wir schriftlich
darstellen und einzelnes ausführlich ausarbeiten, so daß neben dem allgemeinen
wissenschaftlichen Unterricht die praktischen Erfahrungen uns eine reiche Quelle
der Belehrung erschlossen. (Wird fortgesetzt.)

nämlich die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen, die Zuckerfabrik in Waghäusel und die
Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, ganz abgesehen von den vielen kleineren Unternehmen.

⁶²⁾ Die Großherzoglich badischen Hüttenverwaltungen in Zitzenhäusern, Hausen, Albbruck und Kollnau
florierten als Familienbetriebe nach wie vor, denn zur Karlsruher Industrieausstellung 1861 glänzte z. B.
die Verwaltung Hausen mit zwei Gußstatuen, Großherzog Friedrich I. und Luise darstellend (Dietz,
a. a. O., Seite 526).

Blick auf die umfangreiche Schloßruine Rötteln bei Lörrach. Im 14. Jahrhundert kam das Schloß in den Besitz
der zähringischen Markgrafen von Hadberg-Sausenberg (obere Markgrafschaft). Den unteren Teil der Burg
kaufte die Stadt Lörrach 1964 vom Land Baden-Württemberg, um eine Gaststätte dort einzurichten.

Aufn.: Hügin, Lörrach

Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise^{*)}

von Hans-Peter Sattler

Kapitel III

Der gesamtwirtschaftliche Zusammenhang

Fallende Getreidepreise und steigende Preise für handwerklich-gewerbliche Produkte bestimmen das Bild der Wirtschaft im 14. Jahrhundert¹⁾. Das Auseinanderfallen der Preise, die Ausbildung der sogenannten Preisschere, wird von einer in der Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzenden Metallwertverringerung der umlaufenden Münzen begleitet²⁾.

Die allein auf Einkommen aus der Landwirtschaft angewiesenen Bevölkerungsgruppen sehen sich vor eine kritische Situation gestellt. Der Siegeszug des Geldes hatte zu einer Steigerung des Marktangebotes von Produkten der Handwerke geführt. Die Erschließung neuer Binnenabsatzmärkte durch den Handel hatte die ländliche Bevölkerung in Abhängigkeit vom städtisch-gewerblichen Angebot gebracht. „So verlor im Bereich der Städte auch das flache Land die selbstgenügsame Eigenständigkeit. Handelswaren und städtische Erzeugnisse drangen in die ländlichen Haushalte ein, Dienstleistungen der Dorf- und Stadthandwerker verdrängten Teile des ländlichen Hausfleißes, und die eigentlich landwirtschaftliche Tätigkeit . . . wuchs über den Rahmen des Eigenbedarfs hinaus. Hatten einst die Überschüsse der Wirtschaft zur Deckung von Luxusbedürfnissen gedient, auf deren Befriedigung zu verzichten nicht schwer war, so fixierten sich allmählich die Markterlöse in lebenswichtigem Unterhalts- und Betriebsbedarf, und damit wurde die Erzeugung für den Absatz zum Zwang.“³⁾ Als der Rückgang der Agrareinkommen beginnt, ist diese Abhängigkeit schon derart festgeknüpft, daß sie von der Bevölkerung des flachen Landes nicht mehr gelöst werden kann. Die Landbevölkerung, Bauern und Adel, ist jetzt auf die Belieferung durch den Handel notwendig angewiesen und bekommt schmerzhaft das Schwinden der Kaufkraft ihres Einkommens zu spüren.

In weit stärkerem Maße aber noch als der bäuerliche Bevölkerungsteil wird der grundrentenbeziehende Adel Opfer dieser Entwicklung. Der Wert des den Grundrentenbezieher zuzufließenden (unveränderlichen) Anteils an der bäuerlichen Pro-

^{*)} Die früheren Teile siehe „Ortenau“ 1962 und 1964.

duktion schmilzt zusammen, sei er nun in Geld oder in Naturalien festgelegt. Die dem Bauern zur Verfügung stehenden Abwehrmöglichkeiten, die Erhöhung der „Marktquote“⁴⁾ oder ein Ausweichen auf Erzeugnisse, die für den Preisrückgang weniger anfällig waren, fehlen dem Adel. Die Einnahmen, die ihm aus eigenem landwirtschaftlichem Betrieb erwachsen, sind im Verhältnis zu den Gesamteinnahmen meist zu gering, als daß eine Produktionsausweitung oder -umstellung sich spürbar auswirken könnte. Eine zweite Maßnahme zur Bremsung des Einkommensrückgangs, die Neufestsetzung und zugleich Erhöhung der ständigen bäuerlichen Abgaben, ist in dieser Zeit in der Ortenau noch nicht festzustellen; auch eine Umformung der Naturalabgaben zu Geldabgaben läßt sich noch nicht nachweisen. Beides hätte aber auch nur für eine kurze Zeitspanne Erleichterung verschafft. Da es sich dabei nur um eine *Neufixierung*, nicht aber um eine dauernde *Angleichung* der Abgaben an das gleitende Preisgefüge hätte handeln können, wäre schon nach fünf oder zehn Jahren durch den weiteren Preisfall bzw. durch die weiteren Münzverschlechterungen das alte Mißverhältnis wiederhergestellt gewesen, wäre nur ein Aufschub, nicht aber eine Heilung erreicht worden.

In der Literatur fehlen bisher Darstellungen, die bereits für das frühe 14. Jahrhundert der engen Verzahnung von Preisfall, Münzverschlechterung und Verarmung des ritterlichen Adels nachgehen. Während der Vermögenszerfall des Adels in dieser Zeit entweder überhaupt nur konstatiert, nicht aber erklärt wird, oder aber auf überreiche Schenkungen an die Klöster⁵⁾, auf Mißwirtschaft, Luxus, Händelsucht⁶⁾, auf politische Gründe⁷⁾ und gar auf einmalige Zufallskatastrophen⁸⁾ zurückgeführt wird, sieht die neuere Forschung als Ursachen des Vermögenszusammenbruchs der späteren Zeit vor allem Ausstrahlungen eines Umbruchs der Gesamtwirtschaft: es sind „offenbar namentlich vier verschiedene Momente, die hier zusammenwirken. Einmal ist es der Rückgang der Kaufkraft der in älterer Zeit nominal fixierten Geldzinsen. . . . Diese Tendenz wurde nun noch verstärkt durch einen zweiten Umstand, nämlich den Verfall der Agrarpreise. . . . Einen dritten Grund haben wir in der Tatsache zu erblicken, daß zahlreiche Hufen und sonstige Bauernstellen nicht mehr besetzt sind. Daß sich dies für die Grundherren in entsprechend starker Minderung ihrer Einnahmen auswirken mußte, liegt auf der Hand. . . . Schließlich mußten weitere Minderungen dort eintreten, wo die Grundherren einen Eigenbetrieb besaßen, für dessen Bebauung sie auf Gesinde oder freie Tagelöhner angewiesen waren“⁹⁾.

Die Theorie Lütges aber hat dazu verleitet, das Jahr 1350 als Stichjahr für den Beginn des gewaltigen Niederganges der Wirtschaftskraft des Niederadels anzunehmen. Sein Sturz aus der schwindelnden wirtschaftlichen Höhe während der ersten fünfzig Jahre des Jahrhunderts wurde übersehen. Lediglich Ernst Kelter hat diesen Fehler zu korrigieren versucht. Im Anschluß an die Gedankengänge Lütges vermutet er, „daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon einmal besonders schwere Pestwellen, ähnlich wie 1347/50, über Europa hereingebrochen waren“¹⁰⁾. Die den späteren Pestwellen analogen Auswirkungen dieser Seuchen könnten eine mögliche Erklärung für die schwierige Lage des Ritteradels am Ende des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts darstellen. Der zeitliche Abstand zwischen Krisenursache

und -höhepunkt wäre dann ungefähr der gleiche wie bei der Großen Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts, die eine Krise auslöste, deren Höhepunkt viel später liegt ¹¹⁾).

Gewiß, der wirtschaftliche Abstieg dauert zwischen 1350 und 1400 weiter an. Aber unzweifelhaft verlangsamt sich in dieser Periode, wenigstens in der Ortenau, das Tempo des Niedergangs. Verkäufe und Verpfändungen werden seltener, ja, es hat sogar den Anschein, als hätten die letzten Jahre des 14. und die ersten Jahre des 15. Jahrhunderts noch einmal eine merkliche Besserung gebracht. Erst das vollständige Aufklappen der Preisschere zwischen 1400 und 1450 ¹²⁾ schafft dann die endgültige Katastrophe. Für die Ortenau jedenfalls bedeutet das Jahr 1350 einen Einschnitt nur in der Weise, daß der Vermögensschwund nicht verstärkt, sondern im Gegenteil schlagartig abgeschwächt wird. Die Preisbewegung ist eine Erklärung dafür.

1. Münzverschlechterung und Preisbewegung

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts läßt sich eine ständige Verringerung des Silbergehaltes der in Straßburg geprägten Pfennige, die auch in der Ortenau vorherrschendes Zahlungsmittel sind, feststellen ¹³⁾. Die Anzahl der aus der Feinen Mark Silber geschlagenen Pfennige wächst andauernd, d. h. der Nominalwert der Gewichtseinheit Silber erhöht sich, und der Edelmetallwert der Münzeinheit Pfennig wird immer geringer. Vergleicht man den Silberwert der Münzen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts mit dem der Münzen aus späterer Zeit, so zeigt sich bereits 1313, „daß seit dieser Zeit die Pfennige um mehr als die Hälfte ihres vormaligen Silberwerts heruntergegangen waren“ ¹⁴⁾.

Im 14. Jahrhundert hält diese Münzverschlechterung weiter an. Allein zwischen 1313 und 1397 wird in Straßburg der Edelmetallgehalt der Münzen sechsmal herabgesetzt ¹⁵⁾. Verglichen mit 1313 ist am Ende des 14. Jahrhunderts der Silberwert der Straßburger Pfennige nochmals um die Hälfte gesunken, hat sich die Zahl der aus der Silbereinheit geschlagenen Münzen nochmals um die Hälfte erhöht.

Tafel 10: Münzverschlechterung in Straßburg im 14. Jahrhundert in Zehnjahresdurchschnitten ¹⁶⁾

Zeitraum	Anzahl der aus der Feinen Mark Silber geschlagenen Pfennige (gewogene Zehnjahresdurchschnitte)	Index (Basis 1350—1360 = 100)
1310 — 1320	512,0	112,0
1321 — 1330	517,6	111,1
1331 — 1340	544,2	106,5
1341 — 1350	582,0	100,0
1351 — 1360	582,0	100,0
1361 — 1370	641,4	89,8
1371 — 1380	648,0	88,7
1381 — 1390	648,0	88,7
1391 — 1400	739,6	62,9

Der ziemlich gleichförmige Verlauf der Münzverschlechterung wird in Tafel 10 deutlich. In nahezu gleichen Raten vermindert sich der Silberwert der Pfennige; lediglich die Periode 1390/1400 bringt eine sehr starke Beschleunigung der ruhigen Abwärtsentwicklung, die durch zwei kurz hintereinander durchgeführte ungewöhnlich große Herabsetzungen des Pfennigsilbergewichts bewirkt wird. (1395 sind es noch 720, 1397 bereits 805 Pfennige, die aus der Feinen Mark geschlagen werden.)

Obwohl nur unzulängliche Agrarpreisangaben zur Verfügung stehen, mußte versucht werden, die Preisnotierungen zu Zehnjahresdurchschnitten zusammenzuziehen, um ein einigermaßen reines Bild von der langfristigen Preisentwicklung zu erhalten.

Besonders lückenhaft ist das bisher zusammengestellte Zahlenmaterial aus der Zeit vor 1350¹⁷⁾. Für die Getreidepreise liegen, abgesehen von der Teuerungsperiode zwischen 1310 und 1320, nur sporadische Erwähnungen vor; die Fleischpreise aus dieser Zeit fehlen völlig. Erst nach der Jahrhundertmitte werden die Zahlenangaben häufiger. Sowohl für Fleisch als auch für Getreide ließ sich von da an ein Durchschnittswert für fast jede Dekade errechnen. Für andere landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie etwa den gerade in der Ortenau wichtigen Wein oder auch für Geflügel, sind Preisangaben so mangelhaft, daß es nicht zu verantworten war, auf diesen Werten aufzubauen¹⁸⁾.

Bei der Suche nach einem Basisjahrzehnt für die Indexberechnung mußte auf die Wahl einer Normalpreisperiode verzichtet werden. Es war vielmehr notwendig, das Augenmerk auf eine Periode zu richten, in der für sämtliche berücksichtigten Produkte Preisangaben vorliegen, weil ja sonst die Möglichkeit eines Zwischenvergleichs ausgeschlossen gewesen wäre. Nachdem die Zeit vor 1350 aus den bereits erwähnten Materialgründen dafür ausscheiden mußte, blieben nur noch zwei Perioden übrig: einmal das Jahrzehnt zwischen 1350 und 1360 oder aber die Zeit zwischen 1390 und 1400. Da die Preise nach 1390 wieder anstiegen, und auch noch ein gerade in dieser Zeit erfolgter beträchtlicher Wertrückgang der Münzen die Aussage getrübt und weitere Vergleiche erschwert hätte, erschien das Jahrzehnt unmittelbar nach der Jahrhundertmitte am besten geeignet.

Die Aufarbeitung der von Hanauer¹⁹⁾ zusammengetragenen Preise aus Straßburg und dem Oberelsaß, die sicherlich auf die Ortenau zu übertragen sind, ergab als erstes auffälliges Merkmal, daß die Preisverläufe für die einzelnen Produkte keineswegs gleichgerichtet sind, sondern, wie auch andernorts festzustellen ist²⁰⁾, erheblich voneinander abweichen. Treten schon zwischen den verschiedenen Getreidesorten und Fleischarten bemerkenswerte Unterschiede in der Richtung der Preisentwicklung auf, so zeigt ein Vergleich der Getreide- mit den Fleischpreisen noch erstaunlichere Abweichungen. Die Ursache dafür dürfte ein weitgehender Geschmackswandel der Konsumenten, d. h. ein Übergang von weniger edlen auf edlere Nahrungsmittel, sein²¹⁾.

Bei der tabellenmäßigen Darstellung der Preisverläufe wurde mit zwei Werten gearbeitet. Einmal ist — unter vollständiger Außerachtlassung der parallellaufenden Münzverschlechterung — den Berechnungen der in Straßburger Pfennigen angegebene Preis der jeweiligen Zeit zugrunde gelegt, woraus dann die Zehnjahres-

durchschnitte gebildet wurden. Diesem Nominalpreis gegenübergestellt ist ein Realpreis, der unter Berücksichtigung der Münzverschlechterung errechnet wurde. Zur Bestimmung dieses Realpreises sind die jeweiligen Nominalpreise auf den Münzwert des Basisjahrzehnts 1350/60 umgerechnet, d. h. das durchschnittliche Ausprägungsverhältnis des Basisjahrzehnts 1350/60 (582 Pfennige aus der Feinen Mark Silber) ist als konstant angenommen ²²⁾.

Die Methode, zwei Preise gemeinsam darzustellen, wurde deshalb beibehalten, weil es für die Fragestellung nicht uninteressant ist, auch das Auseinanderfallen von Real- und Nominalpreis aufzuzeigen. Der von der Münzverschlechterung bereinigte Preis allein würde eine zu schwache Aussage ergeben. Erst beide Preise nebeneinander

Tafel 11: Getreidepreisverlauf in Straßburg im 14. Jahrhundert
(Zehnjahresdurchschnitte) ²³⁾

Zeitraum		Roggen (Viertel)		Weizen (Viertel)		Hafer (Viertel)		Gerste (Viertel)	
		Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis
1310 — 1320	dn. Arg.	99,7	113,3	—	—	36,0	40,9	50,6	50,6
	Index	164,2	219,6	—	—	104,3	118,2	145,8	165,6
1340 — 1350	dn. Arg.	77,5	77,5	96,0	96,0	35,0	35,0	48,0	48,0
	Index	127,7	127,7	128,6	128,6	101,2	101,2	138,2	138,2
1350 — 1360	dn. Arg.	60,7	60,7	74,6	74,6	34,6	34,6	34,7	34,7
	Index	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
1380 — 1390	dn. Arg.	49,6	44,5	64,2	58,6	37,8	33,9	34,2	30,7
	Index	81,7	73,3	86,0	78,5	108,1	97,9	98,6	88,5
1390 — 1400	dn. Arg.	57,6	45,3	80,7	63,5	41,9	33,0	39,9	31,4
	Index	94,9	74,1	108,0	85,1	114,5	95,4	115,0	90,5

Tafel 12: Fleischpreisverlauf im Oberelsaß im 14. Jahrhundert
(Zehnjahresdurchschnitte) ²⁴⁾

Zeitraum		Hammelfleisch (5 kg)		Rindfleisch (5 kg)		Schweinefleisch (5 kg)		Kalbfleisch (5 kg)	
		Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis	Nominalpreis	Realpreis
1350 — 1360	dn. Arg.	35,0	35,0	20,0	20,0	30,0	30,0	15,0	15,0
	Index	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
1360 — 1370	dn. Arg.	16,2	14,7	17,4	15,8	22,5	20,4	26,2	23,8
	Index	46,3	42,0	87,0	79,0	75,0	68,0	174,7	158,7
1370 — 1380	dn. Arg.	18,7	16,8	19,6	17,6	25,0	22,5	30,0	26,9
	Index	53,4	48,0	98,0	88,0	83,3	75,0	200,0	179,3
1390 — 1400	dn. Arg.	35,0	27,5	30,0	23,6	35,0	27,5	40,0	31,5
	Index	100,0	78,6	150,0	118,0	116,6	91,7	266,6	210,0

dergestellt vermitteln das wirkliche Bild: es erweist sich, daß der Preisfall zwischen 1300 und der Jahrhundertmitte wesentlich stärker war, als die Nominalpreise zum Ausdruck bringen; vor allem aber zeigt sich, daß die Preiserholung, die in den Nominalpreisen ihren Niederschlag findet, nur ein scheinbarer Aufschwung war, da der Mehrerlös für den Erzeuger durch die verstärkte Münzverschlechterung nahezu vollständig aufgesogen wird.

Eine Analyse der Realpreisbewegung für Agrarprodukte ergibt, daß die Getreidepreise im Verlauf des 14. Jahrhunderts insgesamt um knapp die Hälfte zurückfallen.

Tafel 13: Index des Preisverlaufs sämtlicher Getreidearten in Straßburg im 14. Jahrhundert (Zehnjahresdurchschnitte) (Basisjahrzehnt 1350/60 = 100) ²⁵⁾

Zeitraum	Nominalpreis	Realpreis
1310 — 1320	128,6	167,8
1340 — 1350	123,9	123,9
1350 — 1360	100,0	100,0
1380 — 1390	93,6	84,5
1390 — 1400	108,1	86,3

Tafel 14: Index des Preisverlaufs sämtlicher Fleischarten im Oberelsaß im 14. Jahrhundert (Zehnjahresdurchschnitte) (Basisjahrzehnt 1350/60 = 100) ²⁶⁾

Zeitraum	Nominalpreis	Realpreis
1350 — 1360	100,0	100,0
1360 — 1370	95,7	86,9
1370 — 1380	108,7	97,6
1390 — 1400	158,3	124,6

Selbst wenn man berücksichtigt, daß das erste Jahrzehnt, für das Preise vorliegen, eine ausgesprochene Teuerungsperiode war ²⁷⁾, der Preis also stark überhöht war, ist der Preisrückgang enorm. Die stärksten Einbußen erleiden die Gerste- und Roggenpreise, etwas schwächer sind die Preisverluste bei Weizen, und nahezu konstant bleibt der Haferpreis. Der stärkste Preiseinbruch ist zwischen 1310 und 1350 festzustellen; ein kaum merklicher Preisanstieg für einzelne Produkte zeichnet sich im letzten Jahrzehnt des Untersuchungszeitraums ab.

Erheblich lebhafter ist die Entwicklung der Fleischpreise. Nach einem scharfen Rückgang zwischen 1360 und 1370 ziehen die Preise wieder an und erreichen am Jahrhundertende wieder ungefähr das Niveau von 1350/60. Eine Ausnahme bildet das Kalbfleisch; sein Preis schnellte von der Jahrhundertmitte an nach oben und liegt am Ende des Jahrhunderts knapp über dem Doppelten des Ausgangspreises.

Bei sämtlichen Fleischarten geht der Grad der Preissteigerung am Ende des Jahrhunderts weit über den der Münzverschlechterung hinaus, während die Steigerung

der Getreidepreise in der gleichen Zeit (1390—1400) durch die Münzverschlechterung abgefangen wird; bei den Haferpreisen steht einem nominellen Preisanstieg sogar ein realer Preisrückgang gegenüber²⁸⁾.

Preisreihen für handwerklich-gewerbliche Produkte standen für den Untersuchungszeitraum nicht zur Verfügung. Dadurch war es nicht möglich, die Herausbildung der Preisschwere mit Zahlen zu belegen noch den Beginn dieses Auseinanderfallens gewerblicher und agrarischer Preise festzustellen²⁹⁾.

Um wenigstens einen Eindruck von der enormen Steigerung der Preise gewerblicher Erzeugnisse zu vermitteln, sind Preisreihen aus dem Niederrheingebiet³⁰⁾ ausgewertet. Die Analyse ergibt, daß die Preise für Baumaterialien zwischen 1350 und 1400 auf mehr als das Doppelte angestiegen sind. So stehen die Preisindices³¹⁾ für Zink 1380/90 bei 256,1, für Zimmermannsnägel³²⁾ 1390/1400 bei 200,0, für Ziegelsteine zur gleichen Zeit bei 238,1 und für Kalk bei 214,3; lediglich Schiefer bleibt auf dem Preisniveau von 1350/60 stehen. Die wenigen Zahlen zeigen, daß die Preiserhöhung schon in diesem kurzen Zeitraum gewaltig ist. Der Grad der Münzverschlechterung, der für das Niederrheingebiet nicht errechnet ist, dürfte von dem Grad der Preissteigerung weit übertroffen werden.

Zusammenfassend ließe sich sagen, daß bei Betrachtung der Realpreise in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einem nur leichten Sinken der Getreidepreise und einem Gleichbleiben der Fleischpreise ein starker Anstieg der handwerklich-gewerblichen Preise gegenübersteht.

2. Rückwirkungen von Münzverschlechterung und Agrarpreisfall auf die ritterlichen Einkünfte

Münzverschlechterung und Agrarpreisfall sind von entscheidender Bedeutung für den einschneidenden Rückgang der ritterlichen Einkünfte im 14. Jahrhundert. In Tafel 15 ist der Versuch gemacht, mit Hilfe der oben errechneten Indexziffern für den Getreidepreisverlauf³³⁾ und der Indexziffern für die Münzverschlechterung³⁴⁾ einen Index der ritterlichen Einkünfte zu bestimmen.

Da die Struktur des ritterlichen Einkommens, d. h. das Verhältnis von Geld- zu Naturaleinnahmen, nicht bekannt ist, ist diese Fehlerquelle umgangen, indem für die hauptsächlich möglichen Verhältnisse Werte errechnet sind.

Bei einem angenommenen Verhältnis von 70 % Natural- zu 30 % Geldeinnahmen sind für das gewünschte Jahrzehnt der Index des Gesamtgetreidepreises mit 7, der der Münzwertveränderung mit 3 multipliziert und die Summe durch 10 dividiert. Das Ergebnis ist dann der Index des ritterlichen Einkommens mit der oben aufgeführten Struktur für diese bestimmte Periode.

Die Berechnungen haben natürlich nur dann ihre Richtigkeit, wenn der Ritteradel auch wirklich einen Teil seiner Naturaleinnahmen auf den Markt brachte. (In welcher Form das geschehen konnte, soll hier nicht untersucht werden.) Die Tatsache aber, daß er sich bemüht, seine Natural- in Geldbezüge umzutauschen, läßt darauf schließen, daß er die Auswirkungen des Preisniedergangs zu spüren bekam, d. h. zumindest teilweise seine Naturalien verkaufte³⁵⁾.

Tafel 15: Index der ritterlichen Einkünfte im 14. Jahrhundert (Basisjahrzehnt 1350/60 = 100)

Zeitraum	Verhältnis Natural- zu Geldeinnahmen				
	90 : 10	70 : 30	50 : 50	30 : 70	10 : 90
1310 — 1320	162,2	151,0	139,9	128,7	117,6
1340 — 1350	121,5	116,7	111,9	107,2	102,4
1350 — 1360	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
1380 — 1390	84,9	85,8	86,6	87,4	88,3
1390 — 1400	84,0	79,3	74,6	69,9	65,2

Tafel 15 macht deutlich, daß das Einkommen am Ende des 14. Jahrhunderts auf rund die Hälfte seines Wertes vom Beginn des Jahrhunderts heruntergegangen ist, gleichgültig ob Naturaleinnahmen oder Geldbezüge die Struktur des Einkommens bestimmten ^{35a}). Je nach der Zusammensetzung der Einkünfte sind die Zeitpunkte allerdings verschieden, zu denen der Einkommensrückgang seinen Höhepunkt erreicht. Je größer der Anteil der Naturaleinnahmen ist, um so früher, je stärker Geldbezüge das Einkommen bestimmen, desto später sind die schwersten Einbußen zu verzeichnen. Da am Anfang des 14. Jahrhunderts die Einkommen in der Hauptsache noch aus Naturaleinnahmen bestanden, darf man den Höhepunkt des Einkommensschwundes in die Zeit zwischen 1300 und 1350 legen.

Wenn gesagt wird, daß der Ritteradel seit der Mitte des 14. Jahrhunderts sich bemüht, seine Naturaleinnahmen in Geldeinnahmen umzuwandeln, so liegen die Beweggründe dafür gerade in diesem scharfen Rückgange des Wertes seiner (Natural-) Einkommen vor der Jahrhundertmitte. Wer allerdings diesen Umtausch durchsetzen konnte, kam vom Regen in die Traufe! Für ihn mußte sich die rapide Münzverschlechterung am Ende des 14. Jahrhunderts katastrophal auswirken: nach einer Entwertung seines Naturaleinkommens um etwa 38 % ³⁶) vor 1350 geht sein danach nunmehr von Geldbezügen bestimmtes Einkommen nochmals um ca. 35 % zurück. Der Gesamtrückgang seines Einkommens beträgt für das ganze Jahrhundert rund 60 %, während er im anderen Falle, bei gleichgebliebener Struktur, nur ca. 48 % betragen hätte.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß sich für den Kreis der 16 Familien im 14. Jahrhundert noch keine derartigen Umwandlungen haben finden lassen ³⁷). Damit also stellt der Einkommensindex in Tafel 15 die theoretische Erklärung dar für den Verlauf der Vermögensbewegung bei den untersuchten Familien: Der Höhepunkt der festgestellten Verkaufswelle liegt eindeutig in den ersten fünfzig Jahren des 14. Jahrhunderts, also gerade in dem Zeitraum, in dem die ritterlichen Einkommen ihren schärfsten Rückgang erleiden.

Die Stagnation der Verkaufswelle und der fast unmerkliche wirtschaftliche Wiederaufschwung nach der Jahrhundertmitte haben ihre Ursachen in zwei Gründen: einmal gehen in dieser Periode die nach wie vor von Naturaleinnahmen bestimmten

Einkommen nur noch unmerklich zurück — in Tafel 15, dem Einkommensindex, kommt das zum Ausdruck —, zum anderen schränken die Familien ihren Aufwand nun rigoros ein. Seinen Ausdruck findet dieses Sicheinschränken im Verschwinden der Standesbezeichnung Ritter und der raschen Ausbreitung der Standesbezeichnung Edelknecht zwischen 1320 und 1360, wobei die Verbilligung der Lebenshaltung sich natürlich erst nach einiger Zeit, eben nach der Jahrhundertmitte, voll auswirken kann³⁸⁾.

4. Anmerkungen zu Kapitel III

- 1) Es ist hier nicht der Ort, um auf die Gründe dieser beiden Erscheinungen einzugehen; vgl. hierzu besonders die Arbeiten Wilhelm Abels und Friedrich Lütges; auch Behtel, Wirtschaftsstil; Kelter, Das deutsche Wirtschaftsleben.
- 2) für die Ortenau vgl. vor allem Cahn, Münzgeschichte der Stadt Straßburg; Die Chroniken der ober-rheinischen Städte: Straßburg, Beilagen.
- 3) Abel, Agrarkrisen, S. 14; in diesem Zusammenhang aufschlußreich ist die Liste von Gebrauchs- und Luxusgütern, die sich aus Korth, Haushaltsrechnungen der Burggrafen von Drachenfels zusammenstellen läßt: so etwa kauften die Drachenfels an Nahrungs- und Genußmitteln Ingwer, Safran, Zucker, Salz, Pfeffer, Sensfasen, Feigen, Rosinen, Mandeln, Fisch, Heringe, Weißbrot; an Bekleidungsgegenständen finden sich Pelz, Sarrock (grobes Leinen, das unter dem Panzer getragen wurde), Schuhe, rotes und grünes Tuch, Kirssey (englisches Tuch aus Kersey), Kissenüberzüge, Wapenrock, Lederriemen und Flickleder, Holzschuhe, Beinkleider, Pferddecken, Marderpelz; außerdem wurden noch Nägel, Kalk, Sporen, Pech, Hämmer, Schüsseln, Speere, Töpfe, Kannen, Zinnkrüge und Papier auf dem Markt erworben.
- 4) Abel, Wüstungen, S. 105.
- 5) Gewin, J. P. J., Blüte und Niedergang hochadliger Geschlechter im Mittelalter, 1955, S. XIV.
- 6) Rennefahrt, Der Geltstag, S. 329 ff., führt den Ruin zahlreicher Adelsgeschlechter „auf die mangelhafte Buchführung über die verstreuten, mitunter gar nicht mehr feststellbaren Einkünfte“ zurück (dabei zu erwähnen ist eine Urkunde aus der Ortenau, in der Adam von Bach und seine Geschwister 2 ß dn. jährliche Gült für die Neuaufstellung ihrer Einnahmenberechtigungen zahlen; vgl. GLA 37/17 Neuweier — Gülten, 17. 1. 1412); „Welche Mühe“, schreibt K. S. Bader, Das mittelalterliche Dorf, S. 45, „hat die Herrschaft im Spätmittelalter, besonders wenn sie weit vom Schuß ist, ihre Zinsgüter überhaupt noch festzustellen“ (an gleicher Stelle zahlreiche Verweise); vgl. auch Dürr-Baumgartner, Ausgang der Herrschaft Kyburg; Sandermann, Wolfgang, Die Herren von Hewen und ihre Herrschaft, Freiburg 1956 (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, 3); Roth v. Schreckenstein, Reichsritterschaft, Bd. 1, S. 318, glaubt sogar daran, „daß der finanzielle Verfall“ des Adels „ausgebeutet worden ist“; Graner, F., Aus der Geschichte der beiden Schwarzwaldstädte Hornberg und Schiltach, in: Ort 24 (1937), S. 69, führt kleinste Schulden der Hornberg an, die eingeklagt werden und die Familie schließlich in die Acht bringen; Mone, Verbreitung des Adels, S. 385, meint, „daß in früherer Zeit die Bedürfnisse des Standes mit dem Vermögen der Leute übereinstimmten, daß aber ein großer Teil des Adels zugrunde gehen mußte, als darin ein Mißverhältnis eintrat, abgesehen von Unglück und eigener Schuld, welche den Untergang bei vielen beschleunigten, denn das Überstreben und die Unbändigkeit einzelner Adligen haben nicht nur ihnen selbst, sondern dem ganzen Stand geschadet“.
- 7) Hofmann, Adel und Landesherren, führt S. 71 ff. den bedeutenden Schwund, die „Verschleuderung“ (so S. 55) der niederadligen Besitzungen im Nordschwarzwald zwischen 1350 und 1450 ausschließlich auf politische Gründe zurück: „Den Auftakt zu diesem Vorgang bildete die unbesonnene und unritterliche Tat im Jahre 1367“, der Überfall im Wildbad; vgl. auch Roth, Tierstein; Ruppert, Mortenau I, S. 28.
- 8) „Das Erdbeben von 1356 wirkte vernichtend auf die Finanzen des kleinen Adels. Seine Burgen stürzten ein, Geldmangel aber verbot den Wiederaufbau oder erlaubte ihnen dies nur unter starker Verschuldung.“ (Roth, Tierstein, S. 47.)
- 9) Lütge, Das 14./15. Jahrhundert, S. 202 ff.; Abel, Wüstungen, S. 150, weist besonders auf die Unhaltbarkeit der älteren Auffassungen hin: „Der oft beschuldigte ‚Luxus‘ mag hier und da zur Verarmung des Adels . . . beigetragen haben. Doch dieser Luxus, wie überhaupt menschliche Unzulänglichkeit, war von geringer Bedeutung gegenüber den objektiven Umständen, die zu ändern die Kraft des Einzelnen überstige.“ Vgl. auch die oben, Kapitel 3, Anm. 1 genannte Literatur.
- 10) Kelter, Das deutsche Wirtschaftsleben, S. 201.
- 11) vgl. die Angaben bei Abel, Wüstungen, S. 136 ff., und die Graphiken ebd., S. 100.
- 12) vgl. oben Kapitel III, Anm. 11.

- 13) Cahn, Münzgeschichte der Stadt Straßburg; Die Chroniken oberrheinischer Städte: Straßburg, Beilagen.
- 14) Die Chroniken oberrheinischer Städte: Straßburg, Beilagen, S. 993.
- 15) vgl. die Zahlen bei Cahn, Münzgeschichte Straßburg, S. 44, und Die Chroniken oberrheinischer Städte: Straßburg, Beilagen, S. 992 ff., wo die nachstehenden Verhältnisse mitgeteilt sind: 1313 = 512, 1329 = 540, 1340 = 582, 1362 = 648, 1393 = 720, 1397 = 805 dn. aus der Feinen Mark Silber.
- 16) die Werte sind berechnet nach den in Die Chroniken, Beilagen, S. 992 ff. mitgeteilten Verhältnissen (vgl. oben, Kapitel III, Anm. 15). Die Gewichtung der Durchschnitte erfolgt in der Weise, daß für die Jahre vor einer Neufestsetzung das alte, für die weiteren Jahre des betreffenden Jahrzehnts das neue Ausprägungsverhältnis gelten lassen.
- 17) vgl. Hanauer, Études économiques; die von Mone in den älteren Jahrgängen der ZGO mitgeteilten Preise waren ungeeignet, da sie vollkommen zusammenhanglos gesammelt sind und aus ziemlich weit auseinanderliegenden Gebieten stammen. Die in den Chroniken Twingers und Closeners genannten wenigen Preise waren ebenfalls nicht zu verwerten, da die Notierungen jeweils nur extrem hohe oder niedrige Preise berücksichtigen und diese auch aus nur wenigen Jahren stammen.
- 18) etwa die Angaben von Mone; oben, Kapitel III, Anm. 17.
- 19) Hanauer, Études économiques, Bd. 2, S. 91 f., S. 187.
- 20) Lütge, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, S. 180 meint, daß „in erster Linie . . . die Preise für Getreide, weniger die für Fleisch und Viehprodukte, . . . absinken“; vgl. ebd. auch die Begründung; ähnlicher Meinung ist Hausherr, Wirtschaftsgeschichte, S. 8: „In der Landwirtschaft erzielten nur die gewerblichen Rohstoffe auskömmliche Preise . . . oder die Viehwirtschaft, die dem hohen Fleischverbrauch der Städte diene.“
- 21) Das gleiche zeigt sich ja auch im steigenden Gebrauch von Luxusartikeln aller Art (vgl. Lütge, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, S. 181).
- 22) Wir weichen von der üblichen Methode, Preise in Silbergewichten auszudrücken, deshalb ab, weil unseres Erachtens in Währungseinheiten ausgedrückte Preise einprägsamer sind und zudem auch der Vergleich von Nominal- und Realpreisen auf diese Weise am eindruckvollsten ist. Das Ergebnis ist bei beiden Methoden das gleiche.
- 23) die nicht aufgearbeiteten Ausgangswerte bei Hanauer, Études économiques, Bd. 2, S. 91 f.; Basisjahrzehnt unseres Index ist $1350/60 = 100$.
- 24) die nicht aufgearbeiteten Ausgangswerte wieder bei Hanauer, Études économiques, Bd. 2, S. 187; Basis des Index ist wieder $1350/60 = 100$.
- 25) Die Indexziffern sind errechnet aus den Werten von Tafel 11; eine Gewichtung in Hinblick auf die verschieden große Wichtigkeit der einzelnen Getreidearten konnte nicht vorgenommen werden.
- 26) Die Indexziffern sind wieder auf den Werten von Tafel 12 aufgebaut; eine Gewichtung konnte wiederum nicht vorgenommen werden.
- 27) vgl. Königshofens Chronik, in: Die Chroniken oberrheinischer Städte, Straßburg, 2. Bd., S. 868; vgl. auch Curschmann, Hungersnöte.
- 28) In den Rechnungen von Klosterneuburg findet sich die gleiche Erscheinung: der Anstieg der Weizenpreise im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts wird durch die Münzverschlechterung erheblich abgeschwächt; bei den Haferpreisen geht der Grad der Münzverschlechterung über den der Preissteigerung hinaus (vgl. Pribram, a. a. O., S. 610 f.).
- 29) zur theoretischen Begründung der Entstehung der Preisschere vgl. vor allem Lütge, Das 14./15. Jahrhundert, S. 185.
- 30) Beissel, Geldwert und Arbeitslohn, S. 46 ff.
- 31) Basis der Indexziffern ist wieder die Periode 1350/60.
- 32) Beissel nennt „Boennegele“ und „Spickernegele“ (vgl. Beissel, S. 46 ff.).
- 33) vgl. Tafel. 13. 34) vgl. Tafel 10.
- 35) Abel, Agrarkrisen, S. 12 f.: „Weithin in Mitteleuropa waren schon im 13. und 14. Jahrhundert Bauernwirtschaften und Grundherrschaften auf Marktabsatz und Überschusserzeugung eingestellt.“ Auch Lütge, Das 14./15. Jahrhundert, S. 203 spricht davon, daß die Naturaleinnahmen „zu einem im einzelnen natürlich sehr schwankenden Ausmaß auf den Markt gebracht wurden“. Vgl. hierzu auch Bechtel, Wirtschaftsstil, S. 98, wo die Marktproduktion für klösterliche Grundherrschaften betont wird.
- 35a) Wesentlich ungünstiger noch wird natürlich das Ergebnis von Tafel 15, wenn es in Verbindung mit dem Vermögensverlust (vgl. S. 44, Tafel 3) gesehen wird. Geht schon der Ertrag eines unversehrt erhaltenen Vermögens um 47,5 % (bei 70 % Natural- und 30 % Geldeinnahmen) zurück, so beträgt der Ertragsrückgang bei den Kolb im günstigsten Falle 50,5 %, im ungünstigsten Fall 54,4 %, bei dem Schauenburgischen Familienzweig 51,3 % bzw. 58,9 %, bei den Staufenberg gar 51,5 % bzw. 59,8 %.
- 36) im angeführten Beispiel ist der Extremfall gewählt: einmal eine Einkommensstruktur von 90 % Natural- zu 10 % Geldeinnahmen vor und 10 % Natural- und 90 % Geldeinnahmen nach der Umstellung. Für eine beliebige andere Einkommensstruktur ist der Verlust nach einer Umstellung natürlich günstiger.
- 37) vgl. oben, S. 53 f. 38) vgl. oben, S. 46 ff.

Ergebnis

Das Ziel der Untersuchung — die Vermögensverhältnisse von sechzehn ritterlichen Familien der Ortenau, repräsentativ für den mittelbadischen Niederadel, in der Zeit des ausgehenden Mittelalters zu erfassen — ist erreicht.

Aus den Einzeluntersuchungen und der zusammenfassenden Darstellung ist, bei ständischer Gleichheit der herangezogenen Familien, eine beträchtliche wirtschaftliche Differenzierung deutlich geworden. Diese wirtschaftliche Differenzierung läßt sich nicht nur bei einem Vergleich der einzelnen Familien, sondern auch, fast noch auffälliger, bei einem Vergleich von Familienzweigen der gleichen Hauptfamilie beobachten.

Im Verlauf des 14. Jahrhunderts verstärkt sich die Differenzierung. Der ritterliche Adel muß hohe Vermögenseinbußen hinnehmen, von denen die wirtschaftlich Schwächeren am stärksten betroffen werden; nur wenigen Familien gelingt es in dieser Zeit, ihren Besitz zu erhalten oder gar durch Erwerbungen zu erweitern. Ihren Höhepunkt erreicht die Krise zwischen 1330 und 1349, um nach der Jahrhundertmitte weiter zu schwelen.

Ihre Ursache hat die Krise allein in der Entwicklung der Gesamtwirtschaft. Im späten 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert gerät die Gesamtwirtschaft aus dem Gleichgewicht. Die Bezieher fixer Renteneinkommen aus der Landwirtschaft sind der allmählichen Münzentwertung und dem Rückgang der Erlöse für Agrarprodukte ausgeliefert. Das stetige Steigen der Preise für handwerklich-gewerbliche Erzeugnisse, auf deren Belieferung der Ritteradel nicht nur aus Gründen der sozialen Geltung angewiesen ist, verschärft den Einkommensrückgang noch und zwingt die Grundrentenbezieher zum Verkauf von Vermögensteilen; das Ausbleiben von Erträgen aus diesen verkauften Vermögensteilen läßt in den nächsten Wirtschaftsperioden die Gesamteinnahmen der ritterlichen Haushalte weiter zurückgehen und ruft damit weitere Vermögensverluste hervor. Es hat sich gezeigt, daß die Höhepunkte der Vermögensverluste zusammenfallen mit den Perioden der stärksten Einkommensschrumpfung, d. h. den Perioden stärksten Agrarpreis- bzw. Münzwertrückganges.

Erst am Ende des 14. Jahrhunderts hat sich die Lage wieder gefestigt.

Anhang

Im Anhang sind die Besitzungen der sechzehn Familien zusammengestellt, soweit sie aus dem vorhandenen Quellenmaterial herausgearbeitet werden konnten. Für jede der Familien sind die Besitzungen nach Orten alphabetisch zusammengestellt. Sind an einem Ort mehrere Besitzstücke nachzuweisen, so sind diese chronologisch in der Reihenfolge der urkundlichen Erwähnungen geordnet.

Zur Bestimmung der in den Quellen genannten Orts- und Flurbezeichnungen war Kriegers Topographisches Wörterbuch unentbehrlich; soweit im folgenden Teil der Arbeit Anmerkungen ohne Quellenangabe gegeben sind, ist das Topographische Wörterbuch zitiert. Zur Bestimmung von Orts- und Flurnamen, die im Topographischen Wörterbuch oder an anderen Stellen nicht enthalten sind (in den gedruckten Quellen beispielsweise), wurden schriftliche Mitteilungen von Oberlehrer Hans Heid in Lautenbach (zitiert: Mttl. Heid) herangezogen. Diejenigen Besitzungen, deren geographische Lage oder deren heutiger Ortsname nicht zu bestimmen waren, sind jeweils am Schluß gesondert aufgeführt.

Die Besitzungen selbst sind so klar als möglich in die Zusammenstellung aufgenommen: wo in den Quellen Umfang, Wert oder Ertrag der Besitzstücke genau aufgeführt sind, sind die Angaben übernommen. In den meisten Fällen jedoch fehlen in den Quellen derartige Angaben; manchmal ist nur aus Zufallsfunden bekannt (Erwähnung als Grundstücksnachbar beispielsweise), daß eine Familie an einem bestimmten Ort Besitz hatte. Die jeweiligen Quellen mit Datumsangabe sind zur leichteren Benutzung der Zusammenstellung bei den betreffenden Besitzstücken angegeben.

Um neben dem Überblick über den Umfang der Familienbesitzungen im 14. Jahrhundert zugleich auch einen Überblick über die *B e s i t z v e r s c h i e b u n g e n* zu geben, ist bei jedem Besitzstück der Rechtsvorgang, bei dem das Stück erwähnt ist, aufgeführt. Zur Darstellung dieser Rechtsvorgänge werden die untenstehenden Abkürzungen benutzt. Wo günstige Quellen es erlauben, sind die Familienbesitzungen kartographiert und die Besitzveränderungen in die Karten schematisch eingezeichnet; die Zeichenerklärungen sind aus den einzelnen Karten zu ersehen. Auf die Schwierigkeiten bei der Ermittlung von Grundbesitz und reinem Zinsbesitz wurde bereits aufmerksam gemacht (vgl. hierzu Kap. II, 3; Kap. I, Anm. 51; Kap. II, Anm. 35). Die Orte, an denen der Grundbesitz nicht einwandfrei nachzuweisen war, wohl aber Zinsbesitz, sind besonders kenntlich gemacht. Das gleiche gilt für den Besitz von anderen übertragenen Rechten.

Verzeichnis der Abkürzungen:

Aufg	=	Verzicht auf Ansprüche u. ä.
Aufs	=	Aufsagung von Lehengütern
Auft	=	Auftragung von Eigengut und Wiederinbesitznahme durch anschließende Belehnung
Bel	=	Belehnung
E	=	einfache Erwähnung (etwa als Grundstücksnachbar), Besitzübergang innerhalb der Familie, Sicherstellung des Witwenteils o. ä.
ErbI	=	Erblehensvergabe u. ä.
GK	=	Gülten-, Zins- oder Rentenkauf
GSt	=	Gülten-, Zins- oder Rentenstiftung
GV	=	Gülten-, Zins- oder Rentenverkauf
Heimf	=	Heimfall von Lehengut
K	=	Kauf von Immobilien, Rechten, Leibeigenen u. ä.
M	=	bedeutet in Zusammensetzungen mit anderen Abkürzungen, daß das erwähnte Besitzstück nicht Alleinbesitz einer Familie, sondern gemeinschaftlicher Besitz mehrerer Familien ist
Öff	=	Burgöffnung
St	=	Stiftung von Immobilien, Rechten, Leibeigenen u. ä.
T	=	Tausch
V	=	Verkauf von Immobilien, Rechten, Leibeigenen u. ä.

Erklärung der Symbole auf den Karten:

G	=	Gült-, Zins- oder Rentenbesitz bzw. -verkauf o. ä. (vgl. dazu immer die Zeichenerklärungen)
Z	=	Besitz von Zehntrechten, Patronats-, Fischfang-, Weide-, Forst-, Jagd- u. ä. Rechten

Besitzungen Bosenstein:

Bilfingen	1. 1 Mühle, 5. 6. 1295; GLA 40/9	(V)
	2. 1 Hof, 5. 6. 1295; GLA 40/9	(V)
	3. 3 Malter Frucht, 5. 6. 1295; GLA 40/9	(GV)
Bosenstein	1. Burg, ca. 1370; Krieg v. Hochfelden, Geschichte, S. 308	(Öff)
	2. Burg, 1405; ZGO 23, S. 104	(V)
Durbach	1. 1 Hof (Bertoldi Gut), 7. 5. 1342; ZGO 39, S. 120	(GV)
Einsiedel	1. 1 Hof (Einsiedelhof), 1366; Krieg v. Hochfelden, Geschichte, S. 308	(St)
Ersingen	1. Güter und Rechte o. A., 5. 6. 1295; GLA 40/9	(V)
Fernach (Teil von Oberkirch)	1. 1 Bünde, 17. 3. 1308; GLA 34/22	(ErbI)
Furschenbach	1. 15 Untzen dn., 2 Hühner, 2 Kappen, 2 Sester Haber, 20 Eier, 29. 8. 1339; GLA 34/24	(GV)
Malgolt, Ödung in der Nähe von Butschbach und Üdsbach; bei Üdsbach gibt es einen „Guggenbühl“ und bei Oppenau einen Hof „Guckinsdorf“ (Mttlg. Heid)	1. 1 Hof (des Gugebur Gut), 7. 5. 1342; ZGO 39, S. 120	(GV)
Mösbach	1. 1 Hof (Verkaufspreis 150 fl.), 23. 1. 1409; GLA 37/165	(V)
Oberkirch	1. 1 Hofstatt (Verkaufspreis 3 lb. dn.), 1. 5. 1307; GLA 34/46	(V)
Simmersbach	1. 2 Höfe (Verkaufspreis 6 Mark Silber), 6. 11. 1285; GLA 34/68	(V)
	2. 1 Hof (Verkaufspreis 7 lb. dn.), 5. 1. 1291; GLA 34/68	(V)
	3. 2 Höfe (Fridemanes und Weckers Lehen) (Verkaufspreis 15 lb. dn.), die beiden Höfe sind Eigen, 19. 6. 1299; GLA 34/68	(V)

Steinbronn (Elsaß)	1. 15 Viertel Gerste (Verkaufspreis 31 Mark Silber), 28. 2. 1344; Trouillat, III, S. 821	(MGV)
Unterwasser	1. 1 Hof (Ketringut) (Ertrag mehr als 1 lb. dn.), (vor) 30. 4. 1373; ZGO 23, S. 103 f.	(GSt)
	2. 1 Hof (Ketringut) (Ertrag nur noch eine nicht genannte Menge Hühner), 30. 4. 1373; ZGO 23, S. 103 i.	(E)

Besitzungen Großweier:

Achern	1. Gülten, um 1381; Rg.Mgf., Nr. 4467 (Bd. 2)	(Bel)
	2. 8 dn., 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
Burgheim	1. Güter und Gülten, um 1381; Rg.Mgf., Nr. 4460 (Bd. 2)	(Bel)
	2. 6 Juch Acker, 1410; GLA 67/83, fol. 74	(Bel)
	3. 1 Garten, 1410; GLA 67/83, fol. 74	(Bel)
	4. Anteil (1/2) an Gericht und Zwing und Bann, 1410; GLA 67/83, fol. 74	(Bel)
	5. Anteil an der „kalkgrube“ (1/2), 1410; GLA 67/83, fol. 74	(Bel)
Gamshurst	1. Gülten, um 1381; Rg.Mgf., Nr. 4467 (Bd. 2)	(Bel)
	2. 2 β 6 dn., 1 Huhn, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
Großweier	1. Anteil an einem Hof (Kapitalwert 40 Mark Silber), 12. 6. 1352; Rg.Mgf., Nr. 1100 (Bd. 2)	(E)
	2. Burg, 29. 11. 1358; GLA 44/173	(E)
	3. 1 Mühle (Ertrag mindestens 6 Viertel Roggen) (Verkauf innerhalb der Familie), 10. 12. 1364; GLA 67/83, fol. 73	(E)
	4. Anteil (1/4) an der Mark, 27. 1. 1368; GLA 44/375	(V)
	5. Anteil (1/2) an der Mark, 28. 7. 1400; GLA 37/129	(K)
	6. Anteil (1/6) an Gericht und Zwing und Bann, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	7. 1/2 Vorhof, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	8. Viehhof, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	9. Anteil (1/12) am Waldgericht, 1410; GLA 67/83 fol. 75	(Bel)
	10. Anteil an den grundherrlichen Abgaben (Rauchhühner), 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	11. 6 Kappen, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	12. 1,5 Sester Haber, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	13. 28 Acker, 5 Tagwann Matte, 1 Matte, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	14. 1 Baumgarten, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	15. 12 Sester Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	16. 18 β 6 dn., 1 Untze dn., 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	17. 2 Sester Haber, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	18. 6 Kappen, 7 Hühner, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	19. Kirchensatz, 1410; GLA 67/83, fol. 75	(Bel)
	20. 1 Matte (Müllerin Matte), 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	21. Burganteil, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	22. Anteil an der Mark, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	23. Anteil am Gericht, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	24. 15 Juch Acker, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	25. 9 Acker, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	26. 19,5 Tagwann Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	27. 4 β dn., 2 Kappen, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)

Die 1410 aufgeführten markgräflichen Lehengüter sind auch in dem um 1381 zusammengestellten markgräflichen Lehensverzeichnis enthalten (GLA 67/37).

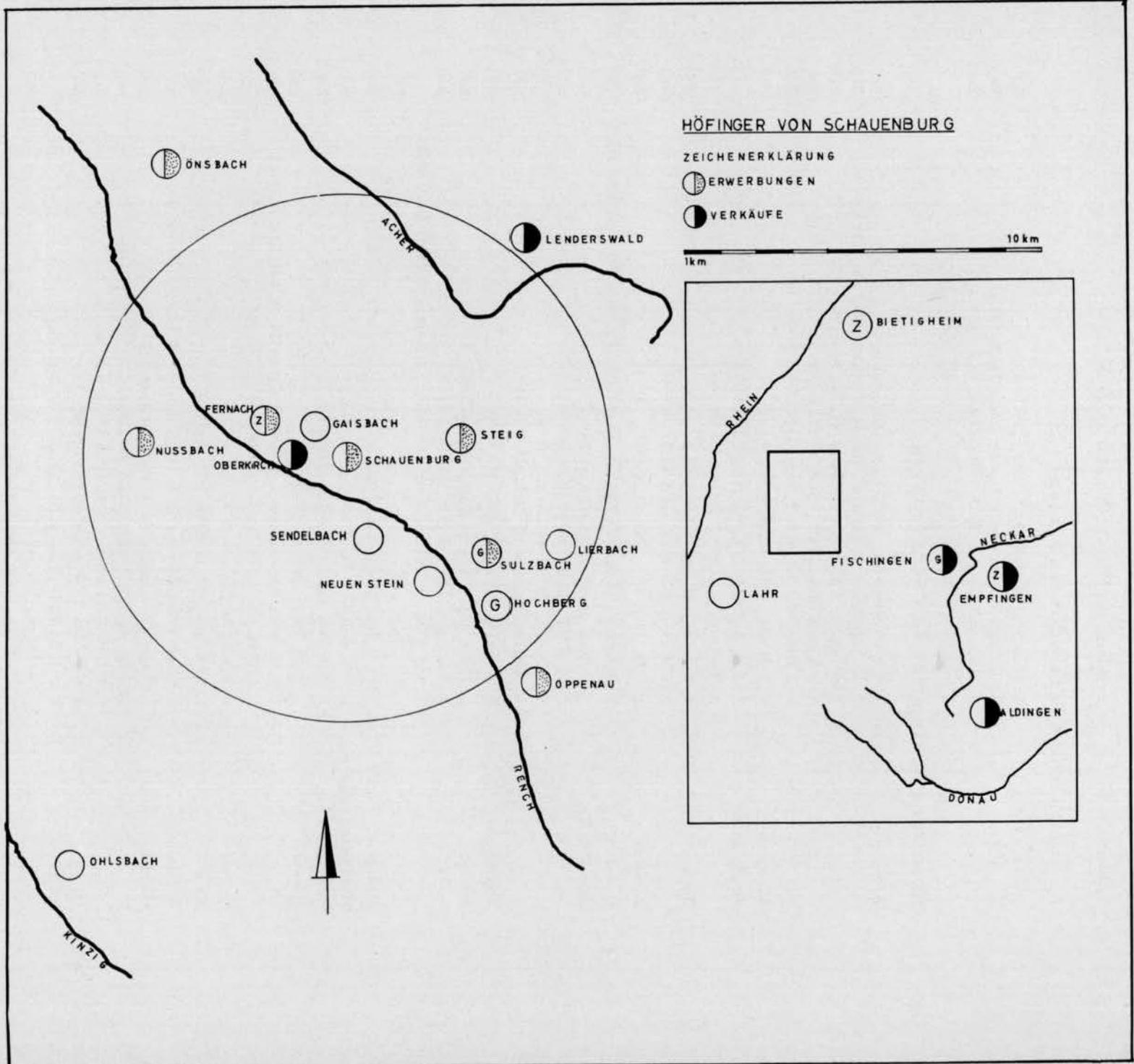
Eine Zusammenstellung der Rechte, die den Großweier als markgräfliche Lehen zustehen, findet sich im Hauptstaatsarchiv München (Baden Lit. 20); die Liste wurde um 1361 aufgestellt und bezieht sich nur auf das Dorf Großweier.

Hirschach, Udung bei	1. 8 Juch Feld, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	2. 16 β 2 dn., 1 Untze dn., 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	3. 4 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
	4. 4 1/2 Kappen und 4 2/3 Hühner, 1410; GLA 67/83, fol. 71	(Bel)
Hirschach, Udung bei Helmlingen (Kehl)	1. Grundstücke, 1405; Ort. 38, S. 198	(E)

Kartung	1. 2 Sester Korn, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
Kuhbach	1. Güter und Gülten, um 1381; Rg.Mgf., Nr. 4460 (Bd. 2)	(Bel)
	2. Anteil am Fischwasser ($\frac{1}{2}$ des Fischwassers von Kuhbach bis zur Bischofsmühle), 1410; GLA 67/83, fol. 74	(Bel)
Michelbach	1. Dorfanteil ($\frac{1}{4}$), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
	2. 1 Mühle, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
	3. Gericht, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
Oberweier	1. Leibeigene, 8. 5. 1349; GLA 37/177	(K)
Rosenstein (verschwundene Burg bei Michelbach, Kr. Rastatt)	1. Burgstadel, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
Sasbach	1. Acker und Matten (Ertrag mindestens 4 Viertel Korn und Gerste, 2 β dn. und 2 Hühner), 7. 5. 1311; GLA 34/65	(GV)
Sinzheim	1. 5 Viertel Korn, 3 dn., $\frac{1}{2}$ Kappen, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 150	(Bel)
Unzhurst	1. 1 Vierling Rotwein, um 1361; HStA München, Baden Lit. 20	(Bel)

Besitzungen Höfinger von Schauenburg:

Aldingen	1. Hofanteil ($\frac{2}{3}$) (Verkaufspreis 46 lb. 3 β dn.), 31. 3. 1342; Urk.Wttbg., Nr. 12762	(V)
	2. Hofanteil ($\frac{1}{3}$) (Verkaufspreis 30 lb. Heller), 11. 5. 1342; Urk.Wttbg., Nr. 12763	(V)
Bietigheim	1. Kirchensatz, 29. 11. 1351; ZGO 39, S. 125 (vgl. auch ZGO 39, S. 126)	(E)
	2. Laienzehnt (wird um 15 fl. jährlich einem Priester zu Bietigheim vergeben), 24. 1. 1422; ZGO 39, S. 159	(E)
Empfingen	1. Vogteirecht (Ertrag jährlich 1 lb. 2 β dn.), 11. 11. 1344; Mittlgn. d. Vereins f. Gesch. v. Hohenzollern, 11, 1877/78, S. 112	(V)
Fernach (Hinter-) (heute Teil von Oberkirch)	1. Zehntanteil ($\frac{2}{3}$) (Kaufpreis 20 lb. dn.), 28. 4. 1397; ZGO 37, S. 44	(K)
Fischingen	1. 1 Gut (Ertrag mindestens 5 Malter Roggen und 4 Hühner), 11. 11. 1344; Mittlgn. d. Vereins f. Gesch. v. Hohenzollern, 11, 1877/78, S. 112	(GV)
Gaisbach	1. 1 Garten, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)
	2. „den herregrund“ (Reben), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 25	(Bel)
	3. „den martinsberg“ (Reben), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 25	(Bel)
Hochberg	1. Gülten, 28. 10. 1418 (auch früher); ZGO 39, S. 158	(Bel)
Lahr	1. 1 Garten (am Mohartzberg), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)
	2. Reben am „moroltzberg“, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 17	(Bel)
Lenderswald	1. Anteil an Waldrechten (Eigen), 5. 10. 1356; ZGO 39, S. 127	(E)
	2. Waldrechte (Verkaufspreis 20 lb. dn.), 1381; ZGO 39, S. 136	(V)
	3. Wald (Verkaufspreis 18 lb. dn.), 1388; ZGO 39, S. 142 f.	(V)
Lierbach	1. 1 Rebberg, 21. 1. 1376; ZGO 39, S. 133	(ErbI)
Neuenstein (Alt-)	1. Burgstadel, 1. 2. 1405; GLA 44/420	(Bel)
Nußbach	1. 1 Hof (Wiedergrienshof) (Kaufpreis 24 lb. dn.), 28. 11. 1346; ZGO 39, S. 122	(K)
	2. 1 Hof (Wiedergrienshof) (Kaufpreis 50 fl.), (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)
Oberkirch	1. 1 Hof (Verkaufspreis 26 lb. dn.), 21. 4. 1302; ZGO 39, S. 133	(MV)
Ohlsbach	1. 1 Matte, 21. 1. 1376; ZGO 39, S. 133	(ErbI)
Önsbach	1. 1 Hof (Kaufpreis 42 lb. 5 β dn.), 1343; ZGO 39, S. 120 f.	(K)
Oppenau	1. 60 Käse, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)
	2. Güter, (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)
Schauenburg	1. Burganteil ($\frac{1}{6}$), 1405; ZGO 38, S. 133	(Bel)
	2. Burganteil, (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)
	3. 1 Garten, (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)
	4. 1 Hofstatt, (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)



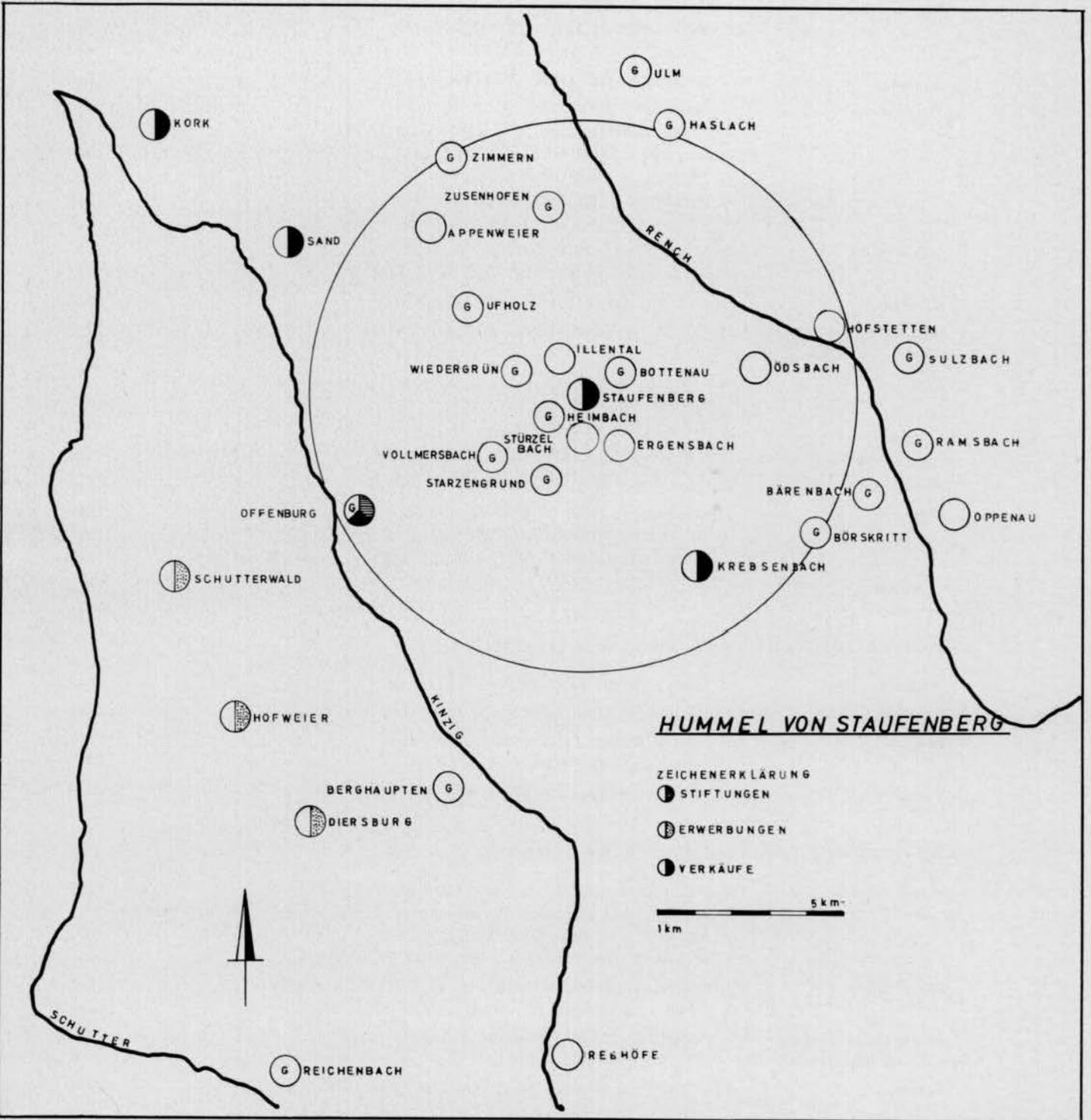
Sendelbach	1. 1 Matte (Ertrag 3 β dn.), 15. 2. 1407; ZGO 39, S. 153	(Erbl)
	2. „das steinech“, 15. 2. 1407; ZGO 39, S. 153	(Erbl)
Steig	1. 1 Hof (Johannisgut), (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(K)
Sulzbach	1. Gülten, (vor) 26. 1. 1405; ZGO 39, S. 150	(GK)

Besitz an nicht auffindbaren Orten:

„vor den eichen“	1. Haus und Garten, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)
	2. $\frac{1}{2}$ Tagwann Matte, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)
	3. Haus und Garten, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 142 f.	(Bel)

Besitzungen Hummel von Staufenberg:

Appenweier	1. 1 Hof (Alte Hof), 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. 30 Juch Acker, 2 Tagwann Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	3. 50 Malter Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	4. 3 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	5. 2 Hühner, 2 Kappen, 1 Gans, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Bärenbach	1. 2 lb. dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Berghaupten	1. 2 lb. 6 β 8 dn., 26. 10. 1411; GLA 34/16	(E)
	2. Weizengülten, 26. 10. 1411; GLA 34/16	(E)
Börskritt	1. 1 lb. 4 β dn., 21. 3. 1399; GLA 44/229	(Bel)
	2. 1 lb. 4 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Bottenau	1. 1 lb. 18 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Diersburg	1. Burganteil (Kaufpreis 500 fl.), 24. 9. 1397; Rg.Mgf., Nr. 1759 (Bd. 2)	(K)
Diersburg Tal	1. Gülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
	2. 10 β dn., 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
	3. 2 lb. dn., 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
	4. Weizengülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
Ergensbach	1. Wald, 13. 12. 1346; ZGO 37, S. 400	(E)
Haslach	1. 1 β 8 dn., 6 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. 2 Kappen, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	3. 4 β 4 dn., 10 Viertel Korn, 2 Hühner, 2 Kappen, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Heimbach	1. 14 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Hofstetten (aufgegangen in Lautenbach)	1. 4 Juch Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. 2 lb. 5 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Hofweier	1. Dorf, 1396; Ort. 28, S. 127	(K)
	2. 2 Höfe (Ertrag insgesamt 40 Viertel Korn), 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
	3. Gülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
Illental	1. Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Kork	1. Leibeigene, 27. 12. 1357; GLA 28/30	(V)
Krebsenbach	1. Güter (Verkaufspreis 18 lb. 12 β dn.), 17. 3. 1367; ZGO 39, S. 131	(V)
Üdsbach	1. 1 Hof (Zinkengut), 24. 1. 1391; GLA 44/229	(Bel)
	2. 6 lb. dn., 24. 1. 1391; GLA 44/229	(Bel)
	3. 1 Hof (Zinkengut), 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	4. 6 lb. dn., 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Offenburg	1. 2 Juch Acker (Ertrag mindestens 2 Viertel Roggen), 16. 10. 1398; GLA 30/125	(GSt)
	2. 17 β dn., 16,5 Sester Haber, 2 Sester Roggen, 10,5 Becher Roggen, 27. 9. 1399; GLA 30/125	(GV)
Oppenau	1. 1 Hof (auf dem Bohel), 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. 2 lb. dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Ramsbach	1. 5 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Rebhöfe	1. Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)



Reichenbach	1. Gülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
	2. Weizengülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
Sand	1. Leibeigene, 27. 12. 1337; GLA 28/30	(V)
Schutterwald	1. Dorf, 1396; Ort. 28, S. 127	(K)
	2. Bannherrschaft, 1. 6. 1410; GLA 30/153	(E)
	3. Gülten, 26. 10. 1411; GLA 31/16	(E)
Starzengrund	1. 1 lb. dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Staufenberg	1. Burganteil, 20. 12. 1331; GLA 30/167	(Öff)
	2. Anteil am Hartwald, 28. 1. 1342; GLA 37/242	(E)
	3. Burganteil, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	4. 2 Rebberge, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	5. Burganteil, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	6. 1 Rebberg (Roter Berg), 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Stürzelbach	1. 5 Juch Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. Acker und Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Sulzbach	1. 1 lb. 5 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Ufholz (Üdung bei Nesselried)	1. 7 β dn., 5 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Ulm	1. 4 β dn., 12 Viertel Korn, 2 Kappen, 2 Hühner, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. Zehnt, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Vollmersbach	1. 1 lb. 10 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Wiedergrün	1. 1 lb. 7 β 4 dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Zimmern	1. Zehntanteil, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	2. Kornzehnt, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
	3. Gülten (Anteil an 15 Viertel Korn), 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Zusenhofen	1. Gülten, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)

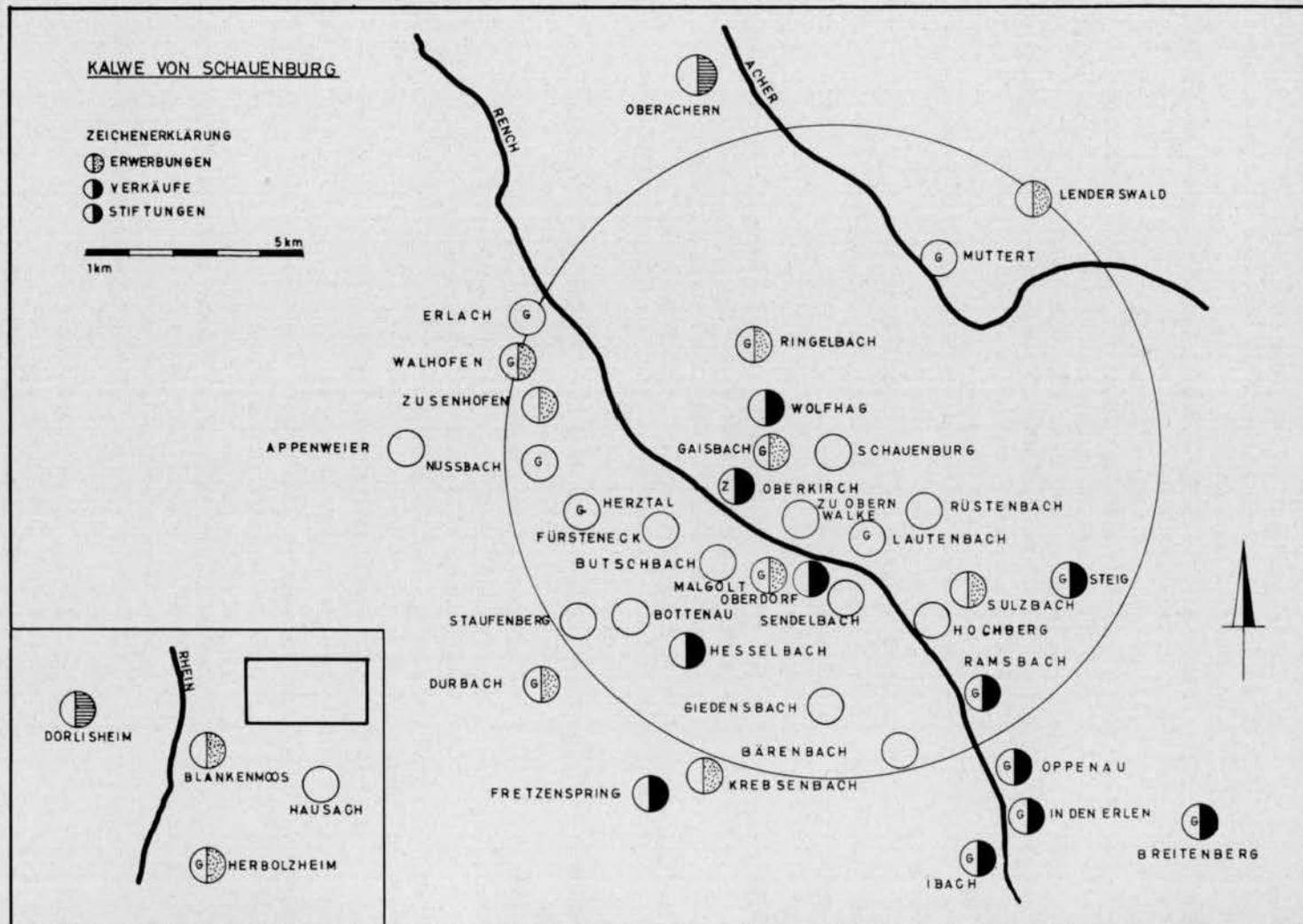
Besitz an nicht auffindbaren Orten:

Hadingers Gut	1. 1 lb. 3 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Kundschers Berg	1. 1 Rebberg (Kundschers Berg), 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
Roderberg	1. 1 Stück Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)
	2. 1 Rebberg, 1410; GLA 67/83, fol. 36	(Bel)
Romberg	1. 15 β dn., 1410; GLA 67/83, fol. 35	(Bel)

Besitzungen Kalwe von Schauenburg:

Appenweier	1. 1 Hof (Kalwenhof), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 5 Juch Acker (zwischen Appenweier und Windschläg) („an der hohen Strasse“), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	3. 1 Hof (Widemhof), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Bärenbach	1. Gülten (24 β dn., 1 Huhn), 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	2. 1 Hof (Agnesengut), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Blankenmoos (Üdung nördlich Schutterzell)	1. Schloß, 29. 2. 1384; ZGO 39, S. 141	(K)
Bottenau	1. 1 Rebberg (crewelins berg), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 5 β dn. (von Mostlins gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	3. 6 β dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	4. 1 Hof (Lehenmeyerigut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	5. 1 Hof (Wageners gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	6. 1 Hof, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Breitenberg	1. Gülten, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(V)
Butschbach	1. 2 Tagwann Matten, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 1 Hof (Berchtolz gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)

Dorlisheim	1. Matten, 30. 11. 1409; ZGO 39, S. 154 f.	(St)
Durbach	1. Gült, 7. 5. 1342; ZGO 39, S. 120	(K)
Erlach	2. 1 Hof (Wolfsgut, „zu dem Houwenberg“), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
in den Erlen	1. 1 lb. 7 β dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Fürsteneck	1. 1 Hof, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(GV)
	1. 1 Hof (Abrehtes gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 4 Juch Acker („zu der Pfludern“), um 1381; GLA 67/37, fol. 8, gehört zu Fürsteneck (Mttl. Heid)	(Bel)
Gaisbach	1. 2 Juch Acker („an der Katzensteige“), gehört zu Gaisbach (Mttl. Heid), 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	2. 14 Sester 1 Achtel Korn, 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	3. 1 Trotte, 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	4. 1 Tagwann Matten, 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	5. 1 Hof (Stammlers gut), 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	6. Güter und Gülten, 25. 7. 1370; ZGO 39, S. 131	(K)
	7. 1 Rebberg („hungertz“), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 6	(Bel)
	8. 1 Hof (Stemelers gut), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 6	(Bel)
	9. 1 Garten (an der Katzensteige), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Giedensbach	1. 1 Hof (Volmerin Gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 1 Hof (Lodengut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Hausach	1. 1 Hof (des Haben gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Herbolzheim	1. Gülten, 29. 2. 1384; ZGO 39, S. 141	(K)
Herztal	1. 1 lb. dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Hesselbach	1. 1 Hof (Ertrag 1 lb. 4 β dn., 9 Hühner, 2 Kappen, 1 Viertel Haber, 1 Lamm, 50 Eier), 21. 1. 1395; GLA 44/244	(V)
Hochberg	1. 1 Hof („uff dem nidern hoberge“), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 1 Hof (Leichinnegut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	3. 2 Juch Acker („uf dem wüstenberge“), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Ibach	1. Gült, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(GV)
Krebsenbach	1. Güter (Kaufpreis 18 lb. 12 β dn.), 17. 3. 1367; ZGO 39, S. 131	(K)
	2. 1 Hof (Heinze Großen gut), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Lautenbach	1. 1 lb. 15 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
Lenderswald	1. Wald (Kaufpreis 20 lb. dn.), 1382; ZGO 39, S. 136 f.	(K)
	2. Wald (Kaufpreis 18 lb. dn.), 1388; ZGO 39, S. 142 f.	(K)
Malgolt (Üdung zwischen Butschbach und Üdsbach)	1. Gülten, 7. 5. 1342; ZGO 39, S. 120	(K)
	2. 12 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
Mutttert	1. 10 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
Nußbach	1. 8 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
Oberachern	1. Patronatsrecht, 19. 12. 1410; ZGO 39, S. 155	(St)
Oberdorf	1. 3 Juch Acker, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 1 Hof (des Floßen gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	3. 1 Hof (des Loffelers gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	4. Contzelinsbünde, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	5. 1 Tagwann Matte, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	6. 1 Hof (Turantz gut) (Ertrag 16 β dn., 1 Kappen, 1 Huhn, 1 Viertel Haber, 10 Eier), 21. 1. 1395; GLA 44/244	(V)
Oberkirch	1. 6 Juch Acker, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. Strutzehnt, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(V)
	3. Reben und Felder, 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Oppenau	1. Gülten, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(GV)
Ramsbach	1. Gülten, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(GV)
Ringelbach	1. 12 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	2. Gülten (Kaufpreis 10 lb. dn.), 10. 1. 1359; ZGO 39, S. 128	(GK)
	3. 36 dn., 2 Hühner, 1 Kappen, 26. 3. 1381; GLA 37/197	(E)



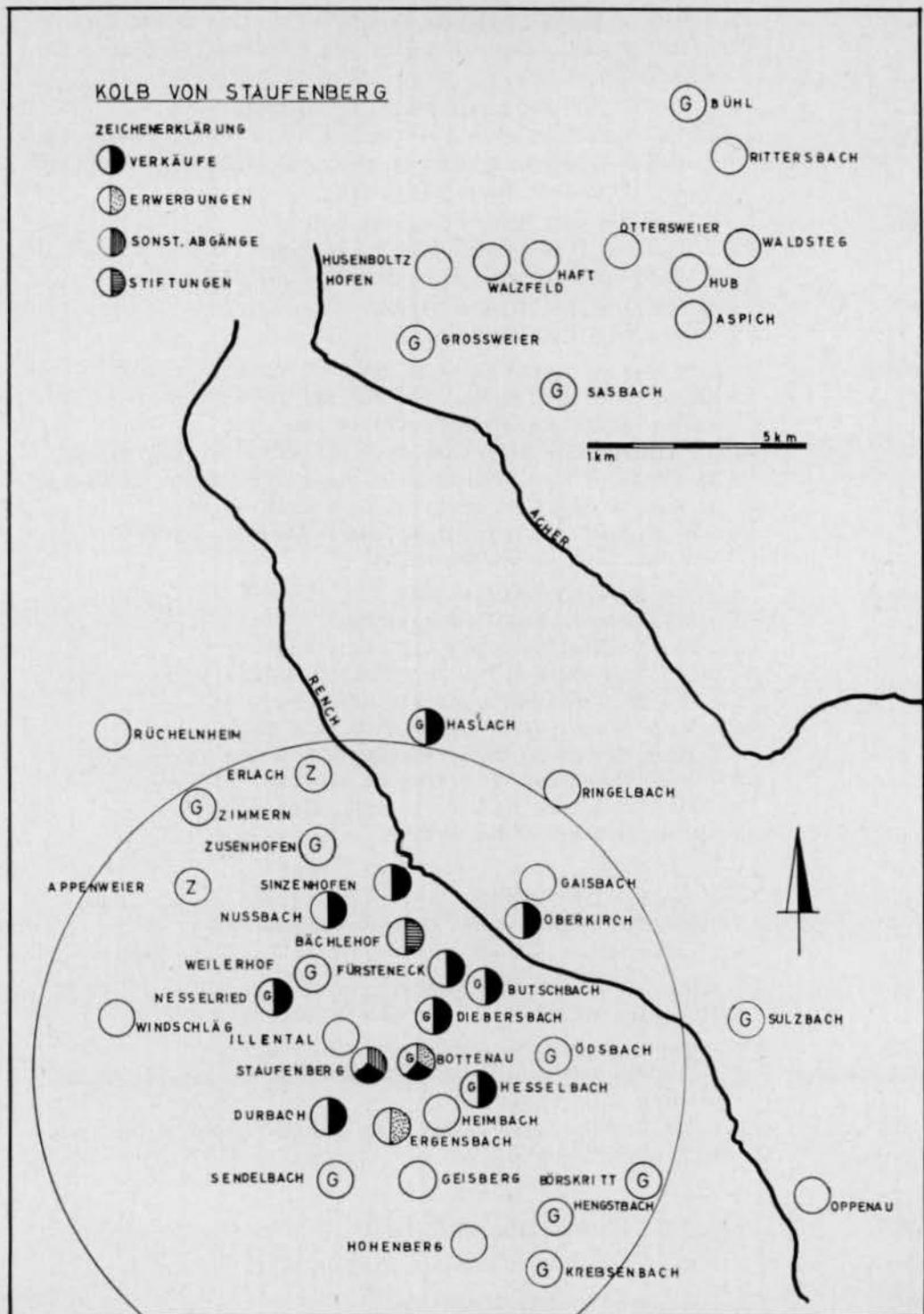
Ringelbach	4. Gülten, 17. 3. 1384; GLA 34/62	(GK)
	5. Rebbesitz, 17. 3. 1384; GLA 34/62	(E)
	6. Besitz (Grundstücksnachbar), 17. 3. 1384; GLA 34/62	(E)
	7. 1 Hof (Girllers gut), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 6	(Bel)
	8. 3 Rebberge, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 6	(Bel)
	9. 1 Hof (Judengut), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
	10. 7 Viertel Korn, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 21	(Bel)
Rüstenbach	1. Gülten, 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
Schauenburg	1. Burganteil, 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	2. Burganteil (1/6), 13. 1. 1402; ZGO 39, S. 146	(Bel)
Sendelbach	1. 3 Tagwann Matten, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Spring (Fretzen-)	1. 2 Juch Reben, 16. 5. 1396; GLA 34/42	(V)
Staufenberg	1. 1 Rebberg, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Steig	1. Gülten, 21. 1. 1395; GLA 44/244	(GV)
Sulzbach	1. 1 lb. 7 β dn., 16. 10. 1351; GLA 44/244	(Bel)
	2. 1 Hof (Buwmans gut) (Ertrag 16 β 8 dn., 5 Hühner, 1 Achtel Haber, 30 Eier), 15. 2. 1364; ZGO 39, S. 130 f.	(K)
Walhofen	1. 1 Hof (Ertrag 5 β dn., 2 Kappen, 2 Hühner), 15. 2. 1364; ZGO 39, S. 130 f.	(K)
	2. 20 β dn., 15. 2. 1364; ZGO 39, S. 130 f.	(K)
„zu obern walke“ (Am Ostausgang Oberkirchs bei Loh, Mttlg. Heid)	1. 1 Mühle, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	2. 1 Hof (Dörnersgut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	3. 1 Hof (des Koppen Gut), um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
Wolfhag	1. 1 Rebgut, 18. 4. 1381; ZGO 39, S. 134	(E)
	2. 1 Hof (Ertrag 1 lb. 30 dn., 1,5 Kappen), 21. 1. 1395; GLA 44/244	(V)
Zusenhofen	1. 1 Hof (Lutzolshof), 24. 11. 1347; ZGO 39, S. 122	(K)
	2. 1 Hof (Lütoltin gut) (Ertrag 8 β 2 dn., 2 Kappen, 3 Hühner, 30 Eier), 15. 2. 1364; ZGO 39, S. 130 f.	(K)
	3. 5 β dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)
	4. 5 Juch Acker, um 1381; GLA 67/37, fol. 8	(Bel)

Besitzungen Kolb von Staufenberg:

Appenweier	1. Anteil am Laienzehnten, 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
	2. 20 Viertel Korn, 5 Kappen, 3 Hühner, 1410; GLA 67/83 fol. 38	(Bel)
Aspich	1. 1 Hof, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
	3. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E)
Bächlehof	1. 1 Hof (Tubelinsgut), 1. 2. 1296; GLA 34/14	(St)
Börskritt	1. 10 β 11 dn., 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
Bottenau	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(GV)
	2. 1 Rebstück (bihellins gut), ca. 1350; GLA 44/254	(Bel)
	3. 1 Rebstück (hödelins gut), ca. 1350; GLA 44/254	(Bel)
	4. 4 Juch Fichtenwald, ca. 1350; GLA 44/254	(Bel)
	5. 6 Juch Acker, ca. 1350; GLA 44/254	(Bel)
	6. Burgstadel, um 1381; GLA 67/37, fol. 3	(Bel)
	7. 4 Malter Korngeld, 6 β dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 3	(Bel)
	8. 11 β 2 dn., 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
	9. 3 lb. 4 β dn., 31. 8. 1397; GLA 44/254	(K)
	10. Reben und Matten, 9. 4. 1398; GLA 44/254	(Bel)
	11. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
	12. 2 lb. 9 β 7 dn., 39 Hühner, 17 Kappen, 7 Viertel Haber, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
	13. 3 lb. 19 β dn., 36 Hühner, 18 Kappen, 10 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
	14. Reben und Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)

Bottenau	15. Burgstadel, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
	16. 5,5 β dn., 3,5 Malter Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
Bühl	1. Zinse, 24. 9. 1337; GLA 44/254	(Bel)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Butschbach	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(GV)
	2. 1 Hof (der Iefzen gut), ca. 1350; GLA 44/254	(Bel)
	3. Gülten, 9. 4. 1398; GLA 44/254	(Bel)
	4. Gülten, 1410; GLA 64/83, fol. 39	(Bel)
Diebersbach	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(GV)
Durbach	1. Felder, 14. 2. 1345; ZGO 37, S. 399 f.	(V)
	2. Güter (zu Wilr in dem Turbach), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	3. 1 Hof (Heintz Peters Gut), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	4. 2 Tagwann Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
Eichach (Üdung bei Sand, nicht auf der Karte)	1. Dorf, 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
Erlach	1. Zehntrechte, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 11	(Bel)
Ergensbach	1. Wald ($\frac{1}{2}$), 31. 8. 1397; GLA 44/254	(K)
Fürsteneck	1. Reben, 14. 2. 1345; ZGO 37, S. 399 f.	(V)
	2. 4 Viertel Korn, 9. 4. 1398; GLA 44/254	(Bel)
	3. Reben und Matten, 9. 4. 1398; GLA 44/254	(Bel)
	4. Reben und Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
	5. 4 Viertel Korn, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
	6. 1 Haus, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
Gaisbach	1. Anteil am Essigberg mit Garten, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
	2. Anteil am Essigberg mit Garten, 1410; GLA 67/83, fol. 37	(Bel)
Geisberg	1. 1 Rebberg, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
Großweiер	1. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E)
Haft	1. 1 Hof, 24. 9. 1337; GLA 44/254	(Bel)
	2. 1 Hof, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	3. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E)
Haslach	1. Gülten (Verkaufspreis 22 lb. dn.), 10.—17. 5. 1332; GLA 34/27	(GV)
Heimbach	1. Dorf mit Häusern, Wäldern, Weihern, Reben, Äckern, Matten, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
	2. 18 β dn., 3 Hühner, 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Bel)
Hengstbach	1. 1 lb. dn., 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
Hesselbach	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(GV)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Hohenberg	1. 1 Hof (Bochsellers Gut), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Hub	1. 1 Hof (Bossers Gut), 24. 9. 1337; GLA 44/254	(Bel)
	2. 1 Hof, 24. 9. 1337; GLA 44/254	(Bel)
	3. 1 Hof, 24. 9. 1337; GLA 44/254	(Bel)
	4. 1 Hof (Borers Gut), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
„husenboltzhofen“ (Üdung bei Walzfeld)	1. 5 Höfe, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
Illental	1. Güter, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Krebsenbach	1. 30 β dn., 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f.	(Bel)
	2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Lahr (nicht auf der Karte)	1. 2 β dn., 22. 6. 1373; GLA 29/47	(GK)
	2. 12,5 β dn., 1 Huhn, 1,5 Kappen, 22. 6. 1373; GLA 29/47	(GK)
Nesselried	1. 11 Viertel Roggen, 1 Untze dn. (Verkaufspreis 23 lb. dn.), 21. 4. 1316; GLA 37/169	(GV)
	2. 1 Hof (Liebenhansen) (Ertrag: 12 Viertel Korn), 13. Jhdt. o. D.; GLA 67/699, S. 12	(Bel)

Nesselried	3. 3 β dn., 2 Kappen, 2 Hühner, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/699, S. 12 4. 1 Hof (Huckelins Gut), (Ertrag 20 dn., 2 Hühner), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/699, S. 12	(Bel) (Bel)
Nußbach	1. 1 Juch Feld (Ertrag 3 dn.), 1358; GLA 34/36 2. 1 Hof (Kolbengut) (Ertrag 4 Viertel Korn, 3 Viertel Haber, 4 β , 4 Hühner, 2 Kappen, 20 Eier), 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/699, S. 12 3. 1 Hof, 17. 12. 1399; Ruppert I, S. 484	(ErbI) (Bel) (V)
Oberkirch	1. 1 Haus, 2. 5. 1307; ZGO 37, S. 393 2. 2 Hofstätten (Verkaufspreis 8 lb. 5 β dn.), 4. 5. 1307; GLA 34/46 3. 1 Hofstatt (Verkaufspreis 26 lb. dn.), 29. 9. 1310; GLA 34/46	(E) (V) (V)
Ödsbach	1. Gülten, 9. 4. 1398; GLA 44/254 2. Gülten, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel) (Bel)
Oppenau	1. 3 lb. dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 3 2. Güter, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2197 (Bd. 2) 3. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2197 (Bd. 2) 4. 3,5 Viertel Haber, 1410; GLA 67/83, fol. 39 5. 63 β 6 dn., 2 Viertel und 20 Sester Haber, 13,5 Hühner, 5,5 Kappen, 16 Käse, 50 Eier, 0,5 Lamm, 1410; GLA 67/83, fol. 37 6. 3 lb. 13 β dn., 5,5 Viertel Haber, 1410; GLA 67/83, fol. 38 7. 3 lb. dn., 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel)
Ottersweier	1. 1 Hof, 24. 9. 1337; GLA 44/254 2. 1 Sägemühle, 24. 9. 1337; GLA 44/254 3. 1 Hof (Hohelers Gut), 24. 9. 1337; GLA 44/254 4. 1 Hof (Heß Guders Hof), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 5. 1 Hof (des Joßers Hof), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 6. 1 Matte (Rietmatte), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 7. 1 Matte (Fronmatte), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 8. 1 Matte (Fronmatte), 24. 9. 1337; GLA 44/254 9. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2) 10. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (E)
Ringelbach	1. Reben (Ertrag 7 dn.), 12. 7. 1357; GLA 34/62 2. 7 dn., 5. 3. 1391; ZGO 37, S. 410 3. 1 Hofstatt, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 11 4. 2 Tagwann Matte, 1 Stück Acker, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 11	(ErbI) (E) (Bel) (Bel)
Rittersbach	1. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a 2. 7 Tagwann Matten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E) (E)
Rüchelnheim (Üdung bei Urloffen)	1. 1 Hof (Kolbenhof), um 1381; GLA 67/37, fol. 3 2. 1 Hof (Bauhof) (umfaßt 56 Juch Acker und 6,5 Tagwann Matten), 9. 4. 1398; GLA 44/254 3. 1 Hof (Bauhof) (umfaßt 56 Juch Acker und 6,5 Tagwann Matten), 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel) (Bel) (Bel)
Sasbach	1. Gülten, 23. 3. 1407; GLA 37/265a	(E)
Sendelbach	1. 6 β dn., um 1381; GLA 67/37, fol. 3	(Bel)
Sinzenhofen	1. 1 Hof (Lutzolshof), 24. 11. 1347; ZGO 39, S. 122	(V)
Staufenberg	1. 1 Hofstatt, ca. 1320; GLA 44/254 2. Wald, 24. 9. 1337; GLA 44/254 3. Rebberg (Trunkenberg), ca. 1350; GLA 44/254 4. 5 Juch Reben (Trunkenberg), um 1381; GLA 67/37, fol. 3 5. Wald (daz Studech den walt), gehört zu Staufenberg (Mttlg. Heid), 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 6. Burganteil, 8. 2. 1392; GLA 44/254 7. Burganteil, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2197 (Bd. 2) 8. Burganteil, 18. 3. 1406; Rg.Mgf., Nr. 2273 (Bd. 2) 9. 1 Garten, 1410; GLA 67/83, fol. 38 10. Burganteil, 1410; GLA 67/83, fol. 38 11. 1 Rebberg, 1410; GLA 67/83, fol. 38 12. 1 Rebberg (Trunkenberg), 1410; GLA 67/83, fol. 38	(Aufs) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel) (Bel)



Staufenberg	13. 5 Juch Reben, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
	14. Burganteil, 1410; GLA 67/83, fol. 37	(Bel)
Sulzbach	1. Gülten, 9. 4. 1398; GLA 44/254	(Bel)
	2. Gülten, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
Tiefenau (nicht auf der Karte)	1. Burganteil (1/4), um 1381; GLA 67/37, fol. 1; Ort 23, S. 98	(Aufg)
Trettenbach (nicht auf der Karte)	1. 1 Acker, 14. 4. 1396; GLA 27/88	(K)

Trettenbach (nicht auf der Karte)	2. 16 dn., 14. 4. 1396; GLA 27/88 3. 8 β dn., 1 Kappen, 14. 4. 1396; GLA 27/88 4. 1 Tagwann Matten, 14. 4. 1396; GLA 27/88 5. Besitz o. A., 14. 4. 1396; GLA 27/88	(K) (K) (K) (E)
Waldsteg	1. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a 2. 1 Hof mit Hofreite, Bäumen, Sägemühle, Mühlmatte und Wigmatte, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E) (E)
Walzfeld	1. Güter, 24. 9. 1337; GLA 44/254 2. 6 Höfe, 29. 5. 1386; ZGO 74, S. 155 f. 3. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel) (Bel) (Bel)
Weilerhof	1. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel)
Windschläg	1. 9 Juch Acker, 8. 2. 1392; GLA 44/254	(Bel)
Zimmern	1. 2 β dn., 2 Kappen, 2 Hühner, 1410; GLA 67/83, fol. 39	(Bel)
Zusenhofen	1. 10 Viertel Korn, 14. Jhdt. o. D.; GLA 67/698, S. 11 2. Gülten, 19. 2. 1405; Rg.Mgf., Nr. 2196 (Bd. 2)	(Bel) (Bel)

Besitz an nicht auffindbaren Orten:

„zu der eich“ (in Lautenbach?, Mttlg. Heid)	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(GV)
Froschmatte (am Eingang des hinteren Winterbach?, Mttlg. Heid)	1. Gülten, 13. 1. 1337; ZGO 37, S. 397	(Bel)
Guchbrunnen (= „Galgen- feld“ im hinteren Win- terbach, Mttlg. Heid)	1. 1 Hof, ca. 1320; GLA 44/254	(Aufs)
Röde	1. Gülten, 23. 2. 1407; GLA 37/265a	(E)

Besitzungen Neuenstein:

Bilfingen	1. 1 Hof, 1289; Hochfelden, S. 307 2. 1 Mühle, 1289; Hochfelden, S. 307 3. Zinsen, 1289; Hochfelden, S. 307	(V) (V) (V)
Fischerhäuser (Ödung bei Oberkirch)	1. 1 Rebgarten, 5. 9. 1337; GLA 31/14	(E)
Heidenbach	1. 2 Höfe (Verkaufspreis 9 Mark Silber), 30. 4. 1287; GLA 34/28; ZGO 10, S. 231 f.	(V)
Oberkirch	1. 1 Hofstatt (Verkaufspreis 3 lb. dn.), 2. 5. 1307; ZGO 37, S. 393	(V)
Rüchelnheim (Ödung bei Urloffen)	1. 1 Hof (Nuwensteinhof) (Verkaufspreis 9 Mark Silber), 31. 5. 1287; GLA 34/63	(V)
Rüstenbach	1. 1 Hof (Boselersgut) (Ertrag mindestens 22 β dn.), 2. 5. 1307; GLA 34/63	(GSt)
Sasbach	1. 1 Hof, 27. 10. 1294; ZGO 37, S. 391	(V)
Wolfhag	1. Rebberg (Aichelesberg) (Ertrag mindestens 1 Ohm Wein), 1. 11. 1306; GLA 34/78	(GSt)

Die Ortenauer Heimatstuben 1965

von Emil B a a d e r

Eine neue Form ländlicher Kulturpflege hat sich in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg durchgesetzt: durch Einrichtung von Heimatstuben. Sie stellen gültige Werte heimatlicher Kunst und Kultur mitten ins Leben, nämlich in Gaststätten, zuweilen auch in Rathäuser.

Besonders zahlreich sind die Heimatstuben in der mittelbadischen Landschaft der Ortenau zu finden, im Gebiet zwischen Unditz und Murg.

Kein Wunder, ist doch in Renchen von einem Nachfahren Grimmelshausens eine der ersten Heimatstuben im ganzen oberrheinischen Raum (1937) geschaffen worden, nämlich die „Grimmelshausen-Stube“ im Hotel „Bären“. Diesem schönen Beispiel folgten inzwischen zahlreiche andere Orte in Mittelbaden.

Als im Herbst 1964 die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Oberkirch stattfand, sahen manche Mitglieder des Vereins erstmals die August-Ganther-Stube im Hotel „Obere Linde“, andere sahen zum erstenmal beim geselligen Zusammensein am Nachmittag die Grünwald-Stube im „Sternen“ zu Lautenbach. So mag es erlaubt sein, wieder einmal zu berichten, welche Heimatstuben im Gebiet der Ortenau, zum größten Teil als Gemeinschaftsarbeit des Landesvereins Badische Heimat und des Historischen Vereins für Mittelbaden, geschaffen wurden¹⁾.

Im Landkreis Lahr.

In der Stadt Lahr:

1. Die Lotzbeck-Stube im Hotel „Sonne-Post“.
2. Die Ostdeutsche Stube, ebenfalls im Hotel „Sonne-Post“, geschaffen von der Badischen Heimat gemeinsam mit den Landsmannschaften der Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Sudetendeutschen und Schlesier.
3. Die Eichrodt-Stube im Hotel „Löwen“.
4. Die Wappenstube im Gasthof „Zum Lamm“, mit den Wappen aller Gemeinden des Landkreises.
5. Die Hansjakob-Stube im „Schlüssel“, dem Schauplatz einer Erzählung von Hansjakob (Wendel auf der Schanz) mit Bildern von Hansjakobs Lahrer Freunden.

¹⁾ Die vorliegende Zusammenstellung soll hauptsächlich auf die seit der letzten Liste in „Die Ortenau“ 1958 entstandenen Heimatstuben aufmerksam machen. Jedoch sind die älteren Heimatstuben der Vollständigkeit halber auch kurz angeführt, über die sich in „Die Ortenau“ 1958 weitere Angaben finden.

Maria Ellenrieder, die badische Hofmalerin (1791—1863). Selbstbildnis im Rosgarten-Museum in Konstanz. In unserer Ortenau waren ihre gemütvoll-innigen, seelisch-geistig gehaltvollen und malerisch ansprechenden Bilder weit verbreitet. Inzwischen ist schon manches von ihrem Werk verlorengegangen.

Aufn.: Till Baader



6. Die Jan-de-Werth-Stube im Hotel „Adler“ in Lahr-Dinglingen.
7. Die Hebel-Stube im Gasthaus zur „Schönen Aussicht“, auf dem Langenhard, Gemarkung Sulz.
8. Die Hesselbacher-Stube in der Gaststätte „Dammenmühle“, Gemarkung Sulz, zur Erinnerung an Karl Hesselbacher, der seine Jugendjahre in Sulz verlebte.
9. Die Erwin-Baur-Stube im „Löwen“ zu Ichenheim.
10. Die Friederike-Brion-Stube im Gasthaus „Zur Krone“ in Meißenheim.
11. Die Bärbelstube in Ottenheim im Gasthaus „Zum Adler“.
12. Die Heimatstube Wittenweier im Gasthaus „Zur Krone“.
13. Die Stube der Fischerzunft im Gasthaus „Zur Linde“ in Kappel am Rhein.
14. Die Ferdinand-Ruska-Stube, zum Gedächtnis an den aus Grafenhausen gebürtigen Lehrer Ferdinand Ruska, der in Bernau Hans Thomas erster Zeichenlehrer und sein Förderer war (Gasthaus „Zum Ochsen“ in Grafenhausen).

15. Die Ried-Stube in Kürzell (Gasthaus zur Sonne).
- 15a. Die Hebelstube im alten Postwirthshaus „Adler-Post“ in Friesenheim, zur Erinnerung an die Übernachtung Hebels in diesem Hause, und Gedenktafel am Gasthaus.
16. Das Ortsmuseum im Rathaus zu Oberweier, mit Bildern berühmter Persönlichkeiten des Ortes, sowie die Heimatstube im dortigen Gasthaus „Zum Adler“, mit Bildern zur Geschichte des Dorfes.
17. Das Ortsmuseum im Rathaus zu Heiligenzell, mit Bildern bedeutender Söhne des Dorfes.
18. Das Ortsmuseum im Bürgersaal des historischen Rathauses zu Kippenheim sowie die Gedenkstuben für die großen Söhne des Dorfes: Johann Georg Stulz von Ortenberg und Johann Georg von Grechtler im „Rindfuß“, dem Geburtshaus Grechtlers²⁾.
19. Die Karl-Kromer-Stube im Gasthaus „Zur Sonne“ in Mahlberg.
20. Die Heimatstube Altdorf im Gasthof „Zum Adler“, gestiftet von dem Altdorfer Ehrenbürger Fabrikant Eugen Lacroix zu Ehren berühmter Söhne des Ortes.
21. Die Ettenheimer Heimatstube in der Brauerei Lienhard.
22. Die Heimatstube Münchweier im Gasthaus „Zum Rebstock“, zu Ehren der Heimatforscher Josef Rest und Benedikt Schwarz.
23. Die Heimatstube „St. Landolin“ in der Gaststätte „St. Landolin“ zu Ettenheimmünster gegenüber der Wallfahrtskirche, mit Bildern und Dokumenten zum Gedächtnis an den Glaubensboten des Tales.
24. Die Klosterstube Ettenheimmünster in dem aus der Klosterzeit stammenden Gasthaus „Zur Sonne“, mit Bildern der alten Großanlage und der berühmtesten Äbte der vor zwölfhundert Jahren gegründeten Benediktinerabtei.
25. Die Klosterstube Schuttern im Rathaus der alten Klosterstadt Schuttern.
26. Die Heimatstube Reichenbach im Schuttertal, mit Bildern der bedeutenden Männer des Dorfes, mit Trachtenbildern und einem Original-Ölbild, Reichenbach darstellend, von Willi Henselmann.
27. Die Ludwig-Auerbach-Stube im Hotel Löhr zu Seelbach.
28. Die Josef-Pfaff-Stube im „Schwert“ im Litschental, zu Ehren des aus dem Litschental stammenden Gründers des Badischen Bauernvereins und als Hinweis auf die uralte Hammerschmiede im Litschental.
29. Die Bergmannsstube St. Michael beim Hörnlesgraben im Zinken Weiler der Gemeinde Schönberg, zur Erinnerung an den einstigen Bergbau in der Poche und im Hörnlesgraben.
30. Die Ritterstube im Gasthof „Zum Löwen“ auf dem Schönberg.
31. Die Bergmannsstube in der „Blume“ der einstigen Bergbaustadt Prinzbach.
32. An der Grenze der Landkreise Lahr und Emmendingen liegt der Gasthof „Zum Kreuz“, bei den sogenannten Höhenhäusern, mit einer Hansjakobstube.
33. Als jüngste Stube des Lahrer Kreises wurde 1965 die Heimatstube Wittels-

²⁾ Siehe Ortenau 1961 S. 180.

Johann Georg Stulz von Ortenberg (1770—1832), der große Wohltäter von Kippenheim.

Aufn.: Till Baader



bach eröffnet, die dem altherwürdigen Gotteshaus und dem gesamten Volkstum im Schuttertal gewidmet ist.

All diese Heimatstuben des Lahrer Kreises bilden eine Ergänzung zu dem schönen, im Jammschen Schloßchen im Stadtpark untergebrachten Lahrer Heimatmuseum.

Im Landkreis Wolfach

Die Aufgabe des Hansjakobmuseums zu Haslach und des Heimatmuseums der Kreisstadt Wolfach wird ergänzt durch mehrere Heimatstuben im Hansjakobland:

1. Im Geburtshaus Hansjakobs zu Haslach im Gasthof „Zur Sonne“, wo sich seit Jahren wertvolle Erinnerungen an Hansjakob befanden — so sein berühmter „Hecker-Hut“ —, fanden Bilder jener Orte einen Platz, in welchen Hansjakob im Laufe seines Lebens wirkte.

2. Im berühmten Gasthof „Zu den drei Schneebällen“ zu Hofstetten, wo sich hoch über dem Dorf die Grabstätte Hansjakobs befindet, finden wir ein von Hans-



Postschild am ehemaligen Postwirthshaus zu Stöcken zwischen Biberach und Steinach im Kinzigtal mit dem Wappen der Thurn- und Taxisschen Reichspost.

jakob selbst angelegtes Gästebuch sowie Portraits ehemaliger Wirtsleute aus der Hansjakobzeit, ferner eine gute Wiedergabe des Hasemannschen Hansjakob-Bildes.

3. Im Gasthof „Zur Stube“ in Nordrach; sie ist einer der Schauplätze von Hansjakobs Meistererzählung „Der Vogt auf Mühlstein“, fanden Wiedergaben Hasemannscher Bilder einen Platz, die Hansjakobs Erzählung illustrieren.

4. Ist nicht auch die Gaststube des historischen Berggasthauses „Mühlstein“ eine rechte Schwarzwälder Hansjakob-Stube? Sie bleibt erhalten, wie sie zu Hansjakobs Zeiten war. Im Gästebuch finden wir einen Eintrag von Hansjakobs Hand, geschrieben bei seinem letzten Besuch bei seinem Freund Erdrich.

5. Auch im historischen Gasthof „Zum schwarzen Adler“ in Unterharmersbach, der eine große Rolle spielt in Hansjakobs Büchern, finden wir Bilder, die an die Hansjakobwelt erinnern.

6. In der „Stube“ zu Oberharmersbach — diese Gaststätte heißt auch „Zum Sternen“ und „Zu den drei Schweinsköpfen“ — richtet der Heimatforscher Kurt Klein aus Hauserbach eine Gedenkstätte ein, die an die Geschichte des Hauses und des alten Reichstaales Harmersbach erinnert.

7. Im Hotel „Hirschen“ zu Zell a. H. die Scheffelstube.

8. Sowohl in Biberach im Gasthaus „Zur Sonne“ wie auch im Gasthaus zum Rebstock in „Stöcken“ (Gemeinde Unterentersbach) hat Kurt Klein hoch interessante Poststuben eingerichtet. An beiden Orten wirkte als Posthalter längere Zeit Isidor Schweiß, den Hansjakob als „Postpascha“ des Kinzigtals in seiner Erzählung „Graf Magga“ verewigt hat.

9. Im „Dorfwirtshaus“ zu Hauserbach hat wiederum Kurt Klein, unter Mitarbeit des Mineralogen Dr. Rudi Metz, eine Bergmannsstube geschaffen, die man als ein Bergbaumuseum des Kinzigtals bezeichnen kann.

10. 1965 wird Kurt Klein im „Hirschen“ zu Hausach eine Hausacher Heimatstube einrichten zu Ehren des aus Hausach stammenden Abts Ignaz Speckle und jener Männer, die sich große Verdienste um Hausach erworben haben.

11. In dem alten Gasthof „Zur Linde“ in Gutach die Gutacher Malerstube.

12. Dem Minnesänger Bruno von Hornberg gilt die Minnesänger-Stube im Hotel „Adler“ zu Hornberg.



Selbstbildnis des letzten Wanderlithographen Johannes Lohmüller (1830—1918). Dieser Steindruck von 1859 wirkt wie eine Photographie und zeigt seine hohe Künstlerschaft.

Aufn.: Thekla Lohmüller, Bühl

13. An die Dichter Freiligrath, Scheffel und Rainer Maria Rilke erinnern die Bilder der Dichterstube im Hotel „Kranz“ zu Bad Rippoldsau, während im Luitgard-Stift in Bad Rippoldsau in der Fürstenstube die Bilder jener Fürstlichkeiten einen Platz fanden, die hier einst zu Gast waren.

Im Landkreis Offenburg

Das schöne, von Professor Dr. Kähni geleitete Heimatmuseum der Kreisstadt Offenburg wird ergänzt durch etliche Heimatstuben im Umkreis der Stadt:

1. In der „Krone“ zu Ortenberg die „Ortenberger Stube“³⁾.
2. In Diersburg, in der „Linde“, eine Heimatstube zu Ehren von Maria Ellenrieder und Friederike Brion, die mehrere Jahre in Diersburg lebte, ehe sie nach Meißenheim übersiedelte.
3. In Gengenbach in der Weinstube Frei eine Heimatstube zum Gedächtnis an den Komponisten Carl Isenmann⁴⁾.
4. In der Brauerei Jockerst in Bohlsbach die Oken-Stube.
5. Zu Lautenbach im Renchtal im Gasthof „Zum Sternen“ eine Grünwald-Stube.
6. Am hundertsten Geburtstag des niederalemannischen Mundartdichters August Ganther wurde in einem Nebenzimmer des Hotels „Zur oberen Linde“ in Oberkirch die August-Ganther-Stube eingerichtet.
7. An das Schaffen des letzten badischen Wanderlithographen Johannes Lohmüller (1830–1918) erinnert die schöne Heimatstube in Wagners „Braustübl“ zu Offenburg.

Im Landkreis Kehl

Das schöne und reichhaltige Hanauer Heimatmuseum der Kreisstadt Kehl wird ergänzt durch mehrere Heimatstuben in Gasthäusern:

1. Die „Kehler Stube“ im Gasthaus „Zum goldenen Lamm“.
2. In Willstätt die Moscherosch-Stube im „Adler“.
3. Im „Schwanen“ zu Lichtenau die Medicus-Stube⁵⁾.
4. Seit 1937 die Grimmelshausen-Stube zu Renchen im Hotel „Zum Bären“.
5. In nächster Nähe des „Bären“ liegt die Weinstube Schrempp, das Wohnhaus von Amand Goegg (1820–1897), der als Freiheitskämpfer der Sturmjahre 1848/49 sowie als hochgemuter Idealist in die Geschichte unserer Heimat einging⁶⁾. Mit verständnisvoller Förderung durch die Stadtverwaltung Renchen wurde 1965 eine Gedenktafel an Goeggs Heimathaus angebracht und zugleich eine würdige Amand-Goegg-Stube eröffnet.
6. In der „Krone“ in Odelshofen die Hanauer Hebelstube.

Im Landkreis Bühl

1. Die Bühler Stube im Gasthaus „Zum Schwanen“ erinnert an Alban Stolz und andere bedeutende Söhne der Stadt und des Kreises Bühl.
2. Im „Engel“ zu Bühlertal die Bühlertal-Stube.

³⁾ Siehe Ortenau 1957 S. 43.

⁴⁾ Siehe Ortenau 1962 S. V.

⁵⁾ Siehe Ortenau 1940 S. 128.

⁶⁾ Siehe Ortenau 1963 S. 249; 1926 S. 67 ff.; sowie den Aufsatz im vorliegenden Band.

Amand Goegg in seinen letzten Lebensjahren (1820 bis 1897) und seine junge Schwester Anna (1860 bis 1935). Wer würde in diesem abgeklärten Greis den leidenschaftlichen Kämpfer von 1849 vermuten, dessen letzte Leidenschaft unsere Heimatnatur war?

Aufn.: Till Baader



3. In Sasbach bei Achern eine Gedenkstätte zu Ehren von Franz Xaver Lender, wo auch Turenne nicht vergessen ist.

4. Eine Sehenswürdigkeit des Städtchens Steinbach bei Bühl ist die Meister-Erwin-Stube.

5. Im „Badischen Hof“ zu Sasbachwalden die Conrad-Kayser-Stube.

Im Landkreis Rastatt

1. In den Jahren 1852—1859 war der Schwarzwälder Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob Schüler des Rastatter Gymnasiums, zu einer Zeit, da der aus Hüfingen stammende Malerpoet Lucian Reich als Zeichenlehrer an der gleichen Schule wirkte. War es nicht verdienstvoll, zu Ehren dieser beiden alemannischen



Heinrich Hansjakob als flotter
Gymnasiast in Rastatt 1852—1859.

Aufn.: Till Baader

Künstler eine Gedenkstätte im Gasthaus „Zum Museum“ einzurichten, in nächster Nähe des berühmten Schloß-Museums? Die Kostbarkeiten der „Festungs-Stube“, die etliche Jahre im Hotel „Schwert“ untergebracht waren, sind inzwischen dem Schloß-Museum einverleibt worden.

2. In den Jahren 1865—1867 lebte Johannes Brahms, der Freund von Clara Schumann, in Baden-Baden. Zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in Baden-Baden wurde im Gasthaus „Zum Löwen“ in Baden-Lichtental eine stimmungsvolle Brahms-Ecke mit dankenswerter Förderung durch Rolf Gustav Haebler und Margot Fuß eingerichtet.

Alle genannten Stuben besitzen ein Gästebuch, welches den Sinn der Stube deutet. Machen Sie sich bei einem Besuch die Freude, es zu studieren!

Gemeinschaft der Reichsstädte in Baden-Württemberg

von Otto Ernst Sutter

Das Zusammengehörigkeitsgefühl unter ehemaligen Reichsstädten ist seit langem, zum mindesten im Geschichtsbewußtsein in den nord- und mitteldeutschen Städten, erheblich traditionsgepflegter als im Süden. Wenn schon viele, heute badische oder württembergische frühere Reichsstädte, jede für sich, ihr überkommenes Brauchtum zu erhalten versuchen, so hat es doch bis vor kurzem an einem Zusammenschluß der verschiedenen Gemeinden gefehlt, von dem man reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und etwa auch bürgerschaftliche Bildung, gewissermaßen als überkommenes kulturelles Erbgut, hätte erwarten können. Freilich kam es in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts zu Ansätzen, für die oberdeutschen Städte das zu schaffen, was den niederdeutschen seit langem geläufig ist und die reichsstädtische Gemeinsamkeit vor allem im ideologischen Sinne fördert. Das Jahr 1933, unheilvoll in jeglichem Betracht, erstickte auch diese Pläne und ließ sie in Vergessenheit geraten. Erfreulicherweise kam man aber, als 1945 das fürchterliche Jahrzehnt der Bedrückung beendet war, auf den Gedanken zurück, die baden-württembergischen Reichsstädte einander irgendwie nahezubringen. Man wurde sich darüber klar, wie es der Bürgermeister Willi Oberdorfer der Stadt Weil-der-Stadt ausgesprochen hat, „daß in der Geschichte der reichsfreien Städte ein Reichtum an Leitbildern für die politische und geistige Bedrängnis der Gegenwart zu heben sei“. Im Juni 1957 lud Dr. h. c. Otto Bärnreuther von Nürnberg süddeutsche Historiker zu einer Tagung ein, auf der man die Notwendigkeiten erörterte, die eine Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der oberdeutschen Reichsstädte-Geschichte erforderten. Leider ist Dr. Bärnreuther indessen schon im Herbst des gleichen Jahres 1957 heimgegangen. Aber immerhin, der erste Ruf war einmal laut geworden. Es gereicht dem Bürgermeister Erhard Schrempp in Gengenbach und den Gengenbachern insgesamt zur Ehre, daß sie mit ihrer 600-Jahr-Feier (Stadterhebung) im Jahre 1960 auch eine Zusammenkunft der leitenden Geister der früheren Reichsstädte im heutigen Baden-Württemberg verbanden. Am 5. September 1960 kam es in Gengenbach zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Reichsstädtische Geschichtsforschung, Denkmalpflege und Bürgerschaftliche Bildung“, die den Bürgermeister Willi Oberdorfer von der Stadt Weil-der-Stadt zu ihrem Vorsitzenden wählte. Unverweilt begann man damit, der ins Leben gerufenen Vereinigung entwicklungsfähige Fügung zu sichern und sich über die Möglichkeiten regsamer Tätigkeit klarzuwerden. Forschungsvorhaben und ähnliche Anliegen wurden erörtert und die Verwirklichung gefaßter Be-

schlüsse in die Wege geleitet. Für die Jahre 1964 und 1965 stellte man die ersten Haushaltspläne auf. Zur Zeit gehören zur Arbeitsgemeinschaft die Städte: Aalen, Biberach an der Riß, Eßlingen, G e n g e n b a c h , Isny, Leutkirch, O f f e n b u r g , Rottweil, Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Hall, Ulm, Wangen und Weilder-Stadt. Mit dem Beitritt der Schwesternstädte in Bayrisch-Schwaben und in Franken, mit denen man in Verhandlung steht, wird fest gerechnet.

Bereits legt die Arbeitsgemeinschaft auch ihre erste Veröffentlichung vor, die im Rahmen der „Eßlinger Studien“ (Stadtarchiv Eßlingen am Neckar) herauskam und künftig herauskommt. Sie wird jeweils einmal im Jahr erscheinen. Gleich der erste Band präsentiert sich anziehend genug. Elisabeth Nau beschäftigt sich mit „Stadt und Münze im frühen und hohen Mittelalter“, Lucien Sittler in Colmar schildert den „Elsässischen Zehnstädtebund, seine geschichtliche Eigenheit und seine Organisation“. Egon Schraitle geht der „Bevölkerungsentwicklung Eßlingens in der Spätzeit der Reichsstadt nach. Gewissermaßen den Kernbeitrag liefert Dr. Otto Borst, Leiter des Eßlinger Stadtarchivs und zugleich auch Sachwalter der Arbeitsgemeinschaft der Reichsstädte. Auch unter den Miscellen findet man Hinweise und Aufsätze auf reichsstädtische Vorgänge. Der Oberbürgermeister der Stadt Eßlingen, Dr. Dieter Roser, weist darauf hin, daß im süddeutschen Raum in stadgeschichtlicher Hinsicht viel nachzuholen ist. Wenn auch die Arbeitsgemeinschaft der oberdeutschen Reichsstädte mit den alten gemeinschaftlichen Institutionen der Reichsstädte in Norddeutschland nicht in Wettbewerb treten könne und wolle, so möchte sie doch den Boden bereiten für eine über die heutigen süddeutschen Ländergrenzen hinausgreifende, auch das Elsaß und die Schweiz einschließende geschichtspflegerische Arbeit, für eine räumliche Weite, ohne welche die Geschichte der oberdeutschen Reichsstadt nicht deutlich werden könne.

Man wird die Arbeitsgemeinschaft der oberdeutschen Reichsstädte, deren Entstehung gewissermaßen in der Luft lag, nur freudig begrüßen können. Zu ihrer Schaffensfreude und vor allem zum ersten Jahrbuch gebührt ihr herzlicher Glückwunsch.

Der Lahrer Niederadel im 14. Jahrhundert

von Winfried Knausenberger

Eine neue Welt ging mir auf, als ich vor etwa zwölf Jahren den Entschluß faßte, das Lahrer Bürgerbuch von 1356 ff. in irgendeiner Weise auszuwerten. Vier Schüler des Lahrer humanistischen Gymnasiums halfen mir dabei und waren ebenso wie ich überrascht, wie gut sich die Nachbarschaftsbeziehungen dazu eignen, den Lahrer Stadtplan des 14. Jahrhunderts zu entwerfen.

Liebgewordene Vorstellungen einheimischer Geschichtsfreunde mußten neuen Einsichten weichen, wogegen sich seltsamerweise heute noch einige wehren, ohne den Versuch zu machen, die mühevollen Arbeit des Auswertens zu wiederholen. Es gibt allerdings Eintragungen, die keine Nachbarschaftsbeziehungen aufweisen und daher für die Stadtplanforschung untauglich sind. Hier ist eine davon: 22/4: „Her Reimbolt von Windecke Kilchherre zu Schopfheim ist burger uf Walthers hus von Tutenstein, daz siner muter was.“ Dieses Haus Walthers von Tutenstein (Dautenstein bei Seelbach) war damals allgemein bekannt, so daß sich eine Nachbarschaftsangabe für den damaligen Stadtschreiber erübrigte. In oberrheinischen Urkunden sind beide Angehörige des niederen Adels anzutreffen. Eigenartig berührt es mich, daß schon um 1100 ein Reibold von Schopfheim genannt wird — im Rotulus San Petrinus. Da stiftet ein Reimboto von Schopfheim mit seiner Frau Gisela dem Kloster St. Peter alles, was die beiden bei dem Dorf Mietersheim besitzen. Besteht ein genealogischer Zusammenhang zwischen „dem von Schopfheim“, wie 250 Jahre später der Schreiber des Lahrer Bürgerbuchs sagen würde, und den Herren von Windeck? Dieser Aufsatz soll auch dazu beitragen, fachkundige Sippenforscher auf neue Daten aufmerksam zu machen.

Die auf Nachbarschaftsbeziehungen sich aufbauende Stadtplanforschung hat im Fall Lahr zu einem recht erfreulichen Ergebnis geführt, das anlässlich des Jubiläums zum 150jährigen Bestehen des Lahrer Gymnasiums erstmalig veröffentlicht und in einer erweiterten Ausgabe 1954 als selbständige Schrift erschienen ist. Karl List, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über St. Cyriak in Sulzburg, hat dieser Schrift durch erläuternde Zeichnungen einen wahrhaft festlichen Glanz gegeben. Hier sei eine seiner Zeichnungen wiedergegeben, die zugleich das Thema meines Aufsatzes illustrieren hilft.

Angehörige des Niederadels beim Turnier auf dem als „walrit“ und „walris“ bezeichneten Platz am Stadthaus. Am rechten Bildrand ist des Stadtherrn zweiter Stadthof abgebildet. Der erste Hof liegt unweit davon neben der Stadtmühle



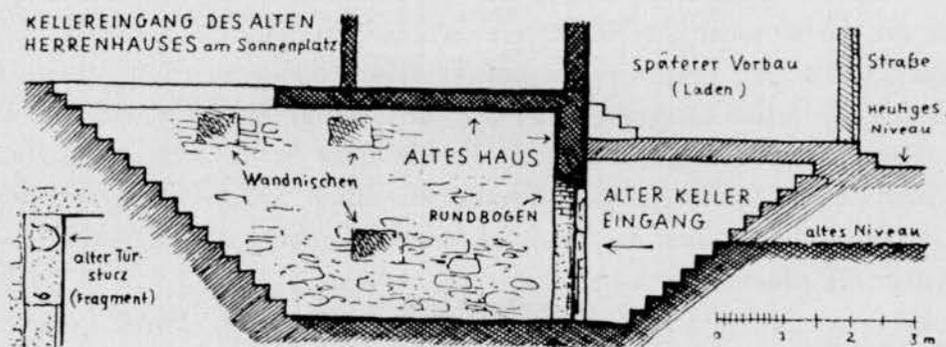
Turnierplatz am Stadthaus, genannt „walrit“. Rechts der zweite Stadthof des Geroldsecker Stadtherrn. Links vom Brunnen der Stand der Dine Kremerin. Am linken Bildrand andere Verkaufslauben.

Klischee: Stadtarchiv Lahr

und besitzt ebenfalls ein altes und ein neues Haus. Das Haus neben dem Brunnen in unserem Bild ist in seinem Kellergeschoß noch heute erhalten. Der Kellerausgang liegt freilich jetzt sechs Stufen höher.

Heinrich II. von Geroldseck-Lahr hatte als Vogt Herrn Kunz von Winterbach, der mit seinem Bruder Johann bereits um 1331 erwähnt wird. Als Lahrer Vogt scheint er spätestens 1354 eingesetzt worden zu sein. Im Bürgerbuch 12/17 lesen wir: „Cunze Rumeler von Entzberg ist burger an Cunze von Winterbachs Huse ob der Louben unn sunderbar uf der Kammer nebedt der kleinen stuben mit Cuntzelin Gebüttels willen.“ Mit der Laube ist hier die Brotlaube gemeint, die einst am Marktplatz bei der Burg stand. Eine Zeichnung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt eine ähnliche Gebäudegruppe, wobei man beim ehemaligen Herrenhof feststellen kann, daß inzwischen auf der Hofeinfahrt ein schmales Haus aufgeführt wurde. Des Vogts Büttel wohnte übrigens nur vorübergehend in der genannten kleinen Stube. Wenige Jahre später hatte er ein eigenes „hus“, was damals oft auch eine Eigentumswohnung im 1. oder 2. Stock eines Gebäudes bedeuten konnte.

Das Haus neben der Wohnung des Stadtvogts gehörte einem Peter von Sulz, der noch kein Bürgerrecht hatte. Sein Haus, das Stadthaus und der westlich davon



Kellereingang des alten Herrenhauses am Sonnenplatz. Eine Aufmessung im Jahr 1954 zeigt die Erhöhung der Straßenoberfläche um etwa 1,15 m.

Klischee: Stadtarchiv Lahr

liegende Hof jenseits der Judengasse, der Stadthof des Abtes von Schuttern, lagen auf einem Grundstück, das diesem Kloster gehörte. Peter von Sulz hatte als Mieterin im Untergeschoß seines Hauses Dine Kremerin. Der Zeichner läßt sie auf dem Bild Waren an jene Leute verkaufen, denen die ritterlichen Kampfspiele im Augenblick nicht genügend anziehend sind.

Frohgemutes ritterliches Treiben in einer kleinen Residenzstadt an der Schutter —, dieses heitere Bild verdeckt ein düsteres Gemälde unheilvollen Geschehens, das diese mittelalterliche Welt vor kurzem erlebt hatte. Die Beulenpest hatte 1348 bei ihrem Siegeszug vom Schwarzen Meer her auch Süddeutschland erreicht und zahllose Opfer gefordert. Grauenhafte Judenverfolgungen wurden dadurch ausgelöst, daß das Volk die fremdstämmigen Landsleute als Schuldige an der Pest bezichtigte. In Lahr brachte man die jüdischen Familien in das Verlies des alten Innenturms der Stadtburg und erstickte sie im Feuer. Als 300 Jahre später Handwerker bei der Prüfung der Kriegstauglichkeit des Turmes den furchtbaren Tatbestand entdeckten, verpflichtete man sie durch eidliches Gelübde zum Schweigen. Eines der Opfer wird im Bürgerbuch von 1356 ff. namentlich erwähnt: Michel (Migellin) in der Judengasse.

Mitregent des Lahrer Stadtherrn Walter von Geroldseck war 1349 sein älterer Sohn gleichen Namens, während der jüngere Heinrich zwar bereits die Kircherrenpfründe von Dinglingen besaß, aber noch keine kirchlichen Weihen hatte. Er weilte meist in Straßburg zur Ausbildung für ein kirchliches Amt, wurde aber noch im Jahr 1349 nach dem Tod des Bruders an den Hof des Vaters berufen, der meist in Mahlberg residierte. Im Jahr 1355 wird dieser als verstorben bezeichnet. Mahlberg wird durch Testament des Vaters Witwensitz und Heinrich hat sich in blutigen Erbfolgestreitigkeiten seiner elsässischen Verwandten zu erwehren, bis endlich an Weihnachten 1355 durch Vermittlung des Straßburger Bischofs ein Friedensschluß Heinrich als Herrn von Lahr-Mahlberg bestätigt. Schon 1354 hatte Heinrich der Stadt Lahr bescheinigt, daß ihr Huldigungseid sie nicht für einen fremden Herrn binde.

Das Jahr 1356 brachte für die Oberrheinlande das größte Erdbeben seit Menschengedenken. Es war gleichsam der Schlußpunkt unter die erste blutige Ernte des Schwarzen Todes, der in Straßburg von 25 000 Einwohnern 16 000 weggerafft haben soll. Für Lahr das erste Friedensjahr unter dem neuen Herrn. Der Stadtschreiber eröffnete das neue Bürgerbuch 1356 mit den Worten: (Abb. des Textes siehe Seite 72 oben.)

Der Stadtherr Heinrich II, der sich mit Adelheid von Lichtenberg verheiratet hatte und seine letzten Lebensjahre in Straßburg verbrachte, besaß in dieser Stadt einige Freunde aus dem Stadtadel, Johannes und Rulman Merswin und vor allem den Ritter und Ratsherrn Johannes Blenckelin. Dieser wohnte unmittelbar vor dem Münster in seinem Stammhof „zu dem Blenckelin“ neben Joh. von Wintertur und Kunz zu dem Trübel, unter der Tuchlaube. Eine Verwandte war Metze genannt Schriberin. Aus Zuneigung (*dilectio*) schenkte der Lahrer Stadtherr seinem väterlichen Freund Blenckelin seinen großen Herrenhof

Dis sint die Burgere in d'
Stat zu Lare.

Unser hre Got ist burg' an
der Stat zu Lare.

Cst. h. d. Schencke ist burg' an
siner schuren vor d' burge.

Cst. h. mā pfister ist burg' an sine
halbē huse dem hindern teil ge
gen walther henuggin.

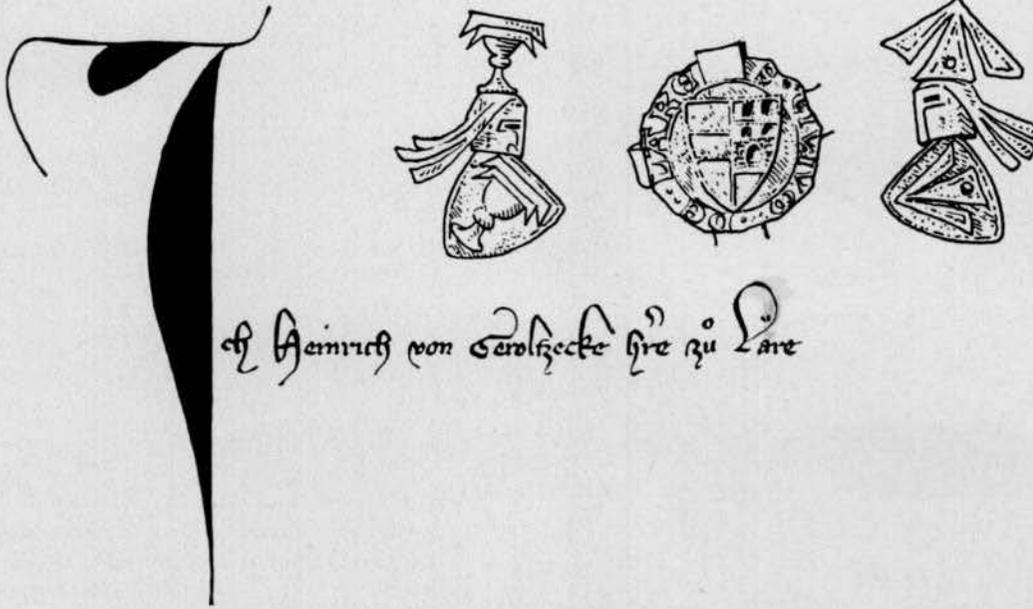
Cst. h. Bunn' ist burg' uf zehen
schilling geltes die er hat uff
ebhartz smut gesesse.

So fängt das Lahrer Bürgerbuch an, begonnen 1356. Die letzten Eintragungen gehören in die Zeit um 1400. Text: Dies sind die Bürger in der Stadt zu Lahr. Unser Herre Gott ist Bürger an der Stadt zu Lahr. Item der Schenke ist Bürger an seiner Scheuer vor der Burg. Item Hermann Pfister ist Bürger an seinem halben Haus (hinterer Teil) gegen Walther Heniggin. Item Heinrich Brunner ist Bürger wegen der 10 Schilling Gelds, die er hat auf Eberhartz Schmit Wohnstätte.

Klischee: Stadtarchiv Lahr

in Kürzell am 20. April 1363. Der Hof lag neben der Schmiede und hieß Oberhof. Im Schutterer Berain von 1368 heißt es: „Hans Blenclin git 6 Schilling . . . und ist hub gut.“ Eine Randbemerkung erklärt, daß „Hub gut“ die ehemalige Bezeichnung gewesen sei. Am 14. Januar 1419 gibt Joh. Blenckelin der Ältere (Edelknecht) — ein Sohn des Ritters gleichen Namens — den Hof in Erbpacht dem „Johanni dicto Wurteshans“ in Kürzell. Vierzig Jahre später verkaufen die Blenkelins den Kürzeller Herrenhof an das Straßburger Spital. Schließlich werden die zwei Kürzeller Pächter des Hofes am 14. Juli 1789 durch Kauf Besitzer. Es ist ein Samstag, an dem im fernen Paris der König unterm Druck des Volkes die neuen Freiheiten verkündigte, während hier zwei Bauern stolz ihre Besitzurkunden aus den Jahren 1363 und 1419 nach Hause trugen. Nachfahren des einen Bauern sind noch heute die Hofbesitzer. Die Urkunden freilich kamen nach Allmannsweier in das Haus Georg Walter.

Des Stadtherrn Heinrich von Geroldseck treuer Freund fehlte nicht, als die Stadt 1377 ihren Freiheitsbrief und dessen Bürgerschaft durch sein Siegel erhielt. Zehn Jahre zuvor war er Vermittler zwischen Heinrich und seiner Nichte Elsa, Tochter seines Bruders Walter. Diese hatte den Ritter Eppo von Hattstatt geheiratet und tauschte nun die Rechte an den sogenannten „vier gemeinen Dörfern“ Friesenheim, Heiligenzell, Oberweier und Oberschopfheim gegen das Dorf Schmieheim ein, das damit ein ritterschaftliches Dorf wurde und bis in das 19. Jahrhundert blieb. „Gemeine“ Dörfer waren obige, weil sie unter gemeinsamer Herrschaft der Linien Hohen-Geroldseck und Geroldseck — Lahr standen.



Beginn des Lahrer Freiheitsbriefes von 1377. Wappen: (links) Kolb von Staufenberg, (rechts) Blenckelin, (Mitte) ältestes Lahrer Stadtsiegel. Text: Ich Heinrich von Geroltzecke Herr zu Lahr. *Klischee: Stadtarchiv Lahr*

Unter den zahlreichen Lehengütern, die der Lahrer Stadtherr zu vergeben hatte, wird im sogenannten Salbuch auch ein Gut zu Herundsfeld oder Hundsfeld (?) genannt, das Johannes Blenckelin besaß.

Im Lahrer Bürgerbuch wird die Familie Blenckelin nie erwähnt, wohl aber eine, die auch etwas mit Hundsfeld zu tun hatte, jenem jetzt abgegangenen Dorf am östlichen Rheinufer an der südlichen Rheinüberfahrt bei Straßburg. Von dem Dorf Hundsfeld bis zur Einmündung der Elz in den Rhein hatten die Geroldsecker als Lehensleute der Straßburger Bischöfe Geleitsrechte und -pflichten. Der Landgraf im Elsaß, wie der Bischof hieß, war auch Oberlehensherr über eine Reihe von Dörfern in der Rheinuferlandschaft, die dann im Gegensatz zu dem Bamberger Lehen Mahlberg mit Kippenheim und Ichenheim, später als reines Eigengut der Geroldsecker nach Belieben verkauft, vertauscht und verpfändet wurden. Wittenweier, Nonnenweier, Allmannsweier, Meissenheim sind die bekanntesten dieser später ritterschaftlichen Orte.

Das genannte Hundsfeld lag gerade noch im Bereich der Geroldsecker. Nach ihm nannte sich ein Edelknecht Eberhard Sterne, später seine beiden Söhne Heinrich und Johannes, beide zum niederen Adel gehörend und in Straßburg 1316 wohnhaft. Noch 1365 wird Heinrich erwähnt. Dessen Sohn Seman (= Germannus) heiratete die Straßburger Patrizierstochter Heilka zu dem Riet. Am 6. Januar 1372 verkauft in Straßburg Heilka Erbstücke ihrer Mutter Odilia von Andlau. Und bei diesem Verkauf heißt es von ihrem Mann: „residens in Oberwilr.“ Nun kann das Lahrer Bürgerbuch berichten: dieser „von Oberwilr“ wohnt in der Judengasse in Lahr bzw. besitzt dort ein Haus. „Der von Oberwilr“ heißt er nur, was mich vor Jahren bereits auf die richtige Spur brachte, obgleich ich nicht bei allen Lahrern des Mittelalters, die bloß „der von N. N.“ oder „die von N. N.“ genannt werden, versichert sein kann, daß sie zum niedern



Das ehemalige Kloster der Klarissen in Wittichen bei Schenkenzell, eine Gründung der Luitgart (1328) mit Unterstützung der Geroldsecker.
Klischee: Stadtarchiv Lahr

Adel gehören. Im Anhang zu diesem Aufsatz wird ein Stück der Judengasse und darin der Stadthof „des von Oberwirl“ geschildert werden. Im Straßburger Urkundenbuch fand ich noch zwei Kinder dieses Herrn erwähnt: Henselinus (1396) und Adelheidis (1392).

Die auf Seman Sterne von Oberweier sich beziehenden Stellen im Bürgerbuch zeigen, daß er kein Stadtbürger war, jedoch Besitzer eines Stadthofs. Bei den Lehensleuten des Stadtherrn ist er nicht aufgeführt, es muß also sein Gut in Oberweier damals einem andern Lehensherrn gehört haben.

Durch die Verwandtschaft Semans und seiner Frau Adelheid lernen wir weitere Angehörige des niederen Adels kennen, die in der Schutterstadt damals wohl bekannt waren.

Im Lahrer Freiheitsbrief vom 18. Juni 1377 versichert Heinrich von Geroldseck, der von der Stadt 700 Pfund Straßburger Pfennige für den Brief erhalten hatte, daß er außer der Steuer zu Martini in Höhe von 108 Pfund Straßburger Pfennige die Bürger nicht weiter belasten werde. Er selbst werde also die Schulden, die er bei Rufelin Lumbart und Wilhelm zum Riet in Straßburg aufgenommen und mit dem Umgeld auf Lahr gesichert habe, selbst zurückzahlen. Dieser Wilhelm zum Riet war der Bruder der Heilka, der Frau des Seman Sterne, und Sohn des Ritters Johannes zu dem Riet, der den Stadthof „zu dem Reisser“ in Straßburg bewohnte, aber bereits im September 1335 als tot bezeichnet wird. Mit seiner Frau Odilia von Andlau aus einem alten Straßburger Patriziergeschlecht lernen wir nun auch deren Bruder **Klaus von Andlau** kennen, einen „Mönch zu Lare“. Der oben erwähnte Verkauf von Erbstücken der Odilia am 6. Januar 1372 in Straßburg nennt ihn allerdings nicht, dafür zwei andere Brüder Johannes und Heinz.

Dieser, mit einer Agnes verheiratet, war damals Bruder des Johanniterklosters zu Grünenwörth bei Straßburg, das der reiche Straßburger Kaufmann Rulman Merswin gekauft hatte, gleichgesinnte „Gottesfreunde“ darin sammelte, die nicht Mönche zu werden brauchten. Rulman Merswin (1307—1382) war Beichtkind des bekannten Straßburger Mystikers Johannes Tauler († 1361). Vielleicht gehörte auch der dritte geistliche Bruder der Odilia zu diesen Gottesfreunden, der Johannes von Andlau, Leutpriester zu Prinzbach, aber auch „rector ecclesiae“ in diesem Dorf, in dem er feste Häuser besitzt. Ihn dürfen wir, wenn seine Nichte Heilka mit Gemahl Seman Sterne in Lahr weilten, in deren Gesellschaft vorstellen.

Auch wenn wir heute keine Besitzurkunden mehr vom Sternenhof in der Lahrer Judengasse kennen, dürfen wir uns doch Gedanken darüber machen, wie dieser Hof in den Besitz der Familie Sterne-Andlau kam. Vielleicht lohnt es sich, das Lahrer Bürgerbuch darüber zu befragen. Es stellt sich heraus, daß die Nennungen „des von Oberwirl“ einer späteren Zeit angehören und der Hof zuvor einer „Böckelerin“ gehört hatte. Sie wird nie im Zusammenhang mit den andern Familien Böckeli genannt, obgleich, wie noch gezeigt werden soll, ein solcher konstruiert werden könnte. Unter 36/8 lesen wir — kurz nach August 1356 — bei den Ausbürgern: „Metze Jacobs Frowe von Mülnhein ist burgerin uf dem halben Borhüselin, daz da was (gehörte) der alten Böckelerin ob dem tor.“

Zunächst muß im Zusammenhang mit zahlreichen andern Stellen des Bürgerbuchs festgestellt werden, daß eine Ehefrau bei den nichtadligen Einwohnern in der Regel „wip“ genannt wird und nur dann „frowe“ heißt, wenn der Mann eine gewisse höhere Stellung hat. Beim Adel werden die Wörter „Frowe“ und „Junckfrowe“ verwendet. In einer älteren Veröffentlichung über das Lahrer Bürgerbuch meinte der Verfasser, in Lahr hätte es auch eine Jungfrau gegeben, die Bürgerin gewesen sei. Er hatte „Junckfrowe“ falsch gedeutet.

Auf Seite 39 findet sich das folgende Beispiel: „Item Hans Scherer in Cuntz Scherers Huse von Leymbach ist burger...“ Später wird „Hans Scherer und Cuntz Scherers frowe“ darübersetzt, zugleich an „burger“ ein „in“ angehängt. Danach streicht der gleiche Stadtschreiber den ganzen Eintrag durch und beginnt am rechten unteren Rand der gleichen Seite: „Item Hans Scherers frowe von Leimbach ist burgerin...“, wobei ein anderes Pfand für das Bürgerrecht angegeben wird. Im letzten Eintrag des Bürgerbuchs begegnen wir ihrem Sohn in der Angabe: „... nebst Heintzmann Scherern Schultheis zu den ziten.“ Die ungewöhnliche Tatsache, daß eine Bürgersfrau zu Lebzeiten ihres Mannes Bürgerin mit einem besonderen Pfandobjekt werden konnte, liegt hier vor. War sie eine Angehörige des niederen Adels? Oder hatte ihr Mann ein Amt wie etwa der Schaffner in Burgheim, dessen Ehefrau auch „frowe“ genannt wird? Andererseits nennt ein Schreiber die Ehefrau eines Schultheißen im Ried nur „wip“.

„Metze Jacobs Frowe von Mülnheim“ ist als Bürgerin im Sternenhof in der Judengasse eingetragen worden, wie oben vermerkt wurde. Sie war also keine Bauersfrau aus Müllen, sondern Ehefrau eines Straßburger Patriziers Jakob von

Item Jäckeli Wolfach ist burg' uff
dem Stalle d' Michels Juden was
d' do litz gegen dem Erker.

Item Jäcklin Wolfach ist Bürger auf dem Stall, der Michels Jude gehörte, der da liegt gegen den Erker.

Klischee: W. Knausenberger

Mülnheim. Er selbst wird bald nach seiner Frau auch Bürger von Lahr. Als Pfand kann er die halbe Scheune des reichen Metzgers Siegfried Böckeli eintragen lassen. Seine zwei Söhne Hans und Hermann wurden auf dem „Borhuselin“ bzw. dem Hof dahinter im späteren Sternenhof eingetragen. Die Verbindung mit Siegfried Böckeli und der alten Böckelerin mag Zufall sein. Die Bemerkung „daz da was der alten Böckelerin“ (siehe oben!) braucht übrigens nicht bedeuten, daß sie schon gestorben war; sie könnte den Hof auch verkauft haben. Im Straßburger Urkundenbuch fand ich eine Nesa „dicta Böckelerin“ (17. 2. 1385). Ihre Mutter war Nesa von Mülnheim, Tochter des Burkart von Mülnheim (tot 1343); der Vater Johannes Bock (tot 1343). Nesa von Mülnheim starb zwischen 1363 und 1398. Gab es eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen der Familie Bock in Straßburg und den reichen Lahrer Metzgern namens Böckeli? Ich hielt es früher für sehr wahr-

Item des Roeders sin
vō Schopfheit ist burg' vf
migellins hūs das do litz in
iude gasse vf dem gelte daz
Hiltebolt dar vf het

Item des Roeders Sohn von Schopfheim ist Bürger auf Migellins Haus, das da liegt in der Judengasse wegen des Gelds, das Hiltebolt darauf hat.

Klischee: W. Knausenberger

scheinlich und vermutete in Nesa von Mülnheim verw. Bock die Lahrer „Böcklerin“, die hier in der Judengasse eine vorübergehende Zuflucht während der Zeit des Schwarzen Todes gesucht hatte. Daß der Stadtherr Heinrich von Geroldseck lebhaften Umgang mit Straßburger Patriziern pflegte, habe ich bereits erwähnt. Ergänzend füge ich hinzu, daß er Straßburger Bürger wurde und seinen Lebensabend dort verbrachte, das Regiment in Lahr seinen Söhnen überließ, von denen Walter in der Schlacht bei Sempach (1386) fiel. Drei Jahre vor dieser Schlacht „zogetent die von Strosburg und Jungher Heinrich von Lore uf die Herren von Hornberg und gewunnet das Stettelin ze Hornberg und verbranntent und zer-

störtent es gerwe (ganz) . . . Diese Reise geschach Jungher Heinrich von Lore ze Heilfe, wan er Burgere was . . .“ (Els. Chronik von Königshoven).

In der Lahrer Judengasse liegt dem oben erwähnten Hof der Böckelerin bzw. des Sterne von Oberwilre Hiltebolts Hof gegenüber, der einst dem Juden Michel (Migellin) gehört hatte. Das Haus lag nördlich von „Junkfrowe Liepsigehus“. Dieses letztere Haus besaß einen Erker — 9/10: „Item Jeckeli Wolfach ist burger uff dem Stalle, der Michels Juden was, der do lit gegen dem erker.“ Auf der letzten Seite des Bürgerbuchs: „Item 6 Schilling Zins git Cüntzelin dem von molberg von dem huselin, dz do heisset der liebsigin erker, zu eim erb noch (= nach) der stett reht zu sant martis tag.“ Von dieser adeligen Dame kann ich leider sonst nichts berichten. Genauso geht es mir mit einer andern Dame des Niederadels in Lahr, der „Junkfrow Metzen“. Meist wird sie „Junkfrow Metze smidin“ genannt, da sie Besitzerin einer Schmiede in der Oberstadt war. Ihr Hof lag im ältesten Stadtgebiet am Mühlkanal, damals Schutter genannt wie das Wildwasser südlich der Stadt. „Item walther trost ist bürger uf der alten smidin kelr hindirme hus und uff als vil grundes als der Seuibom stat.“ Diese Stelle 9/11 nennt die edle Dame nur „die alte smidin“. Der hier genannte Baum, eine Abart des Wacholder (*Juniperus Sabina*), ist so giftig, daß sein Anbau mehrfach untersagt wurde. Die heilige Hildegard (1098—1179) preist diesen Giftstrauch mit seinen betäubend riechenden und ölreichen Ästchen als Wurmmittel. Hat „die alte smidin“ sich auch mit Quacksalberei abgegeben?

Der Nachbar dieses Giftstrauchs an der Mühlen-Schutter ist „Junkher Yseman“ = Henselin Yseman, den ich aus zwei Gründen der alten Lahrer

**Item Cünrat d' smut ist bürger uf sine
hus nebet vogt ysenlins geseße.
Item Sifrit Böckeli ist bürger uf sin
schuren die bi d' Capellen stat.**

Item Cuonrat der Schmit ist Bürger auf seinem Haus neben Vogt Ysenlins Wohnstätte. Item Sifrit Boeckeli ist Bürger auf seiner Scheuer, die bei der Kapelle steht.

Klischee: W. Knausenberger

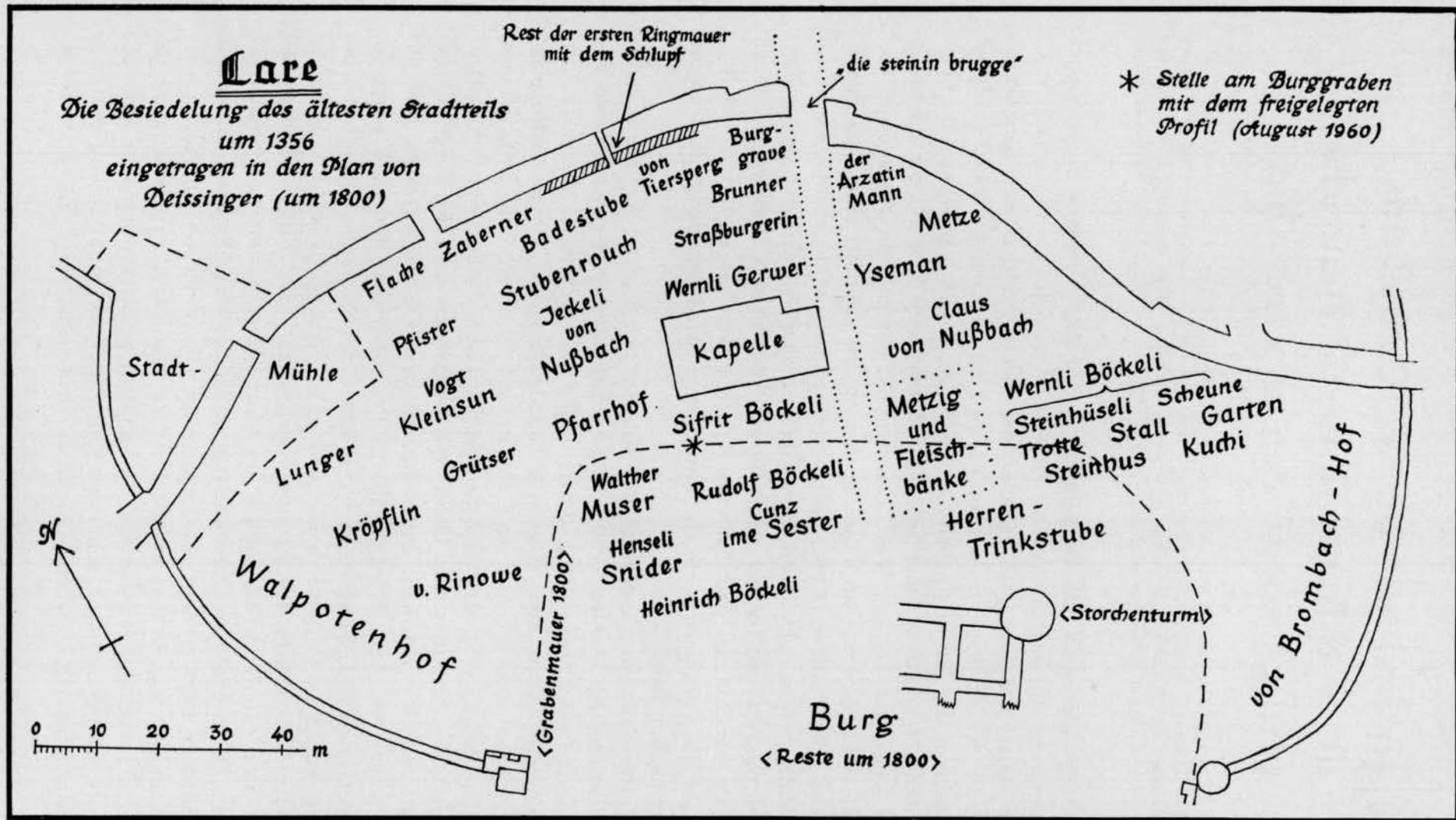
Familie Iselin gleichsetze, für die ein Burgheimer Grabstein zeugt: *Heinricus dictus Isenli* † 30. 12. 1306. Erstens findet man oft die Gleichsetzung etwa Henseli und Hansemann und zweitens heißt der Hof des ehemaligen Vogts Iselin nördlich der Stadtmühle 1356 „Vogt Isenlins geseße“ und 1458 „Ysenmanns geseß“. Dieses Geschlecht des Niederadels stammte aus Rheinau, wo die Johanniter von Dorlisheim ein Kloster hatten, das 1374 an Grünenwörth überging. Ob auch „die von Rinowe“ (8/20) dazu gehört? Auf der Karte gehört ihr ein Hof neben dem Walpotenhof. Und in der Liste der Totschläger, die in der Acht der Stadt stehen, erscheint ein Hans Gartner, der „Henslin von Rynow“ erschlagen hatte. Der

damalige Abt Wilhelm des Klosters Schuttern soll ein Angehöriger dieser Adelsfamilie gewesen sein.

Im ältesten Lahrer Stadtteil finden sich nach 1356 zwei Familien „von Nußbach“. Da bei ihnen auch auswärtiger Besitz festgestellt werden kann, dürfte es sich um begüterte Leute handeln. Dennoch kann ich sie nicht mit Sicherheit zum Niederadel rechnen. Auch Vogt Kleinsun gehört wahrscheinlich zu jenen Leuten, die dem Niederadel angehören könnten. Der Übergang vom reichen Grundbesitzer zum Dienstadligen vollzog sich im 14. Jahrhundert immer wieder.

Im oben wiedergegebenen Faksimile des Beginns unseres Bürgerbuchs wird **Heinrich der Schenke** mit seiner Scheune vor der Burg als erster Bürger der Stadt Lahr eingetragen. Von ihm habe ich im letzten Heft der „Ortenau“ in dem Aufsatz über Burgheim berichtet. Diesem Bericht folgt jetzt eine Berichtigung, die sich auf seine Geschlechterfolge in meinen „Beiträgen zur mittelalterlichen Geschichte von Lahr und Umgebung“ bezieht. Auf S. 77 wird eine Geschlechterfolge der Schenken von Bombach und Burgheim veröffentlicht, die einen Albrecht (1305; 1312; tot 1343) bringt und seine Tochter Tyne (Dine) nennt. Diese gehört aber zu Albrecht von Hugsweier! Vom oben genannten Heinrich um 1356 weiß ich nur, daß er 1367 nicht mehr lebt. Sein Hof an der Burg muß noch im Besitz der Sippe gewesen sein, als diese kurz nach 1400 ausstarb und die Herren von **Brombach** ihn erwarben. Aus diesem Grund enthält der Plan deren Namen, den ich allerdings hätte in Klammer setzen müssen. Am 1. April 1302 wird nach langen Zwistigkeiten zwischen Heinrich von Tutenstein und Cunreli von Burnebach wegen des Dorfes Wittelbach ein Vertrag geschlossen, bei dem nur Angehörige des Niederadels als Zeugen angeführt werden. An erster Stelle „Her Hermann der Schenke, der Kircherre von Burcheim“ und der „Waldbotte von Lare“. Es sind jene beiden Angehörigen des Lahrer Niederadels, die ihre Höfe an der Ringmauer unmittelbar neben der Stadtburg besaßen. Der hier genannte Konrad von Burnebach ist der gleiche, der in einer Kenzinger Urkunde vom 11. Januar 1292 neben seinem Bruder „Ulrich selige von Brunnebach“ (Ritter) genannt wird. In einer Güterverschreibung vor dem Hofgericht in Straßburg vom 14. Februar 1366 wird eine „Nesa filia quondam Rudolphi de Burnebach armiger de Lare“ erwähnt. Schließlich nennt das Salbuch der Herren von Geroldseck-Lahr (2. Hälfte des 14. Jahrhunderts) einen Ülin von Brünbach mit Lehen zu Kippenheim (Korn- und Weizehnten), Arnsbach und Prinzbach (Leute, Zwing und Bann) und das Gericht dort (oben im Tal). Ein Sprung über einige Generationen: Johannes Simon von Brumbach, geboren 28. Oktober 1577 in Lahr — 1595 Student in Padua — verheiratet 11. Juni 1599 mit Sabine, Tochter Philiperts Stein von Reichenstein — 1614 Stättmeister in Straßburg; Universitätskanzler — wiederholt zu Gesandtschaften verwandt. Dann die Herren von Brombach in Oberweier! Es hat sich noch niemand gefunden, der eine vollständige Genealogie dieses Geschlechts hätte schreiben können. Es gibt nur Bausteine dazu. Hier einer aus unserm Lahrer Bürgerbuch: (Abb. des Textes siehe Seite 80 oben.)

Mit diesem Eintrag vergleiche man obige Angabe, die besagt, daß dieser Totschläger später Gerichtsherr im oberen Schuttertal war! Die Ächtung galt nur für



Die Auswertung der Nachbarschaftsbeziehungen im Lahrer Bürgerbuch brachte die überraschende Feststellung, daß der nördliche Burggraben zugeworfen und überbaut wurde. Nach 1400 — vermutlich während des Erbfolgekriegs 1426—1434 — wurde der Graben wiederhergestellt. Das mit * bezeichnete Profil (anlässlich eines Neubaus 1960 erschlossen und beschrieben) zeigte, daß auf einem älteren Fundament eine Grabenmauer ohne Bossenquadern wieder erbaut wurde. Bei der Ausebnung gerieten Scherben der damaligen Zeit in die Erde, die nach fachmännischer Angabe nach 1400 zu datieren sind. Die südliche Grabenmauer zeigte Bossenquadern bis zum Fundament. Auswertung des Bürgerbuchs und archäologische Forschung bestätigten sich also gegenseitig. Die Meinung, der Erbauer der Tiefburg habe, da ihm das Geld ausgegangen sei, an der Nordgrabenmauer keine teuren Bossenquadern mehr verwenden lassen, ist angesichts seines Reichtums völlig abwegig. Walter von Geroldseck, der mindestens 7 Burgen erbaute, brauchte gerade hier nicht zu sparen.

Klischee: W. Knausenberger

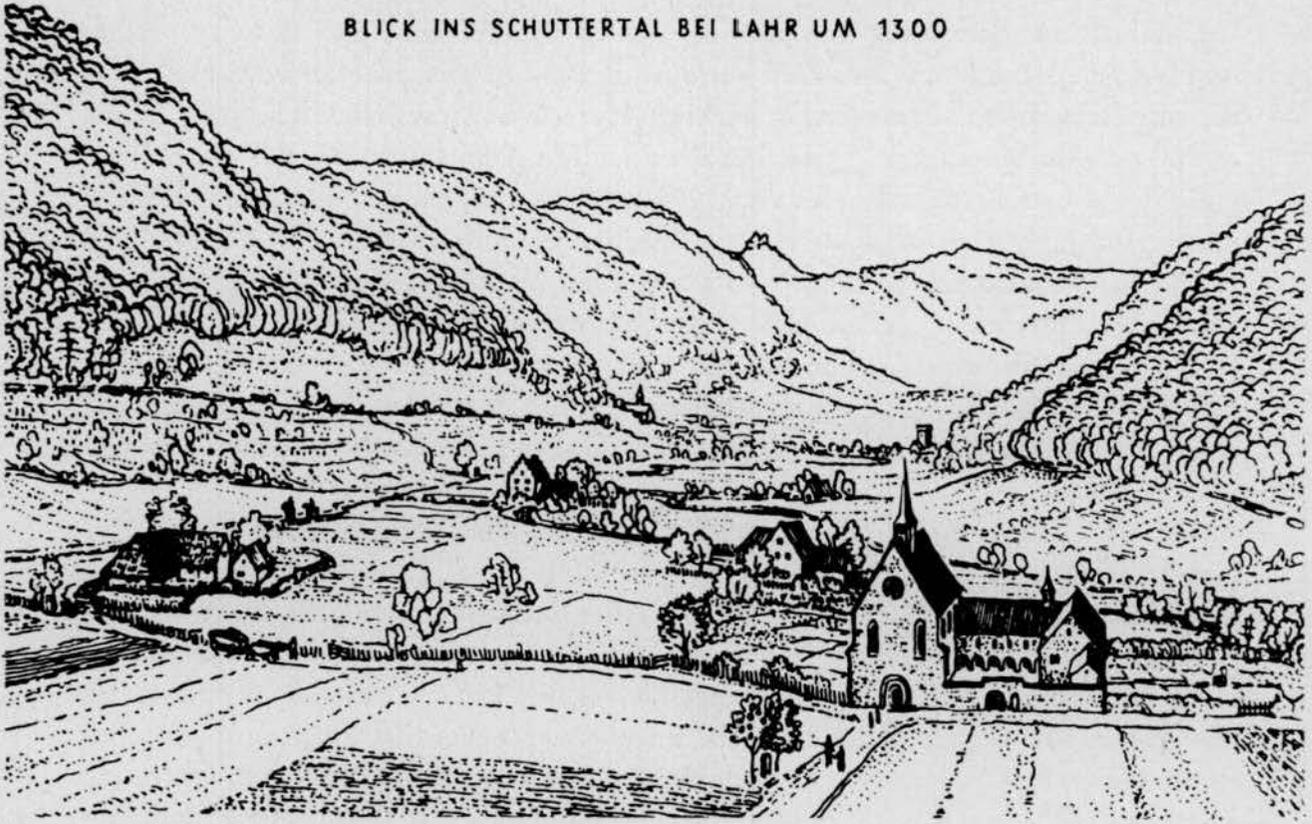
**Item Junkher Ueli von Brunnenbach
 ist in der Stadt Acht wegen Heinrich
 Pfusers wegen den er zotodt slug.**

Item Junkher Ueli von Brunnenbach ist in der Stadt Acht wegen Heinrich Pfuser, den er totsclug. Als 1356 das Bürgerbuch neu angelegt wurde, waren 21 ehemalige Bürger oder Söhne von Einwohnern wegen Totschlag in der Acht, darunter auch Ulrich von Brombach, wie sich das Geschlecht später nannte. Bis zum Ende des Bürgerbuchs wurden weitere 17 Totschläger geächtet. *Klischee: W. Knausenberger*

die Stadt Lahr! Was weiß das Bürgerbuch von andern Gliedern dieser Sippe? „Junkfrowe Grede von Brunnenbach ist burgerin uf irem hus . . . in der usser stat“ (10/4). Die äußere Stadt ist jene zwischen der zweiten und dritten Ringmauer. „Dgl. uf der Schriberin hus an Rappen tor uf dem steinhuse“ (17/11). Von diesem Haus der Schriberin heißt es (16/3) „daz des von D u n d e l i n g e n ist“, und (24/1) daß Walther Schenke von Burgheim 1356 Bürger auf dessen altes Haus gegen das Tor sei. War „der von Dinglingen“ ein Angehöriger des niedern Adels? Er wird nur an diesen beiden Stellen genannt. „Der von Bühel“ ist Vater von Claus Stöber (12/9), der später Stouberlewlin genannt wird, also zum Bürgertum gehört. „Der von Oberwilr“ ist aber Angehöriger des niedern Adels! „Der von Molberg“ ist der reiche Bürger Albrecht von Mahlberg, in dessen Sippe nachweisbar Konrad und Albrecht für die Erben des Hofes und des Ratsitzes in Lahr als Vornamen wechseln. Dieses angesehene Geschlecht steht an der Grenze zum niedern Adel.

Einen Hinweis auf ein Geschlecht „der Schriber“ fand ich in Kindler v. Knobloch's Oberbadischem Geschlechterbuch. Als ein Lehensmann der Markgrafen von Hachberg wird 1343 Fritschi v o n B r u e n s b a c h bezeichnet, „dem man spricht der Schreiber“. Dann könnte seine Witwe Gisela (Gysel) unsere „Schriberin“ sein. Im Jahr 1343 handelt es sich um Güter in Sexau. Im Jahr 1368 wird in einem Güterbuch des Klosters Schuttern (Berain 66/7804) „Wilhelms von Brünsebach“ Gut zu Friesenheim genannt. Ein Ulrich von Brunsebach ist 1365 Bürge. Es gab also Niederadlige, die sich nach Prinzbach nannten. Ob sie verwandt sind mit jenem „Johannes von Andelo“, der 1383 zu Prinzbach sitzt und reich genug ist, um für den Grafen von Werdenberg für 1000 Gulden zu bürgen? Ruppert nennt einen Ritter J o h a n n e s v o n S c h u t t e r t a l, den er für einen Angehörigen des Straßburger Patriziergeschlechts „der von Andlau“ hält. Dieser Johannes von Schuttertal wird (26/6) im Bürgerbuch erwähnt: „Herr Johans von Schuttertal, Ritter, ist burger uf Hans Fritschen obersten stal wider Hans Binder.“ Im Salbuch der Geroldsecker werden über 40 Lehenstücke dieses Ritters angeführt, darunter ein Grundstück, „do sein Hauß ufstöt zu Brunßbach“. In Schuttertal gab es schon im 13. Jahrhundert Edelleute, die sich nach Schuttertal nannten. Die Frau des 1266 als tot bezeichneten Johannes von Mülnheim in Straßburg war eine Luigardis von Schuttertal, die ihren Mann überlebte. Im Jahr 1350 vermachte ein

BLICK INS SCHUTTERTAL BEI LAHR UM 1300



Blick von der Stadt Lahr gegen Osten im 14. Jahrhundert: Kloster, Klostermühle, Bischofsmühle, Schenkenburg am Bombach, Kuhbach und Hohengeroldseck.

Klischee: W. Knausenberger

Henselin von Schuttertal seiner Frau Anna von Wiler Lehengüter in Prinzbach und Kuhbach. Als Witwe gibt diese 1374 ihre Güter testamentarisch „Hennßen von Schuttertal“. Ein Verwandter dieser Frau, so darf man annehmen, wird als Johannes de Wiler 1361 als Einwohner in Schuttern bezeugt. Übrigens wird nach 1379 die Anna von Wiler noch erwähnt.

Die Meinung Rupperts, „die von Schuttertal“ seien vermutlich Edelleute von Andlau, kann ich nicht teilen, da im Vertrag zwischen Georg und Heinrich von Hohengeroldseck vom Jahr 1370 sowohl „Henselin von Schuttertal“ als auch „Hanß von Andelahe“ als Bürgen genannt werden. Vorläufig zähle ich daher den Ritter Johannes von Schuttertal zu den Nachfahren des Johannes von Mülnheim im Mannesstamm, die sich nach ihrer kleinen Burg „von Schuttertal“ nannten. So sind Angehörige des Straßburger Stadtadels landsässige Ritter und Edelknechte im Schuttergebiet geworden.

Straßburger Patrizier sind auch die von Endingen. Ein Heinrich wird 1299 erwähnt. Der Edelknecht Walter kauft 1345 einen Stadthof jenseits der Breusch. Er hat einige Lehen von Geroldseck-Lahr. Nach seinem Tod erhalten seine Söhne Thomas und Walter diese Lehen zuzüglich Wallburg auf Bitten des Ritters Hartmann Walpote. Walter von Endingen stirbt früh. Thomas erhält nach dem Tod des Bentzo von Schnellingen noch das Lehen Altdorf hinzu. Sein Sohn Thomas erlangt die Ritterwürde, wird Ratsherr und einmal auch Stättmeister von Straßburg. Deren gab es vier, genau wie in Lahr.

Ebenfalls aus Straßburg kommen die beiden Pfarrherrn v o n H a l l e , Klaus und Werner. Ihr Stammvater kam vermutlich von Schwäbisch-Hall oder Halle. Da die mittelalterlichen Pfarrherren wirklich Herren sein mußten, d. h. freie Leute, nimmt es nicht wunder, wie viele aus dem niedern Adel stammten. Bei der Bestätigung des Lahrer Freiheitsbriefes von 1279 im Jahr 1301 ist ein Wernher von Halle Zeuge. Im Jahr 1320 ist einer der vier Meister in Lahr wieder ein Wernher von Halle. In 1/6 wird ein Wernher von Halle 1356 als Bürger genannt, vielleicht der Vater des Pfarrherrn, dessen Hof gegenüber Jeckeli von Nußbach liegt (Karte). Das Straßburger Urkundenbuch nennt für Straßburg am 29. September 1339 „curiam dicti de Halle olim nuncupatum des von Kagenecke hof“ und um 1380 einen verstorbenen Patrizier Wernher von Halle, dessen Sohn gleichen Namens noch lebt.

Auf der letzten Seite des Bürgerbuchs machte der Stadtschreiber eine kurze Notiz: „Item eine frou von gengenbach ist burgerin uf Junkher H e s s e m a n s stal.“ Im Eintrag 23/4 ist es die Müllerin von Gengenbach. In vier weiteren Eintragungen wird ein Adelliger H e s s e v o n G e m a r genannt. Da Hessemann selbst noch einmal erwähnt wird, haben wir es mit zwei verschiedenen Herren zu tun. Hesse von Gemar hatte auch ein Burgheimer Lehen, ist aber sonst ein noch unerledigter Fall. Gleiches gilt für Hesseman, wenn man nicht die Gleichung aufstellen will Hesseman = Hansmann, was möglich wäre. Ein solcher Hansmann wird uns später begegnen.

Bei „Cuntze umbereit helfandes sun“ (14/2) ist sein Zusammenhang mit andern Sippengenossen mir noch unbekannt. Es gibt einen Heinz H e l f a n t von Geroldseck, Vogt der Burg im Jahr 1372. In Elzach ist 1416 ein Walter Helfant von Geroldseck Schultheiß, in Colmar 1433 bis 1447 ein Marquart (Marx) Helfant von Geroldseck Johanniter-Komtur.

In H u g s w e i e r, dessen Dinghof, Pfarrsatz und Zehnten vom Frauenkloster Waldkirch 1352 an das Johanniterhaus Grünenwörth übergangen, müßten auf jeden Fall Ortsadlige angenommen werden, die als Ministerialen des Ordens hier ihren Dienst verrichteten. Ich nenne zuerst die S c h u l t h e i ß e n v o n H u g s w i l r e : Cuntzelin (1356), seine Söhne Claus und Fritsch (1395) mit den zugehörigen Töchtern Zilie (1395) und Nese (1368).

Mit Herrn Albrecht v o n H u g s w i l r e (1301; 1325), der einer der Stettmeister in Lahr war wie sein Sohn Albrecht (1325; 1356), kommen wir zu einer Familie, deren Lahrer Stadtgrundstück ziemlich genau bekannt ist. Vom Friesentor reichte es über einen großen Hinterhof bis zum neuen Bad an der Obstgasse. Spätere Besitzer waren die Vinther. Neben Albrecht von Hugswilre ist auch ein Fritsch von Hugswilre genannt, später als Fritsch Hünlin bezeichnet, dessen Sohn „der hünlerin sun der müllerin man“ Bürger „uf der hünlerin brotbang“ wird.

Vogt R u d o l f K a l w e v o n S c h a u e n b u r g (Lahrer Freiheitsbrief 1377) ist der „Juncker Rudolf“ in der „Struchgasse“. Von 1365 bis 1394 wird er als Vogt bezeichnet. Noch im Jahr 1401 wird er genannt.

An dieser Stelle darf ich gestehen, daß die urkundlichen Belege, die ich im Lauf der Jahre sammelte, nicht für das Thema dieses Aufsatzes bestimmt waren. Ich

hätte sonst ein größeres Zettelmagazin für die zahlreichen Angehörigen des Niederadels. So kommen in der Besprechung einige Herren der damaligen Zeit zu kurz, was ich auch im Fall des Vogtes Rudolf Kalwe sehr bedaure.

Von besonderem Interesse ist es, der Geschichte einer Familie nachzugehen, die mit den Anfängen der Geroldsecker Herrschaft in der Grafschaft Mahlberg eng verknüpft ist. Der Reichsschultheiß Walter von Mahlberg und sein Bruder Reinbold, Schultheiß in Gengenbach, gehören zu der Sippe „v o n S n e i t“ und sind Zeugen in einer Gengenbacher Urkunde vom 3. Oktober 1254 (Ortenau 1955, S. 118). Sie stammen aus dem Gut Grebern bei Zell am Harmersbach. „Sneida“ (alt-hochdeutsch) ist ein durch den Wald geschlagener Weg, Durchstich. Das paßt auch zu „den Rütematten, die da ligen in der Sneit, zwischen Dundelingen und Almeswillere“. Hier haben im Mittelalter die ersten Kolonisten parallel zum längst erbauten römischen Wieblinsweg eine Schneise durch die Sumpfwaldniederung gelegt, die bis in die neuere Zeit nur Wiesenwuchs zuließ. Ähnlich war es drüben am Harmersbach, wo noch drei Flurnamen das Wort Schneit enthalten.

W a l t e r v o n S n e i t, Schultheiß in Mahlberg, ist am 13. Dezember 1263 einer der Schiedsrichter bei den Verhandlungen zwischen der Stadt Straßburg und ihren Gegnern, dem Bischof von Straßburg und Walter von Geroldseck. Das ist ein deutlicher Beweis dafür, daß Walter von Geroldseck damals noch nicht Herr von Mahlberg war. Noch im Jubiläumsband der Ortenau 1960 wird, S. 149, daran festgehalten, daß Walter von Geroldseck es verstanden habe, das um 1250 neu eroberte Mahlberg festzuhalten. Dabei schreibt bereits Reinhardt in seiner Pragmatischen Geschichte des Hauses Geroldseck (1766) auf S. 142, daß dieser Schultheiß Walter von Mahlberg Besitzer der Burg gewesen sein müsse, damit also Verwalter des Bamberger Reichslehens Mahlberg mit Kippenheim und dem sogenannten Rietgang. Es ist also unrichtig, wenn man immer noch in den landläufigen Darstellungen den Herrn von Geroldseck und Lahr als jenen mächtigen Mann bezeichnet, der in Verbindung mit dem Straßburger Bischof des gebannten Königs Friedrich II. Festung Mahlberg endgültig erobert habe. Dr. Oskar Kohler hat vor kurzem in der Lahrer Zeitung darauf hingewiesen, daß Walter von Geroldseck erst 1265 Mahlberg erwarb. Im Anhang folgt die Veröffentlichung der Urkunde, die seiner Mitteilung die Begründung gab.

Von jenem königlichen Schultheiß Walter von Sneit läßt sich noch keine genealogische Verbindung zu Nikolaus (L a w e l i n) v o n S n e i t, dem Bürger in Lahr um 1360, ziehen. Seine Frau wird noch vor ihm als Bürgerin eingetragen: „Albrehtz Dohtr von Hugswilre, die von Sneit, ist burgerin uf ir schüren an der Schutteren“ (1/17). Noch im gleichen Jahr wird vermerkt: „Läwelin von Sneit ist burger uf siner schüren, die da lit an Claus mangoltz hus bi der Schutteren“ (6/11). Später schreibt ein anderer Schreiber darüber „Dem sin frowe het empfangen ir Burgrecht“. Im Verzeichnis der Geächteten findet man folgenden Vermerk: „Der Schriber und Dietrich Löttsche von Sneit sint in der Stette Achte zu Lore, davon dz si zu dot schlugen Hans Hans Binders seligen sun“ (47/7). Im Berain 3916 vom Jahr 1367 der Johanniterschaffnei in Hugsweier wird unsere Kenntnis von der Familie des Nikolaus von Sneit erweitert. Tyne Lewelis frowe

von Sneit und ihre Tochter Nese von Sneit werden genannt. Diese hat vier Schillinge und einen Kappen „von Hern Abrechtes gut, das ir von ir muter wart ze erbe“, zu bezahlen. In einer Schutterer Urkunde von 1373 wird „Lawlin von Sneit“ noch erwähnt. Er besitzt Matten im Gewann Wüstmatten (Dinglingen).

Im „Geroldsecker Land“ Band 7 bringt ein Aufsatz über „Abgegangene Siedlungen im Landkreis“ Lahr weitere Nennungen dieser Familie aus dem Jahr 1367: „6 Pfg. von 1 Juch an dem wibelz weg nebet Lawelin von Sneit.“ Ferner 1395: „2 Juch die von Schneite“ und „... die von Schneit.“ Der Verfasser meint, daß eine Siedlung „Schneit“ im Gewann „Schneidfeld“ bestanden haben müsse, und belegt dies mit obigen Personen- bzw. Familiennamen. Später sei die Siedlung wieder abgegangen. Dem widerspricht aber schon die eine Tatsache, daß kein einziger Eintrag von Ausbürgern aus einem „Sneit“ vorkommt, während sogar von der kleinen Siedlung „Lutkilch“ bei Oberschopfheim ein Hermann „der Hütschlerin“ Sohn Lahrer Ausbürger wird. Wir kennen also aus dem alten Lahrer Bürgerbuch außer dem Totschläger Dietrich Lötsche nur die genannten drei Angehörigen der Familie von Sneit: Lawelin, der 1373 noch lebt; seine Frau Dine — noch 1395 genannt — und deren Tochter Nese, von der man nach 1367 nichts mehr erfährt. Der Stadthof der Familie lag nördlich der Mühlenschutter, westlich der Markt-gasse, die freilich damals noch nicht so genannt wurde.

Bei meinen Forschungen sind mir für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts noch weitere 9 Familien der Herren von Sneit begegnet, die im mittelbadischen Raum leben. Aber es gelang mir nicht, sie der Lahrer Familie genealogisch zuzuordnen.

In den Verbürgerungen (35/10) und (43/7) wird Junker Brun von Diersperg genannt. Im Weilertal beim Hohengeroldseck hatten die gleichnamigen Edelknechte „Haus und Burggesäß“. Das Haus, in dem Brun wohnte, lag unmittelbar nördlich der Kapelle.

Die oben genannte Frau Gisela von Tutenstein erinnert an den Adelsitz Dautenstein, der sehr lange neben der Geroldsecker Herrschaft ein Sonderleben im Schuttertal führte. In 22/4 lesen wir, daß „Her Reimbolt von Windecke ‚Kilchherre zu Schopfheim‘“, Bürger auf das Haus Walters von Tutenstein sei, das „siner mutter was“. Dann könnte Walter also sein Stiefbruder sein. Eine Urkunde im Lahrer Stadtarchiv vom 9. November 1344 berichtet von einem Edelknecht Joh. von Bosenstein, der gegen eine Schuld von 12 Pfund Straßb. Pf. die Gefälle von 8½ Viertel auf dem Hurster Hof als Sicherheit gibt. Vetter Heinrich von Tutenstein ist Bürge. Dieser Heinrich hat den Ritter Heinrich von Tutenstein zum Vater, der 1302 genannt wird. Die Burg Bosenstein bei Ottenhöfen war vor 1300 in den Besitz Albrechts von Tutenstein gelangt, der eine Bosenstein zur Frau hatte. Dieser Zweig nannte sich nunmehr von Bosenstein. Aus obigen Angaben wird ersichtlich, daß ein Glied der Bosensteiner sich wieder mit den im Schuttertal verbliebenen Tutensteinern durch Heirat verband. Zwei Geschlechterfolgen lassen sich angeben: Ritter Albrecht (1307. 09. 13.) und sein Sohn Johannes (1307) — Ritter Heinrich (1302); sein Sohn Heinrich (1344) und Enkel Walter (1356 ff.).

Reiboldus dictus de Lore

Reiboldus genannt von Lahr.

Klischee: W. Knausenberger

Als der jetzige Lahrer Oberbürgermeister Dr. Philipp Brucker für den 9. August 1956 als damaliger Schriftleiter der Lahrer Zeitung ein Gedenkblatt zum 9. August 1356 herausgab, da fiel mir die Hauptaufgabe zu, die 600 Jahre Lahrer Bürgerbuch auf sieben von den acht Seiten zu feiern. Ein Kapitel erhielt die Überschrift „Reiboldus dictus de Lore“. Ein Faksimile aus dem Straßburger Urkudentext einer Wittumstiftung vom 9. Februar 1376 gab den Aufsatztitel. Im Bürgerbuch fand ich ihn (12/11) als „Reinbolt der tuchman“ bezeichnet und bezog auf ihn alle entsprechenden Stellen des Buches. In einer Urkunde von Renchen wird nun 1377 seine Witwe Katharina mit den Kindern Albert und Elsa in Ottersweier lebend angegeben. Damit glaubte ich alle Angaben über einen Reibold von Iberg auf ihn beziehen zu können und zugleich, da fast bis zum Ende

~~Item Reibold der tuchman ist burger
uff Claus Migelins halben hus
uff dem hintertel.~~

Item Reibold der Tuchmann ist Burger auf Claus Migelins halbem Haus, dem Hinterteil.

Klischee: W. Knausenberger

der Eintragungen ein Reibold von Iberg genannt wird, die Zeitspanne der Eintragungen auch bestimmen zu dürfen. So kam ich auf nur 20 Jahre Zeit für alle Eintragungen. Das war eine große Täuschung, wie ich bei der nochmaligen Bearbeitung zu Beginn meines Ruhestandes feststellen mußte. Erst um 1400 sind die letzten Eintragungen vollzogen worden.

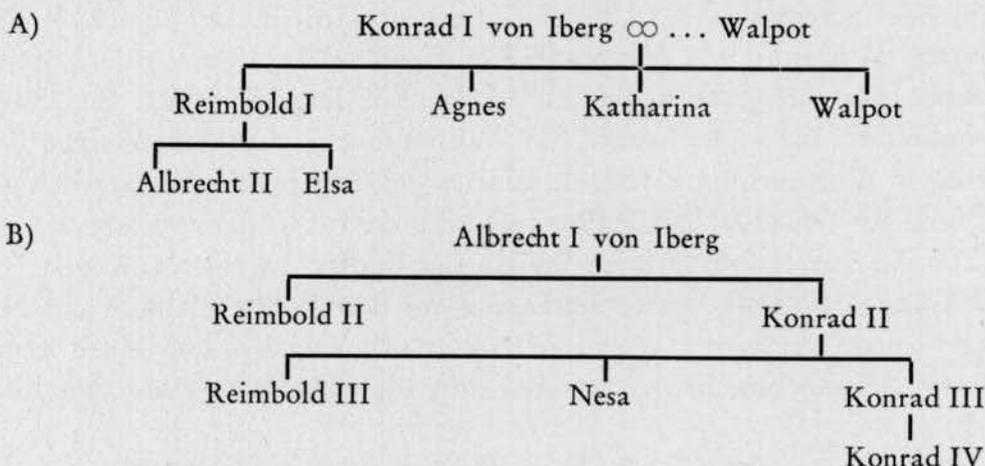
Daß ich die Herren von Iberg erst jetzt vorstelle, hängt mit der Schreibweise im alten Bürgerbuch zusammen, wo sie „von Ybergk“ genannt werden. Mit der bekannten Iburg hatten sie wahrscheinlich nichts zu tun, obgleich mit Bezug auf sie das Burgenbuch der „Ortenau“ 1934 S. 153 meint: „Wohl als letzter Vasall wird 1442 ein Ritter Konrad von Iberg genannt; er wird in diesem Jahr mit Zwing und Bann von Hohenwyler belehnt.“ Lesen wir richtig Hottenwyler, so haben wir den Ottenweierer Hof bei Schutterzell, der damals noch ein Dorf mit Zwing und Bann war. Ein Konrad von Iberg, residens in Ichenheim, wurde 1442 mit diesem Dorf belehnt. Es wurde, schreibt Schwärzel im „Geroldsecker Land“, damals ein adeliges Lehen.

Das Straßburger Geschlecht von Iberg kam wahrscheinlich aus dem Zinken Iberg in der Gemeinde Kappel (Achern).

Mit Ausnahme eines Mangolt von Iberg (1346) konnte ich die mir bekannten Glieder der Sippe auf zwei Stammväter Konrad I und Albrecht I zurückführen,

deren Zusammenhang aufzudecken wäre, dürfte man wochenlang in Straßburger Akten und Urkunden wühlen. Vielleicht hat ein freundlicher Leser dieser Zeilen dies bereits getan und erfreut uns mit Ergänzung bzw. Berichtigung.

Hier sind die zwei kurzen Tafeln.



An drei Straßburger Urkunden muß man anknüpfen, will man zunächst Reibold I kennenlernen, oben als „Reibold der tuchman“ (12/11) vorgestellt. Am 7. November 1364 kauft ein „Reiboldus de Spira“ das Haus „zum Jeger“ in der Drusengasse. Verkäufer ist der Priester Johannes Zimberlin, Kaplan des Herrn Nikolaus Zorn von Bulach. Die Drusengasse mit ihren elf Häusern — südlich der Langen Gasse — fiel 1934 einem Straßendurchbruch zum Opfer. Am 13. Juni 1387 wird das Haus in der kleinen Gasse von Reibold's Witwe Katharina an das große Spital in Straßburg verkauft. Der „lange Reibold de Lare“, so heißt jetzt ihr verstorbener Mann. Da sein Muttersbruder der „lange Waldpotte“ war, dürfen wir annehmen, daß Überlänge zum Familienmerkmal der letzten Walpoten gehörte. Die dritte Straßburger Urkunde ist eine Wittumsstiftung vom 9. Februar 1376. Darin vermachte Reibold I von den während der Ehe erkaufte Gütern und Einkünften zwei Drittel seiner Frau im Falle seines Ablebens, im umgekehrten Fall sollte er selbst bloß ein Drittel erhalten. Bei den Gütern war der erwähnte Hof „zum Jeger“ in der Drusengasse, woraus ersichtlich ist, daß jener „Reiboldus de Spira“ mit Reibold I identisch ist. Von den Lahrer Gütern wird ein Weinberg am Westabhang des Schutterlindenbergs genannt — am „wissen wege“ —, sonst Einkünfte im jährlichen Betrag von zwei Pfund, die der Lahrer Tuchscherer Walter Lirer abzuführen habe. Im Anhang wird dessen Stadthof auf dem Güterplan der Judengasse gezeigt.

Eine Frage bleibt noch unbeantwortet. Warum wurde Reibold I „Reiboldus de Spira“ genannt? Kam er als junger Mann aus dem elterlichen Haus zur Ausbildung nach Speyer zu einem Tuchhändler? Oder trug sein Elternhaus in Straßburg das Zeichen einer Brezel (spira)? Das setzte voraus, daß sein Vater Konrad I, der schon 1346 tot war, dort ansässig war. Albrecht I wird aber 1356 als Ausbürger von Straßburg erwähnt. Seine Nachfahren sind immer mit Ichenheim verbunden,

Siegel Reinbolds von Iberg; Urkunde vom 9. 2. 1376; Straßburg „Reiboldus dictus de Lore“ (Straßburger Hospitalarchiv).

Klischee: Stadtarchiv Lahr



was aber nicht ausschließt, daß jene von Konrad I auch noch mit Ichenheim verbunden sind. Dafür spricht 1368 ein Vermerk im Berain 7804 (Schuttern), wo vermutlich Reibold I als Pächter für das „Augstiner gut“ genannt wird. Mit einer andern Handschrift steht darüber vermerkt: „Walboth Freier dat.“ Könnte damit nicht der Bruder von Reibold I gemeint sein?

Von seinen Kindern wird Albrecht II im Lahrer Bürgerbuch zweimal erwähnt. Um 1380 oder später: „Obrecht der von Ichenheim sun, der schnider“ (17/6) und „Obrecht von Ichenheim, der schnider“ (18/7). Nur in dem Ausdruck „der von Ichenheim sun“ ist ein Hinweis auf den Angehörigen des Niederadels gegeben. Albrecht II heiratete ganz „bürgerlich“ eine Tochter der „grede Reisselbachin“ in Lahr. Später wird er in Lahr nicht mehr genannt. Da seine Mutter 1377 in Ottersweier Renten in Renchen verkaufte, könnte man auch an eine Existenz seiner Familie im dortigen Raum denken.

Die mit Albrecht I beginnende Sippe der Herren von Iberg ist eng mit dem festen „hus von Eicha“ — d. h. mit der kleinen Burg in Ichenheim — verbunden. Sie waren Lehensleute der Grafen von Werdenberg (Zweig jener von Montfort), die durch die Mitgift der Sophia von Geroldseck-Lahr nebst andern Dörfern und festen Plätzen auch Ichenheim erworben hatten. In der jetzigen Kirchgasse in Lahr hatten sie ihren Stadthof. Und gegenüber hatte sich Reibold II, Sohn von Albrecht I, ein Grundstück erworben, auf dem er eine Schneiderwerkstätte aufbaute. Während in der Zeit von 1356 bis 1400 Metzger und Schmiede um 50 % zunehmen, vermehren sich die Schneider um 100 %. In unmittelbarer Nachbarschaft machen sich in dieser Zeit vier Schneider seßhaft. Hans-Peter Sattler berichtet in seiner Dissertation (1962) über „Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise“, wie sich auf verschiedene Weise die Ritterfamilien gegen die drohende Verarmung gewehrt haben. Reibold II wußte, wie

man sich mit Erfolg wehren konnte. Aus dem Bürgerbuch und einer Urkunde vom Jahr 1373 (Lahrer Stadtarchiv) wissen wir, wie sein Stadthof ausgesehen hat. Neben Mönch Claus Gartener hatte er innerhalb des zweiten Mauerrings einen Garten. Ein Durchbruch durch die Mauer — „Schlupf“ — verband ihn mit einem aufgelassenen Grabenstück, in dem er dann sein Haus erbaute. Noch (37/1) sicherte er sich gegenüber der Metzger bei der Burg im Haus des herrschaftlichen „Zinsemeisters“ Cuntze in dem Sester sein Bürgerrecht. Sieben Eintragungen später ist sein Haus bereits bezugsfähig, worauf er sich nunmehr verbürgert.

Der Vollständigkeit halber seien noch die mir bekannten Daten für die Verwandten dieses adligen Gewerbetreibenden angegeben. Sein Bruder Konrad II, Edelknecht, blieb in Ichenheim als Lehensmann der Grafen von Werdenberg, starb früh, so daß sein Sohn Konrad III schon 1387 als „wohnhaft in Ichenheim“ bezeichnet werden kann. Er war mit einer Straßburgerin verheiratet: Clara, Tochter Bilgerins des Alten. Auch sein Bruder Reibold III wohnte in Ichenheim. Er war Patronatsherr der Kirche in Hundsfeld (abgegangener Ort südlich von Kehl). Schwester Nesa lebte als Nonne im Kloster am Weinmarkt — „dicta der von Sehselsheim gotzhus“ in Straßburg. Der Sohn von Konrad III ist Konrad IV, der 1442 Hottenwilr als adeliges Lehen empfing. Es sei noch angemerkt, daß Ludwig von Iberg als letzter dieser Herren aus dem Niederadel 1538 in Lahr starb.

Das Geroldsecker Salbuch, die Lehen der Herren von Lahr betreffend, ist gegen Ende des 14. Jahrhunderts begonnen worden. Es gibt auch Zusätze späterer Hand, als die „Junckhern von Saarwerden“ die Geroldsecker abgelöst hatten. Aus dieser Zeit fiel mir die Bemerkung auf: . . . Langenhurst, Hof und Güter „ . . . kommen sind von Ulrich Hannßen von Offenburg an seine Erben, darauf die Waltbotten um Pfandeswiße uf ein Loßunge geben hant 10 Markh Silbers, von denen es vor zitten herüret zu Lehen, ehe dann daß an unsere altvordern oder an unß kam zu Lehen . . .“

Damals waren die Walpotten schon längst ausgestorben. Der letzte war der Bruder der Mutter des „langen Reimbolt de Lare“ und wurde im Volksmund „der lange Waldbotte von Kenle“ genannt, woraus spätere Heimatforscher Kehl als seine Residenz oder Heimat erschlossen. Das eben genannte Salbuch registriert eine große Folge von Belehnungen, wobei unter 3) gesagt wird, der Waltbott von Keunle erhalte Kenle und Schutterzell; unter 45) . . . Zelle und Kenle; 67) Hug von Linstetten erhält Zelle und Kenle, die beiden Höfe, die vormals die Walpotten hatten; schließlich 78) Hug und Hans, Gebrüder von Lynstetten dgl. 2 Höfe usw. — Nun wurde bei 45) ausdrücklich gesagt „Zelle und Kenle gelegen bey Kirtzelle“. Kenle lag also in der Nähe von Schutterzell (Zelle), was mir Friedrich Schwärzel (Karlsruhe) bestätigte, der in der Archivsache GLA 66/5211 vom Jahr 1557 die Fluren „Kenle“, „Kenler Veldt“ und „Kenler Waldt“ im Banne zu „Zelle“ fand. Im Berain 66/7804 Schuttern von 1368 treffen wir eine „matten lit vor der Brücken zu Kenle nebent obreht Kenler . . .“ Auch ein „Cunrat Kenler der Kalwe“ (Kahle) wird genannt. Ferner „an dem altwige bi der alten bruggen“; dann ein Feldstück „lit nebent der furte, der man

Ite Katherin Bertschin Olmans frou
 vō Celle vñ Heintzma ir sun
 sit b̄ḡ uf Sultzers schüren.
 Ite h̄ma Steinhart vō Ichenhei
 ist b̄ḡ uf d̄ hanmēnū husel̄ do
 knecht snewelū inne ist.
 Ite frische Götzen sun vō Moltz
 wilr̄ ist b̄ḡ uf Walther's halben
 schüren vō Hofen gegē d̄ ringmūr.
 Ite Hans pfleshar vō Dundenheim
 ist b̄ḡ uf Cuontz böcklis fleisch bāk.
~~Ite Hermann des ...~~
~~... ist b̄ḡ uf Hiltboltz hus~~
~~... liepsige.~~
 Ite Cunrat Cunratz Stok's sun
 vō Mütshouē ist b̄urḡ uf Hilt
 boltz hus daz do lit bi Junkfrou
 liepsige hus.

Diese Wiedergabe aus dem Bürgerbuch (Teil der Seite 29) zeigt die Namen bestehender und abgegangener Siedlungen: Celle = Schutterzell; Meroltzwilr, einst zwischen Kürzell und Allmannsweier; Muetershofen, einst nordwestlich von Kürzell. Text: Item Katherin Bertschin Oelmanns Frau von Celle und Heintzmann ihr Sohn sind Bürger auf Sultzers Scheuer. Item Hermann Steinhart von Ichenheim ist Bürger auf der Hansmännin Häuschen, worin Knecht Schneulin ist. Item Fritsche Goetzen Sohn von Meroltzwilr ist Bürger auf Walthers von Hofen halber Scheuer gegen die Ringmauer. Item Hans Pflerhar von Dundenheim ist Bürger auf Cuontz Boecklins Fleischbank. Item Cunrat Cunratz Stokers Sohn von Muetershofen ist Bürger auf Hiltboltz Haus, das da liegt beim Haus des Edelfräuleins Liepsige. Klischee: W. Knausenberger

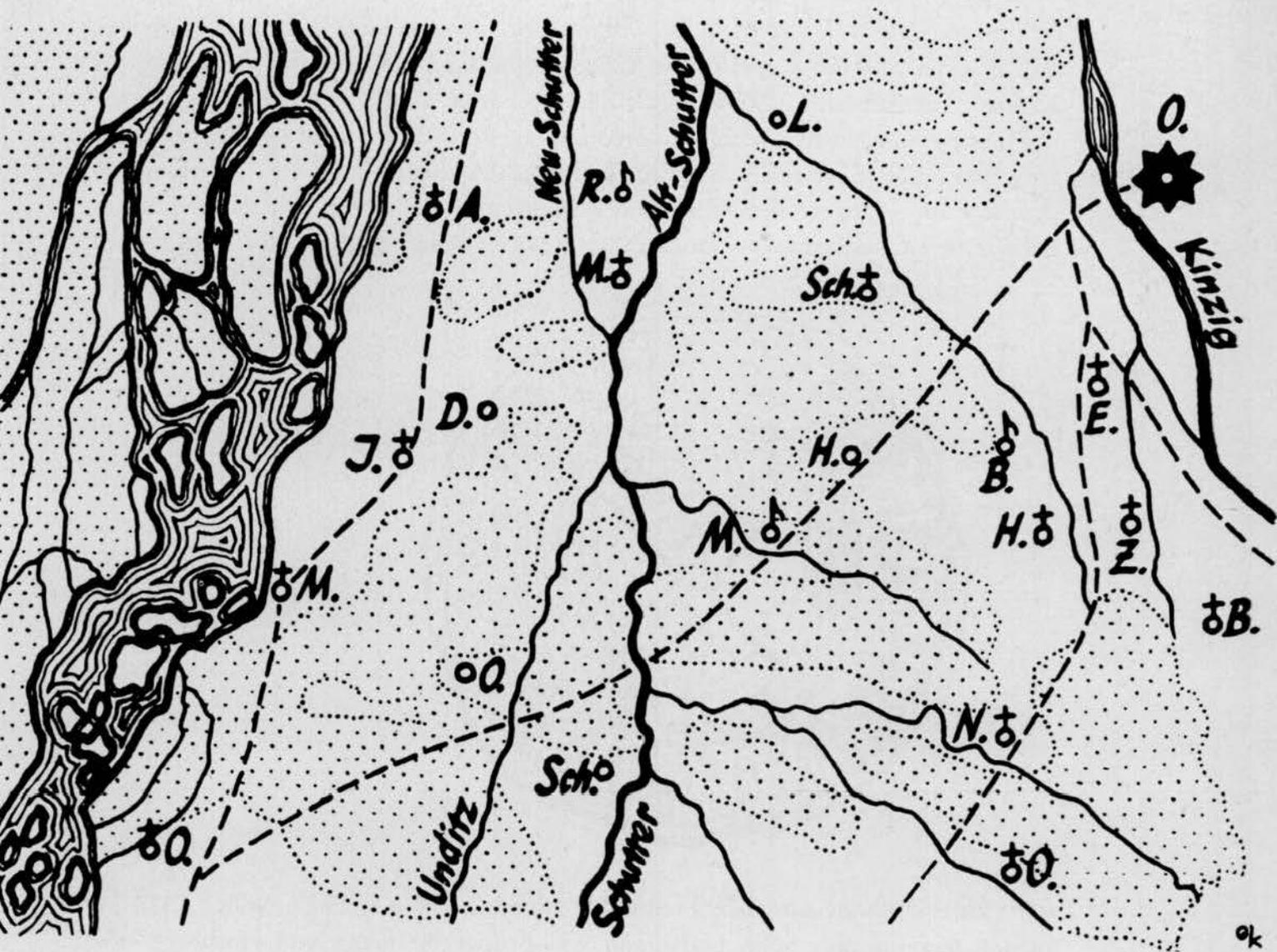
sat zu der Holtzmule nebet dem müller“. Auch dieser wird als „Dietrich Müller“ vorgestellt. Ein „Cunze Künin von Zelle“ besitzt eine Matte „lit bi dem müllgraben und heisset des graven matten“. Wer sieht da nicht die Schutterflöße, die hier bei Kenle, vielleicht ausgebessert und ergänzt, auf die weitere Reise zur Groß-

stadt Straßburg geschickt wurden? Auch die Werkstein- und Kalksteintransporte auf diesem billigen Güterweg dürfen nicht vergessen werden.

Es berührte mich eigenartig, als ich auf einer Karte des Mattheus Seutterus vom Ende des 17. Jahrhunderts eine Straße fand, die von Ottenheim kommend in „Kenle“ die Schutter überquert, um an Merburg vorbei Offenburg zu erreichen. An ihr kann der Leser sich an einem kleinen Ausschnitt orientieren. In einer Waldlichtung lag die Siedlung, deren Bewohner 1356 ff. als Ausbürger von Lahr angenommen wurden. Sie gehören zu Hotenwilre und Schutterzell und tragen meist den Namen *Kenler*. Albrecht Kenler mit seinen vier Söhnen Klaus, Kunz, Rudolf und Heinrich. Kunz Kenler mit den Söhnen Bertschi und Konrad. Bertschi Kenler mit den Söhnen Hans und Kunz. Dann gibt es einen Hans Kenler, Sohn des Hans Kenler in Hundsfeld. Daß es in der Kruttenau bei Straßburg auch Kenler gibt, kann kaum noch überraschen. Heißen sie nach Kenle (Kehl) bei Straßburg oder nach dem bei Schutterzell? Hier in Kenle bei Schutterzell liegt auch eine Sägemühle. Rüdiger, des „Holzmüllers“ Sohn, wird bei den Lahrer Ausbürgern eingetragen.

Hartmann, der letzte *Walpote*, lebte nicht mehr, als all die eben genannten Kenler sich in Lahr im Stadthaus eintragen ließen. In seinem Stadthof besaß jetzt Hermann Schönswantz eine Scheune, auf die sich Jakob Hermanns Bruder Sohn von Meißenheim als Ausbürger eintragen ließ (34/5). „Der des langen Waltbotten was“, so beschreibt der Stadtschreiber den Hof. Das Siegel dieses Walpoten, das hier gezeigt wird, trägt die Umschrift: S. HARTMANI · DCI · WALPOTO = Siegel Hartmanns genannt Walpoto. Er benützte es in Haslach am 9. November 1332, als er sich dem Grafen Götz von Fürstenberg als Bürge für einige Gefangene stellte, die kurze Zeit nach Hause entlassen wurden. Damals lebte noch sein Vater Hartmann, der ein Ritter war. Vor einem Gericht in Freiburg 1334, als beide als Bürgen anwesend waren, werden sie „*Waltpote von Lare*, Hartman WaldtPotte“ genannt. Der Sohn ist also der Edelknecht Hartmann *Walpot von Kenle*, so zum Unterschied genannt. Ritter Hartmann — schon 1301 erwähnt — hatte Gisela Kucheli zur Frau, während seine Schwester, Willeburga, mit Egenolf Kucheli verheiratet war. Der Vater der beiden war der Ritter Konrad Walpote, dem 1279 von Heinrich und Walter von Geroldseck zu Mahlberg das Dorf Wallburg und das „Gut zu Blentzencelle“ verliehen wurden. Diese Lehensurkunde kennen wir nur aus einem Kopialbuch mit Kurzangabe. Schutterzell ist hier Blentzencelle genannt. Es handelt sich also um die beiden Höfe zu „Zelle und Kenle“.

Konrads Vater war wahrscheinlich jener Walpoto, der in jener Urkunde vom 15. März 1215 als Zeuge genannt wird, der ersten schriftlichen Kunde von „Lare“. Neben jenem Ritter Heinrich von Lahr gab es also im vorderen Schuttertal bereits die Familie der Walpoten. Aus späteren Urkunden, die das Kloster in Tennenbach betreffen, wissen wir, daß in Lahr ein „*domus residencia*“ (= Wohnsitz) des Abtes war und die spätere Stadtmühle den Mönchen gehörte. Diese haben die späteren Stadtherren erst 1308 käuflich erworben. Als Schutzherren regierten 1215 die Markgrafen von Hachberg im späteren Lahrer Stadtgebiet. Ihr „Diener“



Nachzeichnung aus einer Karte von Matth. Seutter

(Ende des 17. Jahrh.)



HEINGEBIET	UNDITZ/SCHUTTER	ÖSTL. D. SCHUTTER	GEBIET DER BERGSTRASSE	
ltenheim	Rohrburg	Langenhurst	Binzburg	Offenburg
undenheim	Müllen	Schutterwald	Hofweier	Elgersweier
henheim	Ottenweier	Höfen	Niederschopfheim	Zunsweier
leißenheim	Schutterzell	Merburg	Oberschopfheim	Berghaupten
ttenheim				

Hier interessiert besonders die Straße, welche Ottenheim mit Offenburg verbindet. An der Stelle, wo sie die Schutter überquert, lag die verschwundene Siedlung Kenle, deren Bewohner vielfach den Namen Kenler erhielten und 1356 als Ausbürger von Lahr angenommen wurden. *Klischee: Stadtarchiv Lahr*

= ministerialis war also damals Wolpoto. So kann es also nicht auffällig sein, daß in einer allerdings gefälschten Urkunde im Jahr 1161 bei der Gründung des Klosters Tennenbach ein Wolpoto als Zeuge genannt wird.

Eines ist nun gewiß: die älteste Siedlung an der Schutter, die den Namen Lare trug, barg den Einwohner Konrad Walpote. Wo heute die Lahrer Zeitung gedruckt wird — am westlichen Rand der Stadtmauer —, mag er mit seinen Kampfgefährten nach ritterlichen Händeln oft müde in seinen großen Hof heimgekehrt

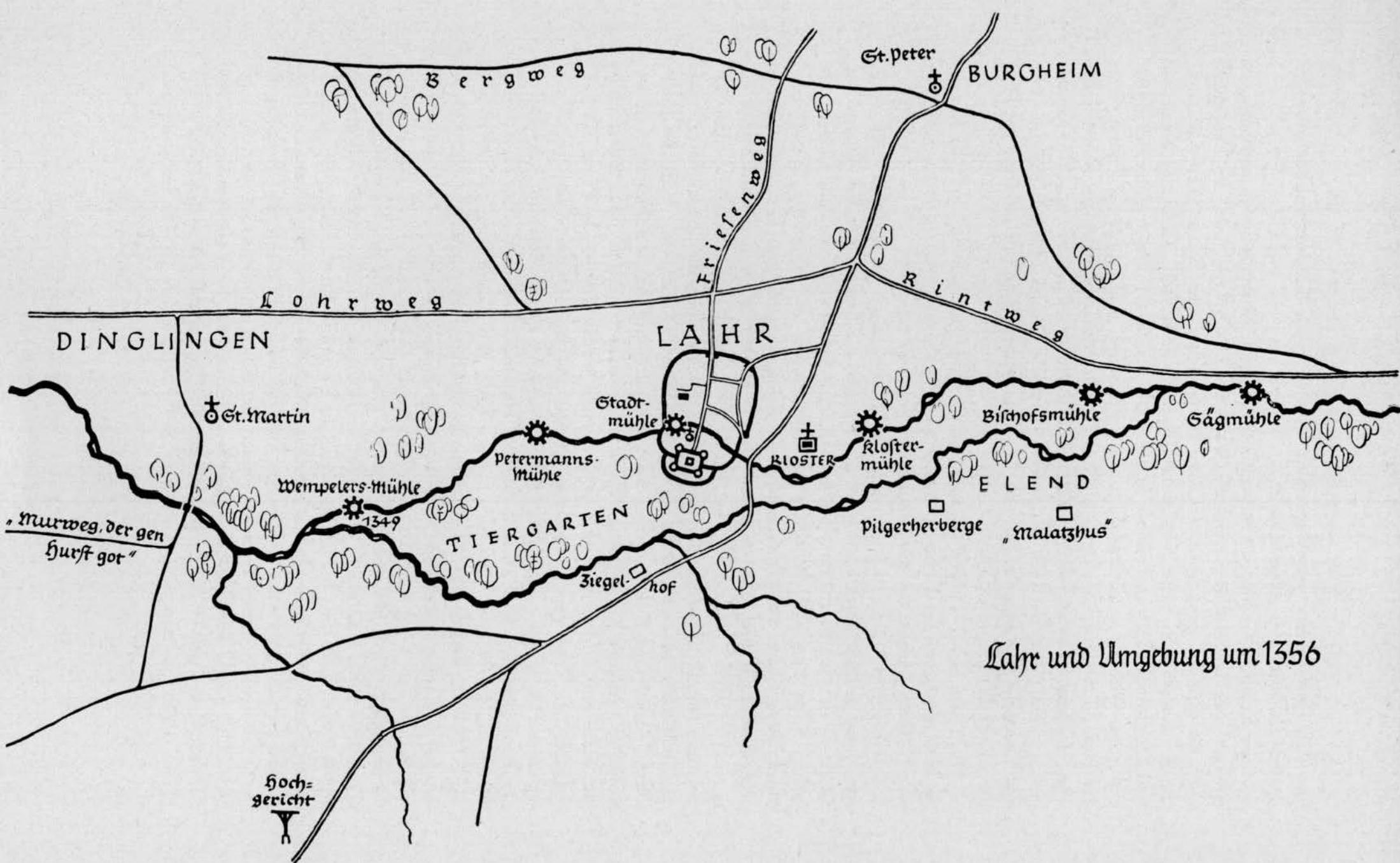


Siegel Hartmanns gen. Walpoto; Urkunde vom 10. 11. 1332; Haslach „Hartmann Walpote“ (F. Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen).

Klischee: Stadtarchiv Lahr

sein. Eine Urkunde aus dem Freiburger Johanniterhaus vom 25. März 1317 berichtet, wie Konrads Sohn Hartmann von Bruder Hermann von Hachberg, dem Komtur des Freiburger Hauses, ein stattliches Erblehen um 40 Viertel Roggen Zins erhielt. Das Gut durfte nicht geteilt werden. Das Gut enthielt auch eine Mühle — „stat ze miteln müli“ (Thiergartenmühle?). Dabei wird eine große Zahl von Flurnamen genannt, die es wert wären, näher untersucht zu werden.

Am 23. August 1314 heißt es noch „Her Hartmann der iunge Waltbotte“. Also lebte sein Vater Konrad noch. Am 9. Januar 1316 wird „Hartman der Walpote von Lare, ein ritter“ genannt. Dazwischen mag sein Vater Konrad gestorben sein. Der letzte — Edelknecht Hartmann — bürgte 1346 in Straßburg für die minderjährigen Kinder seines Schwagers Konrad von Iberg (von mir als Konrad I. bezeichnet). Im Jahr 1352 wird er mit Wallburg belehnt, wobei Walter von Geroldseck-Lahr schreiben läßt: „... dem frommen ritter, meinem lieben Diener, Herrn Hartmann Waltpotten ...“ Jetzt wird er also als Ritter bezeichnet. Ebenso zwei Jahre später „... ein Ritter, unser Man ...“, als er bittet, das Lehen Wallburg an „Walthers seeligen Söhnen von Endingen, Thomanne und Walther ...“ zu geben, was auch geschah. Das Lehen zu „Zelle und Kenle“ ging an Hug von Linstetten. Der letzte Walpote ist also spätestens 1356 gestorben, wenigstens jener



Die Wasserkraft an dem nördlichen Schutterarm wird in vielen Mühlen genutzt, daher der Name „Mühlenschutter“. Das alte Wort Lare (Weideplatz) ist hier durch Tiergarten ersetzt. Auch die übrigen Angaben sind bedeutsam. Klischee: Stadtarchiv Lahr

von Lahr. Als Pfarrer von Wagenstatt wird 1355 ein Konrad Waltbot genannt, der zur gleichen Sippe gehören kann.

Ritter Reinbold Clobeloch von Straßburg erhält 1395 von Heinrich von Geroldseck-Lahr Lehen und Güter genannt „Walbottens Lehen von Lare“ im Bann und Dorf Renchen. Im Jahr 1412 verkaufte er eine Hälfte des Walpotenhofs in Lahr, die er auch erhalten hatte, an Gräfin Ursula von Eberstein, Gemahlin Heinrichs von Geroldseck-Lahr. Die andere Hälfte hatte zuerst der Bürger Johannes Ruffe erworben. Wer das alte Bürgerbuch von Lahr kennt, weiß von einer Familie Ruf aus Heiligenzell, die im letzten Eintrag genannt wird: Walther des Rufen Sohn von Heiligenzell (45/6). Wenn Vater Ruf Johannes hieß, kann er jener Käufer gewesen sein, der den halben Walpotenhof erwarb, um ihn 1404 an Gräfin Ursula von Eberstein zu verkaufen, die ihn 1414 dann ganz besaß. Später wird der Hof herrschaftlicher „Landschreiberei-Garten“.

Neben dem „Uralt-Lahrer“ Walpot kann sich die aus einem Seitental der Kinzig bei Haslach stammende Familie **v o n W a l t s t e i n** erst sehr spät in der Schutterstadt sesshaft machen. Im Bürgerbuch wird die Stadtwohnung (23/14) angegeben: „... Symont des Friesen hus bi vogtes tor uf der cammeren wider des von Walstein hus.“ Kloster Schuttern besitzt das Haus von Sigmund Fries. Zinsmeister in Schuttern ist 1362 Peter von Waltstein. In Lahr besitzt er das genannte Haus, das seinem Vater Hug von Waltstein gehört hatte (tot 23. September 1348). Seine Mutter war Gisela von Tutenstein, seine Brüder Egeloff und Hansmann, beide urkundlich 1370 bzw. 1373 genannt. Ob die Klosterfrau Agnes Waltstein, deren Schwester, damals noch lebte? Sie hatte 1348 Güterzinsen erworben. Auch das genannte Datum 1373 (22. Juni) bezieht sich auf die Übergabe von solchen Zinsen, damals Gülten genannt. **W i n a n t v o n S c h n e l l i n g e n**, auch ein Edelknecht, hatte Hans Waltstein zwei Schilling Gülten auf den Nachbargarten in der Roßgasse verkauft. Ein Egenolf von Walstein ist im nächsten Jahrhundert Herr von Haus und Burg Schuttertal, 1470 — nach seinem Tod — sein Sohn Caspar.

Gisela von Tutenstein heiratete in zweiter Ehe den im Bürgerbuch (41/5) erwähnten **H a n s m a n n K o l b v o n S t a u f e n b e r g**: „Bertschin Kürsener ist burger uff dem steinen Stöcklin in Junkher Hansmans Kolben Hoff gelegen, stoßet hinden an den Russen.“ Der Sohn Ulrich Kolb von Staufenberg aus dieser Ehe wird 1403 als Besitzer des Waltsteinhofes erwähnt, der später an das Kloster Schuttern gelangte. Hansmans Vater ist ein Götze K. v. St. (1316; 1347; tot 1357), sein Bruder der **V o g t K o t z e** im Bürgerbuch (44/9) und (45/3), der 1419 als tot bezeichnet wird. Hansmann lebt noch 1394, wie sich aus jener bekannten Urkunde im Lahrer Stadtarchiv ergibt, in der Heinrich von Geroldseck und Meister und Rat der Stadt Lahr bescheinigen, daß sie ein Stück der ehemaligen Ringmauer an der Mühlenschutter bei Jecklin Scherers Badestube und bei Hansemanns Kolben Garten dem Bürger Hansmann Meyger verkauft haben. Es ist die erste Ringmauer, deren Existenz manchen Heimatfreunden deshalb Kummer macht, weil sie eine erste, allzu kleine Schutterstadt dokumentarisch beweist. Nach der Schätzung eines Fachhistorikers gab es im 15. Jahrhundert in Deutschland etwa 2800 Städte mit 100 bis 1000 Einwohnern. Der Leser möge die weiter oben (S. 79) veröffentlichte

Karte des ältesten Lahrer Stadtteils aus der Mitte des 14. Jahrhunderts daraufhin prüfen! Nimmt man noch die zahlreichen Insassen der Stadtbürgerschaft hinzu, dann kommt man zu einer hinreichenden Einwohnerzahl.

Die Familie Kolb von Staufenberg ist in Lahr noch durch Marx (Edelknecht) vertreten, der um 1373 Vogt der Frau von Werdenberg ist. Des obengenannten Hansmann Sohn Ulrich erbt von der Mutter Gisela den Waltsteinhof. Die erwähnte Badestube ist 1420 im Besitz der Klosterfrau in Wittichen Agnes von Stauffenberg, vermutlich Kolb von Staufenberg. Sie könnte Ulrichs Schwester sein.

Ein Winant von Schnellingen wurde oben erwähnt. Nach Ansicht Rupperts war ein anderer Vertreter dieser Sippe — *Bentzo von Schnellingen* — als Erbe des Ritters Hartmann Walpot Herr von Altdorf, das hernach die von Endingen als Lehen hatten. Bentzo, 1368 in einem Berain des Klosters Schuttern erwähnt (Nr. 7804), hatte 1355 in Altdorf seinen Sitz. Die Geroldsecker hatten dort Eigengut und Reichslehen. — Wenn 1367 in Friesenheim ein Hof genannt wird, der „der Snellingerin“ gehörte, dann muß man auch sie zu der aus dem Kinzigtal gekommenen Familie rechnen.

Etwa 30 Familien des Niederadels habe ich nunmehr aufgeführt. Von manchen war fast nichts zu berichten, etwa von Vogt *Kunz von Winterbach*, der auf der Schauenburg seinen Anteil hatte und sich nach dem Dorf Winterbach in der Gemeinde Lautenbach (Oberkirch) nannte. Noch 1373 wird er erwähnt. Zwei Jahre später wird von seiner Witwe Belyna berichtet: „... relicta Cunzonis quondam de Scoweburg, nuncupati de Winterbach armigeri.“ Das letzte Wort besagt, daß er ein Edelknecht war. Zu diesen zählten auch *Heinrich Burggrave* und *Cuntze Röder*, Zeugen der Huldigung der Lahrer Bürger bei Heinrichs Regierungsantritt am 30. Mai 1354. In (21/7) wird des Burggraven Hof genannt, in der Nähe der Kapelle; von Cuntze Röder aber weiß ich nichts zu berichten. Was fange ich an mit dem Junker „*Cuntz dem Küffer*“ (41/12; 42/1)? Da ich bereits von 6 Familien feststellen konnte, daß sie zu Straßburger Stadtadeligen gehörten, müßte ich jetzt betonen, daß es auch in Straßburg die Familie „Küffer“ gibt. Mir fehlt hier aber ein Zusammenhang. Metzte die alte Smidin —, Cuntz der Küffer . . ., ob diese Leute ihr Geld im Handwerk angelegt hatten? Wiederum an Straßburg denke ich bei „*Herren Leppelins hus*“ (27/6) und „*Herrenleppelins hus*“ (31/7), weil es dort Pfaffenlapp gibt. War dann Herrenlapp ein Lahrer Übername?

Zum Schluß seien noch zwei weitere zweifelhafte Fälle angegeben. Da heißt es (16/13) „*zwüschent . . . und der von wolbach hus*“. Ferner werden an drei verschiedenen Stellen „*Claus von Nussbach*“ und „*Henseli Nüsseli Jeckelins sun von Nussbach*“ genannt (2/1.5. 12/7). An diese Leute wurde ich erinnert, als ich die Herbolzheimer Urkunde vom 14. Februar 1366 las (GLA), in der vor dem Straßburger Hofrichter Nesa (Agnes), die Tochter des verstorbenen Edelknechts Rudolf von Burnebach (Brombach) aus Lahr, aus besonderer Zuneigung (ob favorem speciale) zu Rudolf von Nußbach Güter in Herbolzheim schenkte. Vater des Rudolf ist der verstorbene viceplebanus (Leutpriester) Nikolaus von Nußbach. Vielleicht war damals der Übergang von einem freien Mann zu einem

Angehörigen des Niederadels kleiner als wir heute vermuten. Man braucht bloß an die reichen Bauern abseits der Altsiedellande zu denken, die durch Rodung zu einer gewissen Unabhängigkeit und Freiheit gelangten. Ich denke etwa an Heinrich Leimer, der 1458 dem Herrn Diebold von Hohengeroldseck bestätigt, von ihm zu einem rechten Mannlehen empfangen zu haben „alle die Zinse und Güter, die der vest Hans von Schuttertale selig gehapt hat“. Nachgewiesen ist diese Entwicklung vom Hofbauern zum Edelknecht bei dem „Aulber von Gippichen“, der 1437 dem gleichen Herrn bestätigt, daß er einen Hof im Häuserbach zu Lehen erhielt. Daß dieses Geschlecht ein schmähhches Ende erlebte, steht auf einem andern Blatt.

Das Lahrer Bürgerbuch von 1356 ff. war die Grundlage für meine Ausführungen. In einigen Kopien ist dieses Buch in Händen von Heimatforschern. Ihnen mit meinen Ausführungen geholfen zu haben, etwas mehr von den damaligen Einwohnern der schönen Schutterstadt zu erfahren, war mir ein Herzensbedürfnis.

Anhang

1.

Der Hof des Metzgers und späteren Stettmeisters in Lahr (1394) Lawelin Pawel — Nikolaus Paul — liegt in der Judengasse. Bei den Angaben im Bürgerbuch ist zu beachten, daß es auch Leute angibt, die zwar Einwohner, aber keine Bürger sind, so daß man bisweilen keine weiteren Anhaltspunkte erhält. Sonst können aber die Angaben über das Unterpand zum Bürgerrecht gelegentlich ins einzelne gehen, wenn etwa (41/1) geschrieben wird: „Item Henß Wilr von Almenswilr ist burger uf Conratz Schmides seligen kelr uf dem hindern phosten des huses an dem selben kelr.“

Die hier gegebene Zeichnung beruht auf insgesamt 32 Eintragungen, davon beziehen sich 14 auf Pawels Hof, auf den 3 Ausbürger von Burgheim, Kuhbach und Altenheim und außerdem 2 Lahrer Einwohner verbürgert sind.

Eine Vermessung der Stadt Lahr um 1800 liegt der Zeichnung zugrunde.

Abkürzungen: In Lawelin Pawels Hof: St = Stall, Sch = Scheune

Die Scheunen an der Ringmauer: Henseli Pawel — Ulman Müller — Lawelin Pawel — Nusser — Abt von Schuttern.

Anhang

2.

Walter von Geroldseck kauft Mahlberg und Schenkenzell

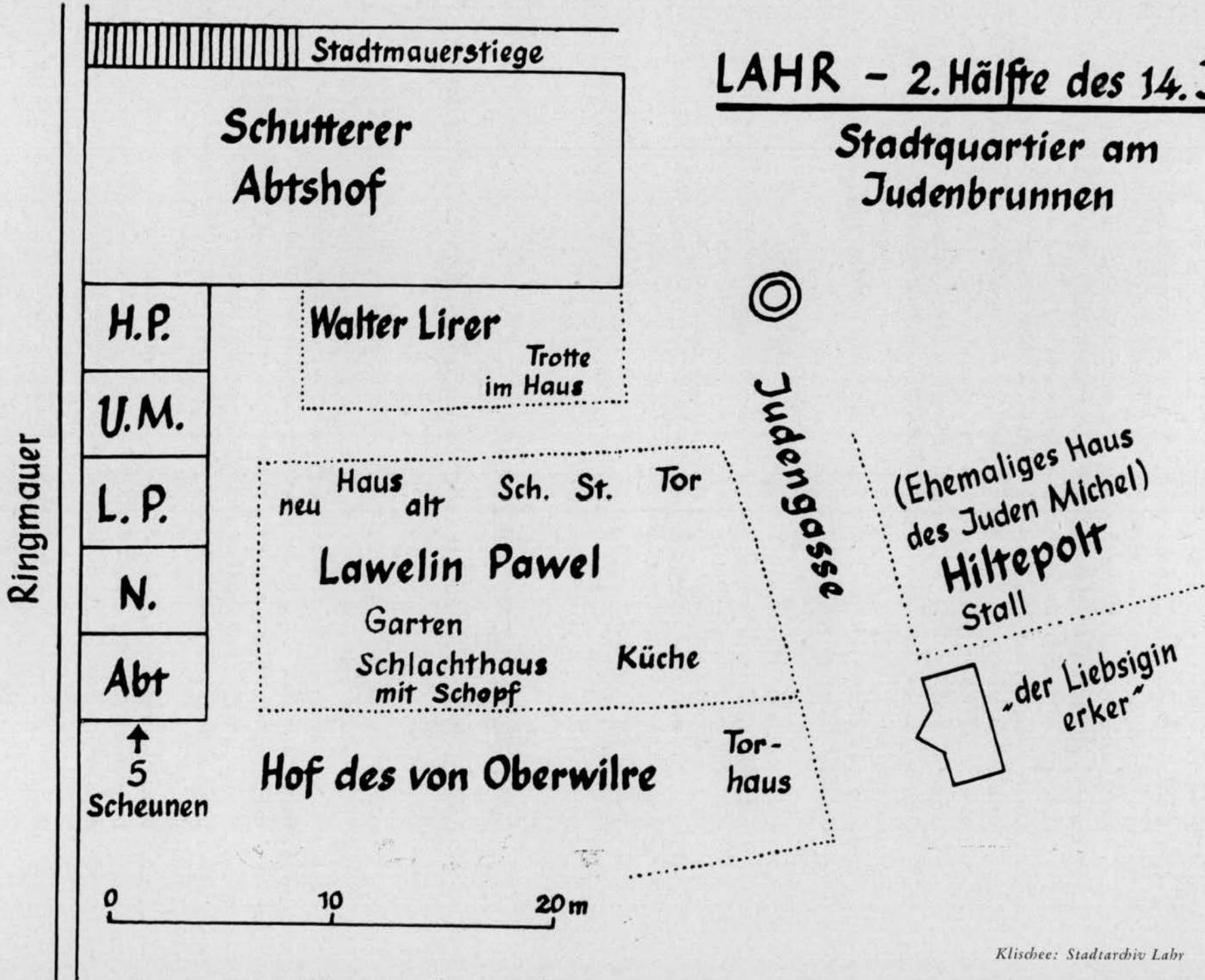
GLA Khe. Abt. 27; Convol. 70. Kopie vom 30. November 1777

(Stengel, Churfürstl. Geheimrath und Archivar; Mannheim)

Ich, Walther der Herre von Geroldsecke, tun kunt allen, die disen Brief gesehent oder gehorent lesen, nu unde hie nach, daß ich umbe meinen Herren den

LAHR - 2. Hälfte des 14. Jahrh.

Stadtquartier am
Judenbrunnen



Herzogen von Swaben Cunic Conratiß Sun gecoifet habe das Huß ze Malberc, unde allez, das darzu hört, und Celle in Kinzegindal und das dazu hört umbe Tusine Marc Silbers, also daß er mirs lihet ze rechteme Lehene, unde han gesworn zen heiligen, daß selbe Silber ime oder sinen Botten, swa er ez geheiset, das selbe Silber ze gebende in vierzehen Nachten danah, swenne mir Malberc und Celle, also hie vor genennet ist, gevertiget wirt mit sineme unde siner Oheimes unde des Bischoves und des Capittels von Babinberc offenen Brieven unde Hand Vesten, dazu han ich ime ze Burgen gegeben minen Herren den Marcgraven Heinrichen von Hahperc, Graven Friderichen von Zollr, Hern Otten von Ebirstein, Ludewigen und Henrichen die Herren von Lichtenberc, daß ich ime diz vorgeannte Silber bereite, also hie vor geschriben ist. Wer aber, daß dieselben Bürgen sturben oder niht wolten leisten, so vercyhe ich, daß ich diß Silber minem Herren dem Herzogen sol gebin oder sin Guet lidic lasen. Ist aber, daß ich diz Guot nicht engibe, also ich ze rechte sol, unde die Burgen werdent gemant, so sulent sie ze Offenburg in die Stat nah rechter Gyselschafft sich antwirten. Har über gibe ich minen offenen Brief mit minem Ingesigel besigelt; Diz beschahe nah Gottes Geburte, Tusine, zwei Hundert fünf und Seizic jar an dem Frigetage nach des heiligen Crucißtage. (18. Sept. 1265.)

Quellen und Hilfsmittel:

Außer den im Text angegebenen Archivalien wurden vor allem die Urkundenbücher des oberrheinischen Raumes und die Beraine des 14. Jahrhunderts der Klöster Schuttern, Gengenbach und Grünenwörth in Straßburg benützt. Eine wertvolle Hilfe war das Werk von Max Wingenroth über die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Schließlich verdanke ich auch einigen Kopialbüchern des GLA ergänzende Angaben.

Das Schloß zu Schuttern

Wechselvolle Geschichte eines heute vollständig verschwundenen Bauwerks

von Oskar Kohler

Zur Datierung. Das Schloß zu Schuttern, über das wie über kaum ein anderes Bauwerk unserer Gegend die Stürme der Zeit hinwegbrausten, ist seiner Entstehung nach eindeutig zu datieren. Pfarrer A. Ludwig, der in einem Beitrag des Werkes „Burgen und Schlösser Mittelbadens“ das Schutterer Schloß behandelt, bezieht sich auf eine Urkunde vom Jahre 1327, der zufolge Abt Leutfridus Lente den Geroldseckern die Erlaubnis gibt, auf ursprünglich klostereigenem Gebiet ein befestigtes Gebäude zu errichten und es mit einem Graben zu umgeben. Als „die burge und der graben drum“ wird das Bauwerk in den späteren Akten erscheinen, auch als das Schloß oder Schlößlein an der Schutter. Die Bauzeit liegt demnach

um 1330, und alles scheint in dieser Hinsicht eindeutig und klar zu sein. Pfarrer Ludwig erwähnt aber am Schluß seines Aufsatzes eine Bemerkung Wingenroths, wonach ein romanischer Türsturz (nach heutiger Auffassung handelt es sich um zwei sog. Kragsteine) mit einem Löwen, der ein Rind schlägt, und einem Ritter, der einen Löwen tötet, von dem alten Schutterer Schloß stammen könnte. (Beide Stücke im Landesmuseum zu Karlsruhe.)

Wir stehen damit vor einer Alternative. Entweder ist das Schutterer Schloß viel älter als die oben herangezogene Urkunde ausweist — die in rein romanischem Stil ausgeführten Reliefs würde für das 11. oder den Anfang des 12. Jahrhunderts sprechen — oder die beiden Steine stammen nicht von dem in Frage stehenden Schloß und wären dann eher als Reste der alten romanischen Kirche von Schuttern anzusprechen. Ich möchte trotzdem nicht von der Hand weisen, daß die beiden Stücke — was motivmäßig am besten passen würde — nicht doch von einem Schloß stammen, dann eben von einem älteren Bauwerk dieser Art. Damit berühren wir die Frage der baugeschichtlichen Einordnung der „Burgen und Schlösser an der Schutter“ überhaupt. Eine Untersuchung dieser Frage würde in unserem Zusammenhang zu weit führen. Ich möchte mich mit dem Hinweis begnügen, daß meiner Meinung nach die Zeugnisse romanischer Baukunst in unserem Raum viel zahlreicher und eindrucksvoller waren, als gemeiniglich angenommen wird, eine Meinung, die auch durch die vor kurzem in der Kippenheimer Kirche festgestellten Reste romanischer Bauelemente zu stützen ist (vgl. dazu Altvater, Heimatblätter der Lahrer Zeitung, Jahrgang 1962, S. 173). Man wird im übrigen nicht fehlgehen, wenn man die Entwicklung des Steinbaus in unserem Raum in Parallele zur baulichen Entwicklung des Straßburger Münsters setzt. Nur Straßburg konnte in jener Zeit fachlich geschulte Steinmetzen zur Verfügung stellen, die auch imstande waren, die Bauleitung kleinerer Objekte zu übernehmen. Sie bauten in der ihnen geläufigen Weise, d. h. bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts in romanischen Formen, dann, dem Stilwandel entsprechend, in den sich anschließenden gotischen Formen. Dies gilt für den Großbau des Münsters wie auch für die kleineren Profanbauten, wobei freilich zu bedenken ist, daß bei dem Profanbau als Nachzügler die ältere Stilform sich länger zu halten pflegte.

Doch nun zurück zu unserem Schloß an der Schutter. Durch die urkundliche Datierung sind wir, wie bereits erwähnt, für die Bauzeit auf die Jahre um 1330 festgelegt. Aber kaum fertiggestellt, geriet dieses Schloß zwischen die Mahlsteine der endlosen Kleinkriege, wie sie das 14. und in wachsender Häufigkeit vor allem auch das 15. Jahrhundert erfüllen. Von zwei Zerstörungen weiß die Geschichte zunächst zu berichten. Die erste, vom Jahre 1333, steht in Zusammenhang mit der Zerstörung der Burg Schwanau bei Ottenheim. Beide Burgen, die Schwanau wie die Burg zu Schuttern, waren das Ziel eines Rachefeldzuges der Straßburger, die den räuberischen Umtrieben der Geroldsecker in diesem Gebiet ein Ende setzen wollten. Eine zweite Zerstörung, unter ähnlichen Umständen von den Straßburgern betrieben, soll 1372 erfolgt sein. Von beiden Ereignissen sind, was Schuttern betrifft, Einzelheiten kaum bekannt.

Anders verhält es sich mit der dritten Zerstörung, die in die Jahre 1433/34 zu setzen ist. Hier können wir uns auf reiche urkundliche Zeugnisse stützen. Es ging damals in einem zäh und leidenschaftlich geführten Krieg um den Besitz der Herrschaft Lahr-Mahlberg (vgl. Die Ortenau 1964, Der Kampf um die Herrschaft Lahr-Mahlberg der sog. Geroldsecker Krieg). Um den Sachverhalt kurz zusammenzufassen: es handelte sich um den Versuch der Brüder Diebold und Heinrich von Hohengeroldseck, jene sog. vordere Herrschaft wieder an das alte Stammhaus zurückzubringen, nachdem sie nach Aussterben der Lahrer Seitenlinie der Geroldsecker im Mannesstamme über die weibliche Nachkommenschaft an die Grafen von Mörs-Saarwerden gekommen war. Das Schloß zu Schuttern wurde schließlich zum Außenposten der beiden Hohengeroldsecker Brüder, als sie im Laufe der Entwicklung in die Verteidigung gedrängt worden waren. Dies war die Lage, als Anfang 1433 Markgraf Jakob von Baden zur mörs-saarwerdischen oder Lahrer Partei stieß. Der Markgraf hatte seine eigenen politischen Interessen in diesem Raum und wollte durch die Eroberung des Schlosses Schuttern möglichst rasch zum Ziele kommen. So begann er mit seinem Anhang nach gründlicher Vorbereitung im Mai 1433 mit der Belagerung. Der Verteidigungswert des Schlosses läßt sich aus der Zahl der eingesetzten Menschen und Belagerungsmittel ungefähr erkennen. Die darüber ausgestellte Urkunde nennt: 200 Berittene, 800 Fußknechte, zwei große Büchsen, 8 Steinbüchsen und einen Mauerbrecher (antwerk). Dazu wurden je 30 Berittene in den Schlössern zu Lahr und Schopfheim zur Verfügung gehalten. Man muß dabei freilich bedenken, daß nicht nur das Schloß an sich, sondern auch das angrenzende Kloster und das Städtchen in den Verteidigungskomplex einbezogen waren. Das Schloß war stark befestigt. Außerdem hatte Diebold die Schutter, die durch den Klosterbezirk floß und die Klostermühle trieb, ableiten lassen, offenbar um den Wassergraben um die Burg zu füllen und das Vorgelände zu versumpfen. Unter diesen Umständen müssen die Belagerer von der Klosterseite her zur Eroberung angesetzt haben. Dies ergibt sich auch aus einer Klagschrift des Klosters an den Kaiser, in der es heißt, daß die Belagerer durch Einschlagen von Löchern in das Gemäuer und Ausheben von Gräben das Kloster schädigten.

In ihrer Not wandten sich die beiden Brüder Diebold und Heinrich an das Konzil zu Basel, bzw. an dessen Schutzherrn, den kaiserlichen Statthalter Pfalzgraf Ludwig, Herzog zu Bayern, und über diesen an den Kaiser selbst. Es waren so die höchsten Stellen des Reiches mit der Angelegenheit befaßt und um Vermittlung angerufen. Der Pfalzgraf verlangte Aufhebung der Belagerung, Verhandlung vor einem kaiserlichen Schiedsgericht, stellte das Schloß unter kaiserlichen Schutz und ließ das Reichsbanner darüber aufrichten. Die Belagerer indessen wollten das einmal begonnene Unternehmen nicht abbrechen und trieben es trotz kaiserlicher Ermahnungen und Drohungen weiter.

Über den Verlauf der Belagerung ergeben sich aus den eben erwähnten Schriftstücken einige Hinweise. Den Sommer über scheinen sich Burg und Stadt noch gehalten zu haben. Diebold beschwert sich darüber, daß seine Gegner den

Schutterer Untertanen die Frucht auf den Feldern verderben. Ob eine feierliche Aufforderung des Kaisers an die Gegner Diebolds, von Schuttern abzuziehen, die Eroberung bereits voraussetzt, läßt sich nicht klar entscheiden. Sie müßte dann im September erfolgt sein. Vom 22. November datiert ein kaiserlicher Erlaß, der strengste Maßnahmen androht (Verlust der Lehen, hohe Geldbuße). Schließlich gelingt es, einen Waffenstillstand zu erzwingen, den beide Parteien schlecht und recht zu halten gewillt sind. Ein Schriftstück, aus dem die Eroberung von Burg und Stadt, eindeutig datiert, hervorgingen, ist mir bisher nicht zu Gesicht gekommen. Jedenfalls läßt sich die Darstellung, die A. Ludwig in dem eingangs erwähnten Aufsatz gibt: „Das Städtchen wurde erstürmt und Diebold erschlagen trotz kaiserlichen Schutzes“, in dieser Form nicht halten. Diebold überlebte den Krieg. Als sein Todesjahr ist 1461 urkundlich nachweisbar. Sein Bruder Heinrich aber fand am 16. Mai 1434 ein gewaltsames Ende. Er wurde von markgräflichen Reitern in der Nähe des Schutterer Schlosses erschlagen. Im übrigen ist anzunehmen, daß infolge der kaiserlichen Ermahnungen und Drohungen die Zerstörungen in gewissen Grenzen blieben. Die eindeutige Stellungnahme des Kaisers und seines Statthalters wirkte sich doch zugunsten der beiden Geroldsecker aus, d. h. letzten Endes hatte Diebold den Nutzen davon. Der Abt des Klosters Schuttern, der sicher den Verlauf der Ereignisse genau verfolgte, muß bereits im Frühjahr 1434 zu der Überzeugung gekommen sein, daß die Ortsherrschaft und das Kastenvogteirecht schließlich doch bei Diebold bleiben würden. Anders ist es nicht zu erklären, daß bereits am ersten Mai 1434 ein Vertragsentwurf zustande kommt, wonach Diebold nach verschiedenen Wiedergutmachungen das Kastenvogteirecht von neuem eingeräumt werden sollte. So war er noch glimpflich aus der gefährlichen Lage davongekommen.

Seine wirtschaftlichen Verhältnisse aber waren durch den unseligen Krieg völlig zerrüttet. Straßburg und der Pfalzgraf nutzten seine Lage aus und verschafften sich Rechte am Schloß zu Schuttern; Straßburg, indem es sich das Öffnungsrecht darin erkaufte, Pfalzgraf Friedrich, indem er die Hälfte von Schloß und Stadt um 1000 Gulden an sich brachte. Zuvor schon hatte sich Diebold dem Pfalzgrafen als Erbdienner verschrieben, hatte sich also in Abhängigkeit von ihm begeben. Von Geroldseck aus betrachtete man das Schloß jetzt mehr unter dem Gesichtspunkt familiärer Nutzung. Diebolds Gemahlin Dorothea von Tengen und Nellenburg sollte es nach einem Hausvertrag als Witwengut erhalten. Noch aber war an diesem Fleck Erde keine endgültige Ruhe eingekehrt, wie die folgenden Ereignisse zeigen.

Diebolds I. Sohn, Diebold II., führte wie den väterlichen Namen so auch dessen streitsüchtige Tradition weiter. Auch er verstand es nicht, sich den einmal gegebenen Verhältnissen anzupassen. Eigenwillig und unbesonnen griff er die Gelegenheiten zu Streit und Händel auf, wie sie gerade am Weg lagen, ohne zu bedenken, daß er seine schwache Stellung immer mehr gefährdete. So verwickelte er sich 1473 in einen typischen Streitfall von der Art, wie sie sich aus den Schutz- und Interessengemeinschaften jener Zeit immer wieder ergaben. Um einem Ritter

Bilgerin von Heudorf zu seinem Recht gegen die Stadt Bern zu verhelfen, griff er einige Berner Kaufleute auf, die sich auf dem Weg zur Frankfurter Messe befanden, nahm sie gefangen und setzte sie im Schloß zu Schuttern fest. Sofort erschien Straßburg auf dem Plan, das seinerseits mit Bern ein Schutzbündnis hatte. Die Straßburger zogen vor Schuttern, eroberten Schloß und Stadt in wenigen Tagen und zerstörten, was ihnen kriegstechnisch wichtig erschien. Bei ihrer alten Erfahrung im Brechen von Burgen scheinen sie diesmal ganze Arbeit getan zu haben. Als „zerschleift und ruiniert“ werden schließlich Schloß und Stadtmauern bezeichnet. Damit muß Schuttern seinen strategischen Wert endgültig verloren haben. Was jetzt wiederhergestellt bzw. neu aufgerichtet wurde, war wohl nicht viel mehr als ein Steinhaus mit einem Turm dabei.

Diebold aber hatte aus diesem Vorfall nichts gelernt. Er trieb es auch weiterhin so, daß die Katastrophe nicht ausbleiben konnte. In seiner Hauspolitik verfolgte er das Ziel, die vom Vater eingegangene Bindung an die Pfalz zu lösen und sich Habsburg zuzuwenden. Da erschien nach 1480 der Pfälzer Amtmann, der zu Ortenberg saß, mehrmals mit bewaffnetem Gefolge vor Schuttern und drang gewaltsam in Schloß und Städtlein ein, um auf diese Weise die Rechte seines Herrn zu demonstrieren. In der gleichen Richtung lagen andere Einfälle in Geroldsecker Gebiet, darunter auch ein brutaler Überfall auf das Kloster Ettenheimmünster, wo Geroldseck ebenfalls die Kastenvogtei ausübte. Diebold setzte schließlich alles auf eine Karte — und verlor alles. Die alte Stammburg wie auch der übrige sehr zusammengeschrumpfte Geroldsecker Besitz geriet in die Hand des Pfalzgrafen, und die beiden Brüder Diebold und Gangolf kamen in die größte Not. Diebold starb, ohne noch einmal bessere Zeiten gesehen zu haben. Gangolf I. aber erlebte es noch, daß Kaiser Maximilian dem Pfalzgrafen in der sogenannten Bayrischen Fehde (1503/04) alle seine Eroberungen in der Ortenau wieder abnahm. So kommt es, daß das Schutterer Schloß Gangolf zugestellt wurde, wo er dann vorübergehend einen Unterschlupf für sich und seine zahlreiche Familie fand.

Aus dieser Zeit stammen auch einige Angaben über die zum Schloß gehörenden Rechte und Ansprüche. Als sogenannte Zugehörungen werden genannt: 1. Scheuer, Hof und Garten; 2. der Graben samt dem Turm, Burgstall und dem halben Stadtgraben; 3. der Wald, das Bünlein genannt; 4. drei Matten samt Ackerstück; 5. zwei Fischwasser zu Blankenmeß, Ichenheimer Bann; 6. dem Bewohner des Schlosses steht auch zu, so viel Schweine, als er in dem Trog zu Schuttern erzeugt, in den Friesenheimer Wald zu schlagen und zu eckern; 7. auch müssen ihm die zu Friesenheim, was er zum Haus und an Brennholz braucht, zukommen lassen; 8. sechs Stück Reben zu Friesenheim, so die Herrschaft Geroldseck bauen läßt, gehören auch dazu. Somit war für die wesentlichen Bedürfnisse des Schloßinhabers gesorgt.

Bei der Abgrenzung dieser Rechte dem Kloster gegenüber kam es hin und wieder zu kleineren Auseinandersetzungen. Nachdem im bewegten Auf und Ab ihrer Geschichte die Geroldsecker wieder auf ihrer Stammburg herrschten, begannen sie bald auch selbstbewußter in der Gegend aufzutreten. Sie stellten mehr-

mals nachträgliche Forderungen auf den Kastenvogteizehnten und suchten schließlich ihre Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen. Sofort zeigte sich aber auch Straßburg wieder und wies sie in ihre Grenzen.

Andererseits liegt aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine Beschwerde Geroldsecks gegen das Kloster vor. Wohl um sich gegen das Schloß abzuschirmen, hatte der Abt „ein holzen mur und einen thurn“ nach seiner Seite hin errichten lassen. Die Geroldsecker betrachteten dies mit einigem Unbehagen. Man sei im Schloß ja nirgends mehr sicher, weder bei Tisch noch im Bett, meinten sie und forderten den Abt auf, alles nur wieder abzubrechen.

In den folgenden Jahren fließen die Nachrichten über das Schloß spärlicher. Man scheint das Interesse an ihm verloren zu haben. Es ist eben noch gut genug, um als Pfand bei den mannigfachen Geldanleihen der Geroldsecker zu dienen. Auf diesem Weg kommt es 1548 pfandweise an Rulmann Tädiger aus Offenburg. 1592 steht man dann in Verhandlung mit den Brüdern Hans und Hansjakob von Karpfen, die das Schloß als Lehen übernehmen wollen. Aber der Bau befindet sich in schlechtem Zustand. Es sind Reparaturen nötig, doch mehr als 800 Gulden wollen die Interessenten nicht daranrücken. Sie bitten darum, daß man ihnen das nötige Bauholz in der Fron zuführen lasse. Im übrigen waren die Herren Jagdliebhaber. Sie möchten gern die niedere Jagd in der Gegend ausüben und bitten um die Erlaubnis, „Feldhühner, Füchs und Hasen in demselben Revier zu fahen und zu schießen“. Ob bzw. wie lange sie sich des Schloßleins und der Jagd dort erfreuten, ließ sich nicht feststellen. Wenn die Verhandlungen zum Ziel geführt haben, sind die Herren von Karpfen als Bewohner des Schloßleins gegen Ende des 16. Jahrhunderts anzusehen. Vielleicht gilt dies auch noch für den Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die Welt aber war damals in starker Wandlung begriffen, die Gegensätze nahmen größere Ausmaße an. Der Dreißigjährige Krieg bringt schließlich die Völker ganz Europas in Bewegung. Die große Heerstraße am Rhein ist durch Zerstörung und rauchende Trümmer gekennzeichnet. Auch Schuttern ist eine der Trümmerstätten geworden. Das Schloß aber hatte kaum noch irgendwelche Bedeutung. Es zerfiel, ohne besonders beachtet zu werden, und niemand denkt später daran, es wieder aufzubauen. Anders verhält es sich beim Kloster. Zäher Lebenswille läßt es wieder aus den Trümmern entstehen. Man sucht die alten Rechte zusammen und legt sie neu fest, man baut das Archiv wieder auf und bringt Fronen und Zehntlieferungen in Gang. Vom Schloß ist kaum mehr die Rede. Erst als im Jahre 1679 eine Feuersbrunst größere Teile des Klosters zerstört, erinnert man sich daran. Die Steine dort könnte man für den eigenen Wiederaufbau benutzen, es wäre billiges Baumaterial. Man betrachtet es als herrenloses Gut und holt, was man brauchen kann. Wer wollte es auch verbieten. Die Herren von Geroldseck sind von der geschichtlichen Bühne abgetreten. Aber man täusche sich nicht! Rechte sind dauerhafter als Bauwerke. Überraschend meldet sich der damalige Markgraf von Baden-Durlach mit einem Protest gegen das Vorgehen des Klosters. Er beruft sich auf einen Erbenspruch, den er als Enkel Friedrichs V., des Gemahls der letzten Geroldseckerin Anna Maria, auf das Schloß hat bzw. auf

das, was von diesem Schloß übriggeblieben ist. Der Abt mag beim Lesen des Protestes den Kopf geschüttelt haben. Wußte der Markgraf drunten in Durlach wirklich nicht, daß er sich ohne Grund so ereiferte? Von einem Schloß konnte doch längst nicht mehr die Rede sein. Und er schrieb zurück: Was einst das Schloß zu Schuttern war, ist nichts weiter mehr als ein „von Büschen und Rohren umwachsener Steinhaufen“. Dies dürfte die letzte Nachricht sein, die wir von jenem Bauwerk haben. Das vielumkämpfte Schutterer Schloß war damals keine Ruine mehr, sondern ein einfacher Trümmerhaufen. Es war zurückgekehrt in die Elemente, aus denen es einst errichtet wurde.

Q u e l l e n

Generallandesarchiv, Akten Geroldseck.
Generallandesarchiv, Akten Schuttern.
Generallandesarchiv, Akten Lahr-Mahlberg.

Jakob Vogler, Abt des Klosters Schuttern 1688–1708

Sein Tagebuch von 1689

bearbeitet von Gerhard Silberer

V o r w o r t

Der vorliegende Tagebuchjahrgang ist eine Teilübersetzung der Handschrift Nr. 590 des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe. Sein Urheber ist Jakob Vogler, von 1688 bis 1708 Abt des Klosters Schuttern bei Lahr. Er hat uns in den 7 Jahrgängen des bis kurz vor seinen Tod geführten Tagebuches eine Selbstbiographie hinterlassen, wie wir sie uns nicht besser wünschen können. Darüber hinaus geben diese 416 dicht beschriebenen Seiten einen bunten Einblick in das Leben und Treiben unserer engeren Heimat. Kirchliches und Staatliches, Familiäres und Öffentliches, Friedliches und Kriegerisches gehen bruchlos ineinander über, und jeder kommt, wenn man so sagen kann, auf seine Rechnung.

Der Übersetzung wurde eine eigene Transkription der nur mit wenigen lateinischen Kürzeln durchsetzten Handschrift zugrunde gelegt. Eine auszugsweise handschriftliche Abschrift des Tagebuches, Nr. 591 der Abteilung 65 des Generallandesarchives Karlsruhe, wurde zum Vergleich beigezogen.

Einschübe am Rand und im Text, die recht häufig sind, wurden in der Übersetzung durch Einschluß zwischen Gedankenstriche (— . . . —) kenntlich gemacht.

Deutsche oder französische Vulgärausdrücke, wie sie zur Klärung einer lateinischen Vokabel oder manchmal auch in längeren Satzteilen vorkommen, wurden in Anführungszeichen und Schlußzeichen gesetzt („ . . . “). Dies gilt auch für unlatinisierte Lesarten von Orts- und Familiennamen und Ähnliches.

Sinngemäße Satzergänzungen, die von der Übersetzung her notwendig waren, wurden durch Klammern vom übrigen Text abgesetzt (...).

Ein Personen- und Ortsnamenverzeichnis, das zur besseren Durchdringung des Textes beigefügt wurde, gibt die jeweiligen Tage an, z. B. 19. 2. = 19. Februar 1689.

Das Jahr 1689 nach Christi Geburt, in dem sich der ganze Erdkreis wundert, daß er sich bewaffnet sieht. Daß es doch am Ende wieder den Frieden zurückbringe!

Januar

1. Den Anfang dieses schicksaligen Jahres leitete die schicksalhafte Ankunft des Herrn Markgrafen de Chamylli, des französischen Gouverneurs von Straßburg, auf der Burg Geroldseck ein. Mit einer Schutztruppe von nahezu 60 Reitern — „gens d'armes“ — hatte er die umliegenden Burgen, Städtchen und deren Befestigungen erforscht und kam um die Mittagszeit unvorhergesehen hier zu uns. Er prüfte die Mauern rund um das Kloster herum und versprach, als er sah, daß sie keiner Überlegungen wert waren, ihre Zerstörung mit aller Anstrengung zu verhindern; und zwar gegen die Absichten böser Gesellen, unter denen der schlimmste Andreas Kocher war, ein Maurer, der durch seine Laster in der ganzen Nachbarschaft bekannt ist und bei besseren Zeiten vielleicht noch büßen muß. Dieser wurde ohne mein Wissen und unter Bruch der Treue, zu der er mir als Schutterner Bürger verpflichtet war, auf seine Bitten hin vom Magistrat zu einem Bürger (Straßburgs) angenommen, wogegen ich brieflich vergeblich Einspruch erhob. Was wegen des Bürgerrechts „und dises Lumpen“ weiterhin geschehen ist, davon „geben die baiderseits gewexlete brieff“ im Oktober des letzten Jahres Auskunft. Ich mußte mich verstellen und es der Zeit überlassen. Ich hielt mit ihm Abrechnung. Er schuldete noch 26 Gulden.

2. Der obengenannte Herr Gouverneur übernachtete mit seinem Gefolge im Kloster und kehrte am nächsten Tag nach Straßburg zurück, nachdem er zuvor die Messe angehört und das Frühstück eingenommen hatte.

3. Unsere Bauern fahren Frucht nach Offenburg; ich sandte dem Kommissär ein Faß Wein von 5 Ohm und zwei indische Hähne.

4. und folgende. Der Einnehmer setzte seine Abrechnung mit den Bauern allerorts fort, hatte jedoch wenig Erfolg wegen der Einbußen durch die unaufhörlichen Zwangseintreibungen bei den Bauern.

13. Bei Tisch gratulierte mir ein Frater zum Jahrestag meiner Wahl. Ich dankte und gewährte Erlaubnisse (für gewünschte Annehmlichkeiten).

14. Jahrestag des Königs Offo¹⁾, der gewohnheitsgemäß mit Almosen (begangen wird). Ungeachtet der grimmigen Kälte war eine ungeheure Menge von Armen da wegen dieses alljährlichen Liebesdienstes.

1) Über ihn s. Die Ortenau 1961 S. 230.

15. Ein Lahrer Bürger brachte ein zweites Befehlsschreiben des Intendenten, das noch einmal forderte, daß 4000 Rationen „Fourage“ nach Straßburg zu führen seien. In diesen Tagen wurde die Zerstörung der Burgen Lahr und Geroldseck²⁾ vorangetrieben. Zu letzterer mußte ich von hier Wagen stellen, wie mir am 16. des Monats von Herrn „Chamylli“ befohlen worden war.

17. Der Herr Amtmann Pistorius zu Geroldseck hielt gegen 30 Sack zurück, die ich beibringen mußte und die durch seine Schuld später verlorengingen. Schrieb ihm zugleich auch wegen der Zehntreste von Berghaupten, daß zu dieser elenden Zeit solche nicht gemacht würden. Er antwortete, daß ein solcher Nachlaß Sache des Grafen sei, er könne nichts tun.

NB. Der Zehntrest wurde später freigegeben, als die Bauern die Zehntfrüchte verbraucht hatten.

18. Ich schickte Getreide nach Straßburg an Herrn Würz.

20. Es wurde eine Prozession abgehalten, bei der die Litanei zum hl. Sebastian und ein feierlicher Gottesdienst gesungen wurden.

21. Ich fertigte einige Briefe aus an die Prälaten von St. Blasius in Weingarten, um meine Ordensleute zu retten.

22. Ich schrieb danach nach Breisach, Freiburg und Straßburg um Nachlaß der Hafer-, Stroh- und Heulieferungsmenge, die von den Franzosen gefordert wurde.

23. Ich schickte Jean Valon nach Straßburg, damit er sich erkundige, wie die „Fourage“ zu machen sei, da das, was in Offenburg abgeliefert werden sollte, nun nach Straßburg transportiert werden mußte. Die umliegenden (Ortschaften) mußten tagelang bei der Zerstörung der Offenburger Mauern arbeiten. Unsere Untertanen blieben verschont, wie auch bei den Hafer- und Heufuhren von Offenburg nach Straßburg.

24. Hörte Drohungen unseres böswilligen Maurers, der da und dort bei den oberen Franzosen arbeitete, daß die Mauern des Klosters gleichfalls niedergelegt werden sollten.

26. „Hab ich das freigericht gehalten“, das bislang anderer Beschäftigungen wegen verschoben worden war. Ich bestätigte der Kriegszeit wegen (einfach) die Ämter, ermahnte sie zur Treue und Ehrfurcht, vor allem zu Gehorsam, und entließ sie für diesmal. Die außergewöhnlichen Fehler einzelner sparte ich mir für bessere Zeiten auf. Ich versprach ihnen in einer Notlage jeglichen Beistand, wenn sie sich ihrerseits als treue Untertanen erweisen würden.

26. Um diese Zeit rückten die Franzosen, die in Lahr und Malberg überwinterten, aus Furcht vor den Unsrigen ab, die, wie man sagt, schon nach Haslach gekommen sein sollen, was sich für 100 Mann Fußvolk als wahr erwiesen hat.

29. Es kam der Knecht des Kaufmanns Emeric und mit ihm der Sohn des Amtmanns von Dalenberg, der ärgerliche Dinge bezüglich des Griesbacher Sauerbrunnens berichtete. Entschloß mich nach Straßburg zu gehen, sowohl in dieser Sache, als auch um über die Jahreserträge zu verhandeln, worüber ich vorgestern mit dem Malberger Amtmann gesprochen hatte.

²⁾ Siehe Die Ortenau 1963 S. 82.

Noël Bouton Marquis de Chamilly,
Gouverneur von Straßburg, 1636
bis 1715. Welche Rolle er 1689,
dem Jahr des Unheils für unsere
Heimat, gespielt hat, zeigt dieses
Tagebuch.



30. Schickte einen Boten nach Straßburg mit einem Schreiben an Herrn Günzer, das um eine Aufschiebung der Griesbacher Angelegenheit bat; auch eines an Herrn Emeric.

31. In der Frühe um die siebte Stunde bin ich zu Pferd mit Vallon und meinem neuen Kammerdiener nach Straßburg aufgebrochen. In „Kell“ wurde ich von Herrn Gouverneur Villemandor ausgiebig bei Tisch bewirtet und in seiner Kutsche zum Roten Männlein („Zum Rottenmänlin“) geführt. Dort traf ich Sigebert, den Sohn Dornbluets³⁾, an, mit dem ich zu Herrn Günzer ging, um über die Griesbacher Angelegenheit zu verhandeln. Dieser unterbreitete die Sachlage und suchte sich und seine Mitbürger — die Herren Reich und Hofer — auf jede Weise aus der Bürgerschaft herauszuwinden. Nachdem wir hin und her geredet hatten und jener wegen unseres Widerstandes in Wut gekommen war, gingen wir fort und behielten uns unsere Entscheidung für den folgenden Tag vor.

³⁾ Eine Gengenbacher Familie.



Gasthaus zum Roten Männele in
Straßburg am Rabenplatz.

Februar

1. Ganz in der Frühe wurde ich von einem Bediensteten zum Schwarzen Raben gerufen, wo Colonell de la Lande war. Er drängte auf 1000 Thaler — unter Androhung der Eintreibung —, die der Wirt in Griesbach, Johann Melchior Bitsch, versprochen hatte oder zumindest, daß wir jene, die diese Summe zahlen wollten, von der Sicherheitsleistung entbinden sollten. Ich erkannte sofort, daß er durch Herrn Günzer und die (andern) Interessenten (dazu) angestiftet worden sei. Da es zu dieser Zeit jedoch nicht ratsam war, sich Feinde zu machen, taten wir, was wir konnten, und befreiten die vorgenannten Herren für die Zukunft — nämlich während der Kriegszeit — von der Sicherheitsleistung. Die Rückversicherung von seiten der Frau des genannten Wirtes behielten wir uns vor, auch für die früheren Schulden, für die sie aufzukommen versprochen im Falle, daß der Erstschuldner ausfiel. Zugleich wurden Schriftstücke darüber ausgefertigt und die Angelegenheit der französischen Zwangseintreibung Herrn Günzer empfohlen. Ich aß mit Herrn Amtmann von Malberg zu Mittag und zu Abend. Es war Herr Kommissär Garnier zugegen, der für den folgenden Tag viel versprach, aber wenig hielt.

2. Ich ging mit dem obengenannten Herrn Amtmann zum Herrn Intendenten de la Grange und brachte ihm eine Bittschrift. Wahrhaftig, eher hätte ich aus

einem Stein Wasser herausgepreßt als von einem solch harten Menschen einen Nachlaß erwirken können. Ich habe gemacht, was ich konnte. Bei den Jesuitenpatres legte ich noch ein Wort ein, auch noch einmal bei Herrn Günzer. Nachdem ich somit nichts erreicht hatte und im Münster die Messe gefeiert hatte, wollte ich nach dem Mittagessen weggehen, wurde aber von dem obengenannten Amtmann hingehalten. Mit ihm fuhr ich dann am nächsten Morgen im Wagen heim.

3. Auf dem Weg kehrte ich bei P. Benedikt, dem Gengenbacher Vikar in Ichenheimb, ein. Dessen Pferde konnte ich an seinem Wagen — „chaise“ — bis Schuttern ausprobieren. Sie übernachteten beide, der Herr Amtmann und der Vikar. Mit letzterem verhandelte ich bei Tisch über die Pferde. Ich tauschte eines für zwei und zahlte für den Wagen 40 Gulden.

4. Nach dem Frühstück in der Frühe fuhren die Gäste fort.

5. Es wird vieles, jedoch Falsches, über kaiserliche Truppen erzählt, die ankommen sollen.

6. Hatte nach Freiburg geschrieben und da und dort nach Vermittlern gesucht, die den harten Sinn des Herrn Intendenten de la Grange besänftigen könnten. NB. Es wurden von mir noch einmal 4000 Rationen oder Portionen gefordert. Bis jetzt habe ich noch nichts gegeben, es wurde bis jetzt auch noch nichts verlangt. Gott gebe, daß diese ungerechte (Auflage) dem gerechten Vergessen anheimfalle!

7. Das gleiche gilt für den Hafer, der in diesen Tagen von mir gefordert wurde, nämlich eine Menge von 300 Sack, von denen ich schon 27 gegeben habe. Das übrige steht noch aus, weiß Gott wie lange.

8. und folgende. Es war eine ungeheure Kälte.



Ehemaliges Schutterner Klostergut Wippertskirch zwischen Waltershofen und Merdingen.

9. Es kam Herr Amtmann Olysi, der die Gattin unseres Oberschaffners mit ihren Kindern in ein Haus nach Straßburg geführt hatte, das dort gemietet worden war.

12. In der Nacht erhielt ich einen Brief vom Malberger Amtmann durch den Knecht des Herrn Emeric, in dem gebeten wurde, ich möchte mein Pferd nach Straßburg führen lassen.

13. Nach der Messe schickte ich den P. Subprior mit meinem Pferd zum Herrn Intendenten. Es gefiel ihm zwar, aber es schien ihm zu hoch. Nun sprach er wohlwollender von einem gewissen Nachlaß der „Fourage“, da er aber nicht erfolgte, werde ich nichts geben.

14. Es war eine Zusammenkunft der untergebenen Bauern — der Meientag — es waren ungefähr 63 da, wobei in dieser unheilvollen Zeit vor allem viele aus dem Gebirge hervorkamen. Als Gäste waren die Schultheißen und Kapuzinerpatres gekommen und andere, mit denen ich im Konvent zu Mittag aß. Alle kehrten gegen Abend wieder zurück, im übrigen zufrieden, außer daß einige der Unseren eine Art Magenverstimmung erlitten hatten, weil die Eingeweide des Ochsen nicht ganz gut gereinigt worden waren.

15. Gegen Abend kam unser P. Benedikt auf Abruf von „Wipperskirch“ an; nach ihm kehrte P. Subprior aus Straßburg zurück. Er berichtete, daß der Herr Amtmann mit seiner ganzen Familie gleich ankomme. Wir warteten bis in die späte Nacht auf seine Ankunft. Schließlich kam er mit den Seinen ganz abgekämpft an, nachdem er sich endlich bei diesen Überschwemmungen aus höchster Lebensgefahr hatte befreien können. Sie übernachteten und kehrten am anderen Tag nach dem Mittagessen wieder heim. Der Grund für diese plötzliche Reise war ein verdächtiges Gerücht, das ihn bei den Franzosen der Zusammenarbeit mit den Kaiserlichen beschuldigte. Ich versuchte etwas zur Erleichterung des Klosters, daß es zumindest nicht niedergebrannt werde, mit einem Brief an den vertriebenen König von England, den ich dem Herrn Abt von St. Germain in Paris zur Besorgung auftrug. Habe aber noch keine Antwort erhalten.

17. Der Oberschaffner schickte den Wagen nach Straßburg zurück und rief seine Gattin zurück.

18. Nachdem die Franzosen die Mauern niedergelegt und die Türme verwüstet hatten, zogen sie aus Offenburg fort, nun, da sie jene Stadt und das umliegende Land durch ungerechte Gewalteinreibungen — fast — zum Ruin gebracht hatten. Nach dem Mittagessen kehrte unser P. Benedictus nach „Wipperskirch“ zurück. P. Bernardus jedoch kam aus Sasbach, wo er bis jetzt jenem Vikar aushelfen mußte, hierher und brachte mit sich 200 Gulden, die er aus altem Wein eingenommen hatte, und die Abrechnung des Herrn Kammerers. Auch die Gattin unseres Oberschaffners kam am Abend hier an und erzählte, daß die Franzosen, die ihr mit dem Straßburger Gouverneur entgegengekommen seien, aus Offenburg ausgerückt waren.

Es kam die Witwe unseres Verwalters in „Kippenheimb“, der dort gestorben ist, und brachte die Abrechnungen verschiedener Jahre mit sich. Ich überprüfte die

Rechnung, bestätigte, und erließ ihr wegen Armut den Heimfall und das Todfallgeld. — NB. „den Theo Weis hat sie liquidirt und wirt ihn auch einziehen.“ —

20. und folgende. Fastnacht ging in traurigem Schweigen vorbei. Es waren an diesem Tag hier Herr Barois, Freiherr von Sternenberg, unser Schultheiß und der Bürgermeister Nikolaus.

21. Unsere Frauen brachten „wegen dem schautag“ eine große Menge Eier herbei. Ich gab ihnen 2 Ohm Wein.

22. Ich erhielt einen Klagebrief vom Gengenbacher Abt, in dem er auf meine Klagen antwortet.

23. In der Frühe besuchten die Patres ihre Pfarreien.

24. Ich schickte Briefe nach St. Blasien und Klingnau über Basel. Amtmann Dornbluet war hier.

25. Erhielt Briefe aus St. Blasien, aus Muri und Einsiedeln von P. Alexius, Vincentius und Romanus. P. Alexius hat in Einsiedeln eine Zurückweisung erfahren — vielleicht aus einem Grund, den ich später erfuhr — und ist durch Empfehlung des Abtes von St. Blasien in Sion bei den Wilhelmitenpatres von Klingnau aufgenommen worden. P. Romanus ist fest, P. Vincentius auf Zeit in Muri aufgenommen worden.

26. Ich wurde von Straßburg gewarnt, daß ich mich für eine Zeit aus dem Kloster entfernen möchte, wegen der Einlösung der Fourage.

27. Schickte in der Frühe P. Subprior nach Straßburg, um verschiedene Geschäfte zu erledigen, vor allem die Abrechnung mit dem Kommissär „wegen des nesten Fourage“. — Ich gab den Fratres Maurus und Coelestinus die 4 niederen Weihen.

28. Er kam zurück und brachte eine neue Eintreibungsorder über 300 Sack Hafer mit sich.

März

1. Wegen der verschiedenen Kriegsgerüchte war dieser ganze Monat „martialisch“. Wir arbeiteten fest in den Gärten.

3. Ich sandte den Hofmeister mit einem Wagen nach Griesbach und ließ Wein und Mehl bereitstellen, falls wir dort unseren Aufenthalt nehmen müßten.

6. Der Hofmeister kehrte aus Griesbach zurück und erzählte, der Wirt jenes Ortes sei unschuldig gefangengenommen worden und werde in „Stuttgard“ wegen lächerlicher Verdächtigungen, als ob er mit den Franzosen zusammenarbeite, schlecht behandelt und streng ins Verhör genommen.

7. Die Ziegler, welche die Ziegelei dieses Ortes gekauft hatten, hielten mit dem Verkäufer Abrechnung und erbaten einen Kaufbrief. NB. Für die ebengenannte Ziegelei geben die erwähnten Käufer einen Jahreszins von 10 Gulden für die 200 Gulden, die sie dem Kloster schulden.

8. Wegen der 500 Gulden, die das Kloster „Von den craft“ im Elsaß hat, wollte ich mit dem Wirt verhandeln. Auf Vorschlag anderer wollte ich von ihm für das restliche Kapital und 8 Zins(jahre) 300 Thaler zur Deckung der Verschuldung

aufnehmen. Er aber zahlte nicht zur festgesetzten Zeit, weshalb ich wiederum den Vertrag aufhob und für bessere Zeiten zurückgestellt habe.

9. Ich fertigte Briefe aus nach St. Blasien, an den Abt und Konvent von Muri und nach Sion, an den reformierten Sekretär und die Patres im Ausland. Ich befahl dem P. Vincentius, der sich dazu freiwillig angeboten hatte, im nächsten Frühjahr nach Italien zu reisen, um die Geschäfte zu erledigen, die ich ihm beim Abschied aufgetragen hatte:

- a) Dränge er auf Bestätigung der Bullen, vor allem der des Bonifatius, welche die wichtigsten Inkorporationen von Pfarreien enthält,
- b) auf die Mitteilung der Privilegien der Kongregation von Cassino,
- c) auf den Leichnam eines bestimmten Heiligen,
- d) auf die Erlaubnis, von formaler Häresie loszusprechen,
- e) auf die Skapulierbruderschaft mit ihren Privilegien,
- f) auf einen Frater in das Collegium Germanicum,
- g) auf privilegierte Altäre.

Um dies zu erreichen, gab ich ihm schriftliche Vollmacht und schickte ihm ein Empfehlungsschreiben der Herrschaft Malberg, das unseren Eifer in der Rückführung von Nichtkatholiken bestätigt. — Diese Reise wurde später, ohne daß es mir leid tat, verhindert. Ich habe ihm zum Teil deshalb diese Erlaubnis gegeben, daß er nicht gegen meinen Willen dorthin reise und somit gegen den Gehorsam handle. So war es im letzten Krieg auch von Herrn Blasius, frommen Angedenkens, gehandhabt worden.

10. Etwa 70 Franzosen „patrollieren in diser gegend“.

11. und folgende. Wir düngen den Garten und beginnen mit der Bearbeitung.

15. Eine Truppe Franzosen steht bei Lahr und führt mit sich „den stabhalter Von Ottenheimb Undt Ichenheimb“, die sie mit sich nach Straßburg genommen hatten wegen der Ausstände und nun im Gefängnis halten.

17. Ich schickte Hafer nach Straßburg, um wenigstens etwas als Jahresabgabe abzulösen.

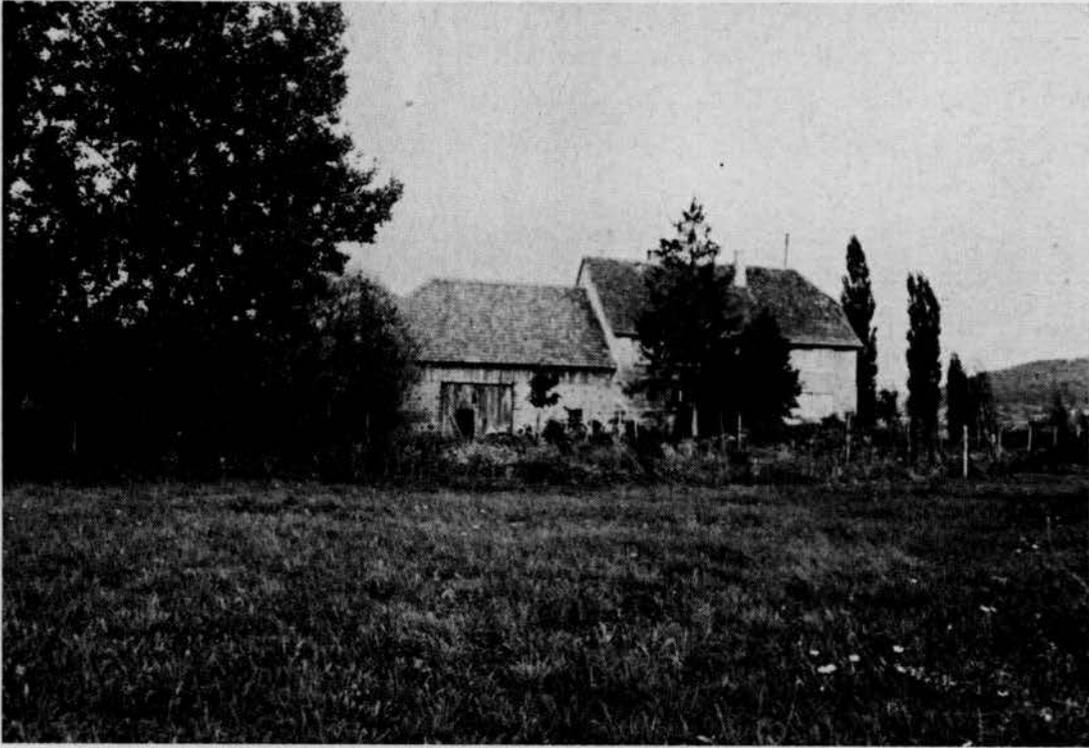
19. Ich hielt ein Kapitel ab wegen des Festes des lobwürdigen heiligen Joseph.

20. Man drängte mich, den Hafer abzuliefern. Sandte P. Subprior nach Straßburg, daß er über unsere Fürsprecher, den Herrn Baron von „leien“ und P. Deux, den Rektor der Jesuiten, einen Nachlaß an Hafer erbitte. Unter größter Anstrengung und nachdem er die verschiedensten Dinge nachgewiesen hatte, erlangte er einen Nachlaß von 100 Sack.

21. Wegen des Festes des hl. Benedikt waren (zu Besuch) hier 2 Kapuziner und Franziskaner, die Amtmänner von Lahr, Malberg, der Ortenau und Herr Barois. P. Guardian predigte.

23. Gegen Abend kehrte P. Subprior zurück, dem ich bis „Ichenheimb“ ein Pferd entgegengeschickt hatte. Er traf dort den Amtmann von Malberg und den Pfarrer in „Ottenheimb“; wir aßen miteinander zu Nacht.

24. Am andern Tag in der Frühe begab sich der Herr Amtmann nach Stauffenberg zu Herrn Greiff, dem Marschall von Baden. Empfahl ihm die Einlösung der Schuld uns gegenüber oder zumindest des Zinses an dem Kapital von 3000 Gulden,



Die Mattmühle bei Kippenheim, ein ehemaliges Schutterner Klostergut.

die auf dem Dorf Friesenheim stehen. Da jene jedoch selbst täglich Geld leihen, war nichts zu erhoffen. Zusammengefaßt: diese 3000 Gulden, die von unserem Herrn Vorgänger, Abt Blasius, dem Haus Baden geliehen wurden, werden schwerlich wiedererlangt werden, wenn sich die Umstände nicht ändern. Durch ihn empfahl ich Herrn Greiff auch die Angelegenheit des Wirtes in Griesbach. An jenem gleichen Tag kehrte der vorgenannte Herr Amtmann wieder zurück und brachte verschiedene Neuigkeiten. — Wir pflanzten Bäume im Konventsgarten. —

25. Nach der Messe und dem Frühstück kehrte er wieder heim.

29. Wir pflanzten noch einmal Bäume in dem selben Garten.

30. Mit P. Subprior und dem „Oberschafner“ ging ich nach Malberg auf Bitten des Herrn Amtmanns, der im Fischteich fischte. Wir aßen mit ihm zu Mittag und kehrten bei Nacht wieder hierher zurück.

An diesem Tag — oder dieser Nacht — drangen die Franzosen in Oberkirch ein und wollten die dort stationierten bayrischen Schutztruppen herauswerfen. Jene jedoch verteidigten sich, von den Bauern unterstützt, ausgezeichnet und töteten nahezu 200, auch den Hauptgeneralinspekteur. Die restlichen waren verwundet und starben hintereinander, ich weiß nicht, wegen der Unerfahrenheit der französischen Ärzte oder weil etwa die Bauern ihre Kugeln vergiftet hatten?

April

1. Ich sandte wiederum 2 Wagen nach Griesbach mit Lebensmittelvorräten und 2 Kisten.

2. Auf Drängen des Wirtssohnes dort gab ich ein Leumundszeugnis, das dem Wirt vielleicht zu seiner Befreiung dienlich sein kann.

4. P. Benedictus aus Ichenheim war hier und pflanzte Bäume im äußeren Garten.

7. Am Gründonnerstag hielt ich die Zeremonien mit dem Chorgebet; wusch die Füße wie im letzten Jahr.

8. P. Hieronymus hielt die Karfreitagspredigt, P. Bernardus die Zeremonien; auswärtige Pfarrangehörige waren dabei. Die Improperien sangen wir feierlich. Die Schultheißen von „Friesenheimb“ und „Oberschopfen“ aßen mit uns zu Mittag.

9. Die Zeremonien hielt P. Franziskus, der zur Zeit die Pfarrei versorgt.

10. und folgende. Die Ostertage verbrachten wir in Frieden und hegten den Wunsch, die Pfingsttage ebenso verbringen zu dürfen.

11. Der Herr von Sternenberg aß mit uns zu Mittag.

12. Ich sandte 2 „Zimmerleuth“, unseren und den Kaspar von Heiligenzell, nach Straßburg, daß sie von dem Baumeister in Erfahrung brächten —, er sollte uns früher einmal den Kanal, „das teich oder ablas bei dem Rosmätlin“ machen, getraute sich jedoch wegen des folgenden Krieges nicht, hier zu arbeiten — wie man es anstellen müsse, daß es endlich einmal für dauernd und ohne Anstände, die man bis zum Überdruß bis jetzt erfahren mußte, vollendet werden könne. Er führte sie in alles vertrauensvoll ein und zeigte ihnen für die Planung eine recht zügige und wahrhaft wertvolle Arbeitsweise.

13. Unsere Zimmerleute begannen zu arbeiten; nachmittags vermehrte sich von Tag zu Tag die Zahl der Zimmerleute, auch aus Heiligenzell, bis auf 12.

14. und folgende. Beschäftigt bei der Arbeit am Kanal.

18. Ich ritt in den Wald, den „Hochwaldt“, um zu sehen, ob man in der Nähe Eichen für Pfähle bekommen könnte. Sprach mit dem Schmied von Oberweier wegen dem Sägen der Bäume. Nachts kam der Herr Amtmann von Malberg und übernachtete. Er nannte einen gewissen Mann, der die Kippenheimer Mühle als Schublehen annehmen würde.

19. Nachdem ich mit den Meinen beraten hatte, hielt ich es für geraten, bei diesen Zeiten die Mühle, welche von ihrem vorigen Besitzer wegen der ausstehenden 3 Canones (= Jahreszinsen) an das Kloster heimgefallen war, als Schublehen Wolfgang Berger, dem Wirt zum Bären in Kippenheim, zu geben, unter den Bedingungen, wie sie in dem Lehensbrief stehen. — Es mußte aufgeschoben werden, weil aus bestimmten Gründen diese „Emphyteuses“ oder „Sublehen“ lästig empfunden werden.

21. Empfang von Straßburg einen Brief, der als Kontribution für dieses Jahr 1000 Kaisertaler forderte. Die Hälfte, so wird mir befohlen, muß ich am 1. Mai, die andere zur Hälfte am 1. Juli, zur anderen Hälfte am 1. Oktober bezahlen.

22. Die Zimmerleute schlugen Bäume, zum Teil im Hochwald, zum Teil auch im „Kirzlerwaldt“. Nachmittags ging ich mit dem „Oberschafner“ zu Pferde zu ihnen und bestimmte einen Mann, der zusammen mit meinen Pferden die Bäume zur Säge führen sollte.

Das sogenannte Schutterner Schloß „St. Georg in Heiligenzell“, 1689 Seelsorgestelle für Heiligenzell. In heutiger Größe etwa um 1750 erbaut; Portal mit kunstvollem Wappen geschmückt. Heute im Besitz der Gemeinde, enthält Wohnungen.



23. — Am Fest des hl. Georg. — Wir gingen mit der Prozession in Heiligenzell. Die Predigt mit feierlichem Gottesdienst hielt P. Franziskus. Zum Mittagessen kehrten wir zurück.

24. Es kam der Kippenheimer Schublehensmann und brachte als Bezahlung der restlichen Canones seines Vorgängers 108 Gulden.

25. — Am Fest des hl. Markus. — Nach Ankunft der auswärtigen Pfarrangehörigen in aller Frühe hielt man hier die feierliche Prozession. Ich gab dem obengenannten Schublehensmann den Schublehensbrief.

27. Herr Amtmann aus Malberg kam auf seinem Weg nach Baden-Baden hier an.

28. Der Schmied von „Kirzell“ kam und wurde, weil er dem Kloster viel schuldet, von dem obengenannten Amtmann gezwungen, hier beim Bau der Wassermühle und beim Herstellen der Nägel für den Kanal zu arbeiten oder innerhalb einer Woche zu zahlen.

29. Der genannte Schmied begann zu arbeiten. An diesem Tag „ist die schutter in den sandt graben gerichtet Undt abgeschlagen worden“. Hatte zum ersten Mal Fronarbeiten, „die fröhnen“.

30. Ermahnte die Arbeiter; gegen Abend bekam ich wegen des langen Stehens in der Kälte Magenschmerzen. Am folgenden Tag nahm ich eine Medizin, welche die im Magen befindlichen Giftstoffe austrieb. — Heute ist die Gattin des Oberschaffners mit den Ihren nach „Ewattingen“ aufgebrochen. Ich gab ihr die „chaise“ und schickte Herrn Vogler 55 Schafe mit 5 Kälbchen „zum Verstellen“.

(Wird fortgesetzt!)

Die Pfarrei Windschläg

von Ludwig D e n g l e r

Eine Pfarrpfründe wurde hier schon im Jahre 1091 errichtet. 1258 war das Kloster Allerheiligen zehntberechtig, das hier einen „munch hof“ erbaute. Für diese Schenkung mußte Jahrhunderte hindurch in Windschläg ein Jahrtagsamt gehalten werden. 1462 vermachte Daniel von Diersperg das Patronatsrecht wieder dem Kloster Gengenbach, von dem es um 1600 an das Kloster Allerheiligen übergeben wurde. 1504 wird ein „vicarius perpetuus (Pfarrverwalter) Sifridus Flach“ erwähnt. Der um 1575 amtierende Pfarrer Konrad Burkhard war der Lehre Luthers zugetan. Infolge eines großen Priestermangels trat dann das Kloster Allerheiligen 1659 das Besetzungsrecht der Pfarrei an Freiherrn Karl von Neveu ab, der seinen Sitz auf Schloß Ortenberg hatte. Bis heute ist es im Besitze seiner Nachkommen geblieben. Nach einem Visitationsbericht des damals zuständigen Bistums Straßburg vom Jahre 1666 wurden unter 120 Einwohnern 80 Kommunikanten gezählt. Der hl. Pankratius als Kirchenpatron läßt den Einfluß fränkischer Glaubensboten erkennen, die auch anderwärts die Verehrung römischer Heiliger in unserer Heimat förderten. Mit der Ortenau kam die Pfarrei 1827 an das neu errichtete Erzbistum Freiburg.

I. Die Kirchenbücher

Die vorzüglichste Quelle der Familienforschung bilden die Kirchenbücher. Da es in Deutschland erst seit 1875 bürgerliche Standesbücher gibt, sind wir für die davorliegende Zeit auf jene angewiesen. Während im Mittelalter nur Totenbücher und Anniversarien (Verzeichnis der gestifteten Seelenmessen) existieren, sind seit dem Konzil von Trient (1545—1563) auch Tauf- und Ehebücher vorgeschrieben. In dem 1918 in Kraft getretenen kirchlichen Gesetzbuch (CIC) wird bestimmt, daß diese Bücher sorgfältig zu führen und zu verwahren sind und daß Abschriften daraus am Jahresende dem bischöflichen Ordinariat übersandt werden müssen. Im Taufbuch sollen auch Vermerke über den Empfang der hl. Firmung, die Eheschließung und den Eintritt in den geistlichen oder Ordensstand eingetragen werden (can. 470).

In der Pfarrei Windschläg sind Kirchenbücher seit dem Jahre 1703 vorhanden. Bis zum 6. Juni 1811 werden die Kasualien in lateinischer Sprache verzeichnet und in einem Bande vereinigt; nach 1870 erscheinen getrennte Tauf-, Ehe- und Totenbücher. Bei der lateinischen Angabe von Daten ist zu beachten, daß die Monate mit der Zahl des römischen Monatsnamens angegeben werden. So bedeutet z. B.: 3.7 bris den 3. September (und nicht etwa den 3. Juli). Allen Büchern sind gewisse stehende Ausdrucksweisen eigentümlich.

In den *Taufbüchern*, wonach die Neugeborenen vielfach auf den Namen des Tagesheiligen getauft wurden, finden wir folgende Formeln: natus = geboren; eodem die baptizatus = am gleichen Tage getauft; gemelli = Zwillinge; conjuges = Eheleute; patrini = Paten. Bei unehelichen (illegitimi) Kindern lautet die Notiz: „prout . . . jurata obstetrix ex declaratione sibi in doloribus partus facta sub fide officii sui rettulit“ = „wie die . . . (Name) als vereidigte Hebamme auf Grund der Erklärung, die ihr in den Geburtswehen abgegeben wurde, unter ihrem Amtseid mitteilte“.

In den *Ehebüchern* werden nachstehende Bezeichnungen verwendet: ob-
tenta dispensatione a publicatione = nach erlangter Befreiung von der öffentlichen Verkündigung; honestus juvenis = der ehrsame Jüngling; pudica virgo = die ehrbare Jungfrau; impudica = unehrenhaft; praegnata = schwanger.

In den *Totenbüchern* tauchen auf die Begriffe: obiit (defunctus est) = er starb; administratus (munitus) omnibus sacramentis = wohlversehen; non administratus = unversehen; aetatis suae annorum = im Alter von . . . Jahren; maritus = Ehemann; uxor = Ehefrau; coelebs = ledig; viduus = Witwer; agricola = Bauer; caupo = Gastwirt; faber ferrarius = Schmied; faber lignarius = Zimmermann; sartor = Schneider; sutor = Schuster; textor = Weber.

Unter dem 3. Dezember 1755 ist im Taufbuch ein Kind eingetragen, dessen Eltern aus der Kölner Diözese stammten und „auf der Rückreise von einer Wallfahrt nach Rom sich einige Tage hier aufhielten“.

Schließlich sei noch die frühere Schreibweise einiger hier vorkommender Geschlechtsnamen aufgeführt: Beli = Böhly; Birch = Birk; Burchert = Burger; Krentzlin = Kränzle; Lechleder = Lechleiter; Leheman = Lehmann; Oex = Eggs; Oggenfuess = Ockenfuß; Reitter = Ritter; Rennler = Rendler; Rueff = Ruf; Seelweger = Zellweger; Sigell = Seigel.

II. Die Seelsorger

Da die Kirchenbücher in Windschlag erst mit dem Jahre 1703 beginnen, können auch nur von da an die gesetzten Pfarrherren festgestellt werden. Der erste Seelsorger, der in den Büchern erscheint, ist der aus der Diözese Konstanz stammende Pfarrer Gabriel Joseph *Kepner*. Er wurde während der Meßfeier von einem Schlaganfall getroffen und starb, nur noch mit der Krankensalbung versehen, am 9. April 1744. „Als treuer Hirt wurde er aus dem Weinberge des Herrn in das himmlische Vaterland heimgeholt“ und inmitten des Schiffes der alten Kirche beigesetzt. Sein Nachfolger Joseph Caspar *Michon* aus Freiburg/Br. war vorher in St. Georgen bei Freiburg und wurde Kammerer (Vermögensverwalter) des Kapitels Offenburg. Wiederholt vom Schlage gerührt, segnete er das Zeitliche fast 80jährig am 20. März 1783. Begraben ist er wie sein Vorgänger in der Mitte der Kirche.

Ihm folgte der zum Märtyrer gewordene Pfarrer Karl Anton *Schabile*. Er war in Offenburg Vikar gewesen und als Pfarrer von Windschlag zuerst neben Pfarrer Förster in Urloffen Vizekammerer, dann 1794 Kammerer. Als im Jahre

1796 zum Schutze gegen das Einbrechen der Französischen Revolution preußische und österreichische Truppen an den Rhein gelegt wurden, erhielt das Dorf Windschlag die Einquartierung von schwäbischen Kreisdragonern. Nachdem in der Nacht vom 25./26. Juni der französische General Moreau über den Rhein vorgerückt war, flüchteten die hiesigen Einwohner ins Gebirge. Der sie begleitende Pfarrer war schon im Oberdorf, als er bemerkte, daß er das hl. Öl vergessen hatte. Bei seiner Rückkehr ins Pfarrhaus ergriffen ihn die Dragoner, um ihre Wut an ihm auszulassen. Aus dem Bericht seines Nachfolgers entnehmen wir folgendes: „Auf der Flucht vor den heranrückenden Franzosen fiel er den schwäbischen Dragonern in die Hände, von denen er — auf Grund welcher Anzeige er sich ihren Haß zugezogen hatte, ist unbekannt — feindselig angegriffen und an der Bezirksstraße gegen Bohlsbach auf grausame Weise mit Schwert und Flinte in der Blüte seines Lebens, gerade im 45. Jahre stehend, ermordet wurde. Wegen der furchtbaren Kriegswirren blieb er 3 Tage lang unbeerdigt liegen, bis er mit Genehmigung der Franzosen an derselben Stelle, unterhalb des Gasthauses zum Kreuz, auf dem Acker des Andreas Siebert aus Bohlsbach begraben werden konnte. Einen Monat später wurde der Leichnam auf Betreiben der Familie ausgegraben, am 26. Juli auf unseren Kirchhof überführt und ruht jetzt rechts vom (alten) Hauptportal unter den Verstorbenen als treuer Hirt an der Seite seiner heimgegangenen Schäflein“ (Totenbuch S. 98).

„Nach diesem traurigen Ereignis kam ein anderer, noch schrecklicherer Fall hinzu. Am selben Tage noch kamen feindliche Franzosen in unsere Gegend, die infolge der Flucht der Einwohner zum größten Teil verlassen war. Sie brachen die Tore unserer Kirche, die Sakristei und sogar das Allerheiligste auf und trugen alle Gewänder und Kostbarkeiten, namentlich Kelche — außer zwei und dem Ziborium, die der Lehrer in Sicherheit gebracht hatte — davon und vernichteten sie. Am nächsten Tage zerstreuten die französischen Feinde, betrunken und mit den hl. Gewändern bekleidet, Bücher und Schriftstücke, während sie im Dorfe umherschweiften. Es entstand ein Schaden von ca. 1000.— Gulden, der nach und nach, teils aus dem Ertrag der Kirchengüter, teils durch Spenden der Pfarrkinder, besonders aber durch Gaben der erlauchten, hochedlen, gnädigen Freifrau Auguste Elisabeth von Neveu, geb. von Eberstein, dann durch die Geschenke des erlauchten und erhabenen Herrn Franz Xaver von Neveu, Fürstbischof von Basel, die aus verschiedenen kostbaren, wahrhaft bischöflichen Gewändern bestanden, ersetzt wurde.“ 14 Tage lang war die Pfarrei verwaist, bis der Frömmesser P. Anton Walter aus Appenweier das Pfarramt für einige Wochen übernahm.

Es folgte am 12. September 1796 Pfarrer Johann Christian Förster, der aus dem nahen Bohlsbach gekommen war und 26 Jahre lang hier pastorierte. Er war am 20. Oktober 1756 in Offenburg geboren, empfing die Priesterweihe am 9. Juni 1781 und wurde 1808 Kammerer und Dekanatsverweser. 66 Jahre alt starb er am 30. Juni 1822 und ruht auf dem neu angelegten Friedhof an der rechten Seite des Kreuzes. Da er mit einem Testat von 1000.— Gulden den hiesigen Armenfonds gründete, enthält sein Grabstein die Widmung: „Dem Vater der Armen.“



Karl Anton Schaible, Pfarrer in Windschlag 1783—1796, am 27. Juni 1796 an der Straße gegen Bohlsbach ermordet.

Aufn.: Stober Offenburg

Nach kurzer Tätigkeit von Pfarrverweser Jäger (1822) wurde am 7. November 1822 Pfarrer Philipp Scherer eingesetzt. Dieser war am 1. Mai 1791 in Zunsweier geboren, wurde am 5. März 1814 ordiniert und bekleidete im Landkapitel das Amt eines Definitors. In seine Amtszeit fällt die Erbauung der heutigen Kirche, die als „schönstes Gotteshaus der Umgegend“ galt. Ein Eintrag sagt von ihm: „1848 stand er mitten im Getöse (der Revolution) als Felsenmann da. Im Kirchen- und Schulstreit war er auf seiten seines Oberhirten.“ Ein „sanfter Charakter“ wird ihm nachgerühmt. Als er am 7. März 1864 das goldene Priesterjubiläum beging, wurde er mit dem Zähringer Löwenorden ausgezeichnet; von der Gemeinde erhielt er das Ehrenbürgerrecht und einen silbernen Pokal. Nach 43jähriger Tätigkeit starb er am 6. Dezember 1865 und fand seine Ruhestätte auf dem Gottesacker rechts vom Friedhofskreuz. Die Gemeinde trug „unter lautem Schluchzen und Weinen denjenigen zu Grabe, der bis zum höchsten Greisenalter ihr guter Hirte war“. „Ein treuer Nachfolger des Lieblingsjüngers Jesu“, steht auf dem Denkmal im Chor der Kirche über ihn geschrieben.

Als Nachfolger erhielt — nach Pfarrverweser Ganter (1865/66) — am 19. Februar 1867 Pfarrer Ernst Schaible, ein Großneffe des Märtyrers, die Pfarrei, weil der Patronatsherr Adolf Freiherr von Neveu „den entsetzlichen Tod

des ehemaligen hiesigen Hirten dadurch sühnen wollte“. Am 28. Mai 1838 hatte er in Renchen das Licht der Welt erblickt und war am 9. August 1863 zum Priester geweiht worden. Unter ihm wurde 1868 das Pfarrhaus renoviert. Der 9. März 1875 war sein Todestag. Sein Grab befindet sich auf dem hiesigen Friedhof.

Das Jahr 1875 sah 3 Pfarrverweser: Karl Maurer, Julius Scherer und Ludwig Winterhalder. Von 1876 bis 1885 amtierte dann Pfarrer Landolin Kiefer, geboren am 6. September 1833 zu Friesenheim, geweiht am 4. August 1858 und investiert am 2. Mai 1876. Vorher war er Pfarrer in Marlen, wurde 1886 Domkapitular und starb am 22. März 1893 in Freiburg.

Ihm folgte nach kurzer Verwaltung der Pfarrei durch Pfarrverweser Werner Mauch am 29. August 1886 der am 19. Dezember 1842 in Schuttern geborene und am 4. August 1869 ordinierte Pfarrer Christian B o s c h, der vorher in Welchensteinach gewesen war. Als er am 25. August 1909 in den Ruhestand trat, versah zwei Jahre lang Pfarrverweser Heinrich Riffel die Pfarrei. Nach seinem am 9. Juli 1914 in Offenburg erfolgten Tode ließ sich Pfarrer Bosch im Schatten des hiesigen Friedhofskreuzes (links) bestatten. „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn“ (Phil. 1, 21) steht auf dem Grabstein.

Der von 1911 bis 1925 hier wirkende Pfarrer Friedrich Wilhelm K n e c h t war ein Neffe des Weihbischofs Friedrich Justus Knecht von Freiburg. In Konstanz am 25. Juni 1872 geboren, empfing er die Priesterweihe am 1. Juli 1896 und starb am 5. November 1936 in Friedrichsdorf bei Eberbach. Unter ihm wurde die Kinderschule 1912 erbaut und die Kirche renoviert. Auf einem Bild am Marienaltar ist er als Gast bei der Hochzeit von Kana dargestellt.

Dann kam Pfarrer Martin H i l d e b r a n d, am 10. Oktober 1887 geboren in Emmingen ab Egg (Hegau), ordiniert am 5. Juli 1911, in Windschlag von 1925 bis 1936. Er starb am 5. Juli 1955 in Freiburg und liegt in seiner letzten Pfarrei Welchensteinach begraben.

Während der Jahre des 2. Weltkrieges versah die Pfarrei von 1936 bis 1946 Pfarrer Wilhelm M a i e r, der am 2. März 1893 in Tauberbischofsheim zur Welt kam und am 20. Juni 1920 die hl. Weihe empfing. Seit 17. November 1946 war er Pfarrer in Grünsfeld (Dekanat Lauda).

Nach 3½jähriger Tätigkeit des Pfarrverwesers Josef Eidel, heutigen Pfarrers von Unzhurst (Ldkr. Bühl), wurde am 29. Mai 1950 Pfarrer Heinrich M ü l l e r investiert. Geboren am 24. Juni 1912 in Straßburg, hat sich der aus dem nahen Durbach stammende Seelsorger, der am 27. März 1938 ordiniert wurde, rasch in die Herzen der Pfarrkinder eingelebt. In seine Amtszeit fällt die Beschaffung eines neuen Geläutes mit vier Glocken, der Umbau der Orgel und die Renovierung des Gotteshauses. Gerade waren diese Arbeiten durch den Bau einer neuen Sakristei und der Heizung, sowie die Anlage des Platzes vor der Kirche zum Abschluß gebracht, da wurde der allseits beliebte Seelsorger am 25. Juni 1954, einen Tag nach seinem 42. Geburtstag, durch einen tragischen Motorradunfall in Kork jäh aus dem Leben gerissen. Zur letzten Fahrt in seine Heimat gab ihm die tiefbestürzte Pfarrgemeinde Windschlag das Geleit.

Am 29. Juli 1954 trat Pfarrverweser Franz Josef B r a u n seinen Dienst an.

In Bad Peterstal am 5. Februar 1912 geboren und am 2. April 1940 zum Priester geweiht, wurde der neue Pfarrherr am 13. Mai 1956 investiert. Seither erhielten Kirche und Orgeltribüne neuen Bodenbelag, das Hauptportal wurde neu gestaltet und ein eiserner Glockenstuhl mit elektrischer Läuteanlage beschafft. 1960/61 wurde das Pfarrhaus außen und innen renoviert. Am 22. Oktober 1961 feierten wir das 300jährige Bestehen der Patronatsherrschaft der Freiherren von Neveu, und am 7. November spendete Weihbischof Gnädinger 278 Kindern von Windschlag und Ebersweier das hl. Sakrament der Firmung. Das 125. Jubiläum der Weihe unserer Pfarrkirche wurde am 21. Oktober 1962 mit einem Festakt in der Turnhalle feierlich begangen. In der Zeit vom 8. bis 22. März 1964 fand hier die Gebietsmission des Dekanats Offenburg statt, die von zwei Patres des Dominikanerordens aus Freiburg i. Br. abgehalten wurde.

Auf der Evangelienseite im Chor der Kirche ist ein dreiteiliger Gedenkstein angebracht, der die Namen aller bis 1875 hier wirkenden Pfarrherren enthält. Es sind darauf verzeichnet die Geistlichen: Pfarrer Kepner, Michon, Schaible, Förster und Scherer, sowie Ernst Schaible. Im Mittelstück lautet die Inschrift:

„Kapitelskammerer und Pfarrer Karl Anton Schaible, ein guter Hirt. Als der Wolf kam, entfloh er nicht. Er gab sein Leben für seine Schafe. Unter den Schwertern zerfiel sein Leib in Stücke auf dem Felde bei Bohlsbach den 27. Juni 1796 und mußte 3 Tage unbeerdigt liegen bleiben.“

Sterbend und nach dem Tode — ein Märtyrer.

Gestiftet vom venerabeln Kapitel Offenburg, vom Armenfond Windschlag und von der Familie Schaible.“

III. Die Kirche

Schon 1462 wird eine Kirche in „Wintschlehe“ erwähnt, wo „Daniel von Diersperg den Kirchensacz und das jus patronatus besaß.“ Wie aus den Aufzeichnungen hervorgeht, stand bereits 1598 ein Gotteshaus an der gleichen Stelle wie heute. Im Laufe der Zeiten war es jedoch zu klein geworden für die wachsende Zahl der Gläubigen. Hatte die Pfarrgemeinde 1796 noch 420 Seelen, so waren es 1816 schon 632. In diesem Jahre berichtet der damalige Pfarrer Förster: „Die Kirche ist uralt, sehr klein und bey zunehmender Seelenzahl wurde dieselbe auch schon von undenklichen Zeiten her erweitert. Der Hochaltar nimmt im Chor (der alten Sakristei) soviel Platz ein, daß von demselben samt dem Bogen einschließlich nur noch 8 Schuh (2,40 m) übrig sind. Und was diesen kleinen Platz fast unbrauchbar macht, das sind die Glockenseile. Der Tabernakel ist wie auch der Taufstein in gutem Stande, noch besser die Orgel, die man schon für eine mit der Zeit größer zu bauende Kirche, deren Bau ich aber in wirklicher, bedrückter Lage nicht erleben will, vorbereitet hat.“

Unter seinem Nachfolger, Pfarrer Scherer, schritt man dann nach langen Vorbereitungen zum Neubau. Nachdem im Juni 1835 die 42 Fuß lange (12 m) und 30 Fuß (7 m) breite Kirche abgebrochen war, wurde der Gottesdienst in der vorderen Zehntscheuer des Freiherrn von Neveu abgehalten. Schon früher waren,

um genügend Raum zu gewinnen, das ebenfalls hier stehende Schulhaus und die Gemeindescheuer samt Spritzenhaus beseitigt worden. In der Übergangszeit verwendete man aus der alten Kirche 4 Kreuzstöcke, die Kirchenstühle, den Hochaltar, Beichtstuhl und Taufstein. Am 31. August 1835 wurde der Grundstein gelegt, der sich links neben dem Kirchenportal befindet. Eine in den Grundstein eingelassene Urkunde besagt, daß die Zeremonie vorgenommen wurde von dem damaligen Dekan Ries aus Ebersweier im Beisein des Oberforstmeisters Frhr. Anton von Neveu als Grundherrn, des Oberamtmanns Kern aus Offenburg und verschiedener Geistlichen aus der Umgebung. Die Einwohnerzahl war inzwischen auf 848 angewachsen, worunter sich 300 Kinder befanden. Seiner Festrede legte der Pfarrer den Satz zugrunde: „Die Religion lehrt uns, was gut und böse ist, was Gott will und was er verbietet; was Gott will, führt zum Glück, und was Gott uns verboten hat, führt zum Unglück. Die Sünde macht uns unglücklich und elend, Tugend hingegen macht glücklich und selig.“ Die Urkunde schließt mit den Worten: „Sollte diese Schrift je wieder ihren dunklen Kerker verlassen, so möchten unsere spätesten Nachkommen daraus noch weiter vernehmen, daß wir auf unserem gesegneten heimatlichen Boden in Liebe und seit langer Zeit in Frieden und Eintracht glücklich lebten. Sie möchten aus den Opfern, die wir zur Erbauung dieser Kirche brachten, schließen, daß uns ein religiöser Sinn belebte, der unsere Schritte heiligte, unserem Tun Glück und Segen brachte und uns in widrigen Tagen im Vertrauen auf Gottes weise und gütige Vorsehung aufrecht erhielt. Mußten wir auch, da nach lang anhaltendem, alles verheerendem Kriege endlich Frieden geschlossen wurde, noch das Hungerjahr 1817 erleben; haben auch zuweilen schädliche Naturereignisse, wie es z. B. im Jahre 1822 geschah, in welchem ein fürchterlicher Hagelschlag unsere Gemarkung nebst Umgegend gänzlich verwüstete, oder im Jahre 1824, in welchem eine große Überschwemmung viele hundert Familien in dem schönen Badner Land zu Bettlern machte, uns heimgesucht, so lächelte uns doch bald wieder das allgütige Auge des himmlischen Vaters liebevoll entgegen und mehrere aufeinanderfolgende fruchtbare Jahre machten Not und Trübsal vergessen. Mit ergiebigen Ernten sind wir schon viele Jahre gesegnet worden; auch ist voriges Jahr der Wein in solcher Güte gewachsen, wie er seit einem Menschenalter nicht war, und dieses Jahr scheint dem vorigen in jeder Hinsicht gleichkommen zu wollen. Alles dieses lehre unsere spätesten Nachkommen auf Gott vertrauen, durch Fleiß ihr Glück gründen, durch Sparsamkeit es erhalten, durch einen sittlich guten Wandel, durch unermüdliches Wirken einer unbefleckten Tugend und festen Rechtlichkeit sich die Achtung der Menschen und das Wohlgefallen Gottes erwerben. Dann wird, wenn auch unser Leib schon längst Staub geworden, unser Geist sie umschweben und sich erfreuen an ihrem häuslichen Glück und Seelenfrieden.

Philipp Scherer, Pfarrer,
Joseph Burger, Bürgermeister.“

Der Voranschlag für den Kirchenbau betrug 20 176.— fl. Bei der Steigerung wurden 183 Gebote abgegeben. Zuletzt erhielt den Zuschlag Maurermeister Georg Demuth aus Lahr um den Preis von 17 100.— fl. (41 040.— Mark) gegen Stellung

einer Kaution. Planung und Bauleitung hatte Regierungsbaumeister Rief. Die Kosten für Chor und Turm gingen zu Lasten der Grundherrschaft, während die Gemeinde für die übrigen Arbeiten einschließlich der Verzierungen und die Zufuhr des Baumaterials aufzukommen hatte. Dieses wurde aus den Steinbrüchen von Oberschopfheim, Diersburg und Zunsweier herangeschafft. Beschäftigt waren 20 Maurer, 6 Steinhauer, 10 Zimmerleute und 18 Handlanger. Als Zimmerplatz stellte Ankerwirt Bernhard Glaser seine Äcker zur Verfügung gegen eine Entschädigung von 25.— fl. Stukkateur Jakob Wilhelm aus Stetten bei Lörrach erstellte die Altäre, die Kanzel, 2 Beichtstühle, den Taufstein und 14 vergoldete Lichtstöcke zu 2760.— fl. Die Kirchenbänke fertigte Schreinermeister Gottfried Salm aus Lahr. Die Orgel wurde von Schachsel in Herbolzheim geliefert, die Kirchenglocke von Michael Krafft in Offenburg. Die Einweihung der Kirche fand am 11. Juni 1837 statt. In seiner Predigt legte der Pfarrer, begeistert von dem „herrlichen Tempel mit seinen hohen Gewölben, ruhend auf festen steinernen Säulen“ dar, daß „die öffentliche, gemeinschaftliche Verehrung Gottes ein notwendiges Bedürfnis für die sittliche Veredelung der Menschen sei; aber der Keim des Guten und Schönen, der hierbei ins Menschenherz gepflanzt wird, müsse auch im gesellschaftlichen Kreise und im Bereiche der Familien durch häusliche Andacht und gute Beispiele Kraft und Wachstum erhalten“.

Über die weitere Ausstattung bis zur glänzend gelungenen Renovierung im Jahre 1952 wurde bereits in der „Ortenau“ 1954 auf Seiten 43—48 berichtet. Was seither geschah, ist bei den beiden letzten Seelsorgern erwähnt.

Heute präsentiert sich die Kirche folgendermaßen:

Beim Neubau vor 130 Jahren hat man die drei untersten Geschosse des früheren Turmes benützt. Dieser erhebt sich in 4 Stockwerken und wird von einem Kreuzgiebeldach mit achteckigem, schiefergedecktem Helm abgeschlossen. An der Spitze ragt über dem Helmknäuel ein Doppelkreuz zum Himmel empor. Das Erdgeschoß (Chor der alten Kirche) enthält ein Rundbogenfenster, ebenso das 3. Stockwerk ein kleineres. Im Glockengeschoß befinden sich 4 romanische, gekuppelte Fenster, deren Mittelsäulchen Würfelkapitelle aufweisen; darüber ist das Zifferblatt der Turmuhr. Die dreieckigen Giebelflächen des Turmes sind mit einem Bogenfries verziert und von stilisierten Kreuzblumen gekrönt.

Der an den Turm sich anschließende Chorraum besitzt beiderseits 2 Fenster. Im erweiterten Langhaus spenden auf jeder Seite 5 Fenster, von denen das mittlere über der Seitentüre etwas erhöht liegt, das nötige Licht. Unter dem Dachgesims zieht ein Würfelfries entlang. Die Westfassade ist durch 2 Eck- und 2 Stützpfeiler, zwischen denen je ein Fenster liegt, gegliedert. Ein waagrechter Bogenfries verbindet die beiden Widerlager. Im Giebeldreieck, das durch einen aufsteigenden Bogenfries geschmückt ist und von einem Obelisken überragt wird, liegen 3 durch Säulen verbundene Rundbogenfenster in den Formen der Übergangszeit, welche die Orgelbühne erhellen. Der schmucklose Eingang der Vorhalle, zu der 8 Treppenstufen emporführen, erweitert sich staffelförmig nach außen. Über dem doppelten Holzportal steht im Tympanon die Bibelstelle Matth. 5, 24.

Das Innere ist durch 5 mit Arkaden verbundene Pfeiler in 3 Schiffe zerlegt.

Auf den hintersten Pfeilern, an denen auf Konsolen St. Anna, Elisabeth und Theresia von Lisieux stehen, ruht die Empore, die vordersten gehen in die Chorwand über. Die in Grau gehaltenen Sandsteinpfeiler sind abgefast und steigen auf wuchtiger Basis in 4 Teilen auf. Am Spiegel des mit schräger Schmiege versehenen Kapitells sind Rosetten aufgemalt. Darüber eine breit ausladende Kämpferplatte. In den Wandfries über den Arkaden sind auf beiden Seiten des Mittelschiffes 5 je 2 m hohe Medaillons eingelassen, welche von hinten nach vorn gesehen zur Rechten die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes symbolisieren (Kelch, Geißel, Herz Jesu, Dornenkrone, Kreuz), während links die Tugenden der Gottesmutter allegorisch ausgedrückt sind (Ergebung, Frömmigkeit, Herz Mariä, Reinheit, Demut). Haupt- und Seitenschiffe enthalten je 5 Kreuzgewölbe, deren Schlußstein durch eine Rosette gebildet wird.

Vier Stufen führen zum oktogonalen Chor, dessen Bogen die Worte: „Komm, Herr Jesus“ (Apg. 22, 20) trägt. Links das Denkmal des im 2. Teil erwähnten Pfarrers Karl Anton Schaible, rechts 3 Vesperstühle und der Kredentzisch. Oben in der Apsis hängen 5 je 2,70 m hohe Bilder von Wilhelm Dürr aus Villingen (Verkündigung, Weihnachten, Christus am Kreuz, Ostern und Pfingsten). Über den 3 mittleren Gemälden sind Plaketten der Propheten Isaias, Jeremias und Johannes des Täufers. An den Chorfenstern sind die Symbole der 4 Evangelisten angebracht. Der Hochaltar ist in romanischen Formen gehalten und schließt den Tabernakel mit einem Kuppelaufbau ab, worüber ein Pelikan thront, während in den 4 Nischen Statuen des hl. Petrus, Konrad von Konstanz, Pankratius und Paulus aufgestellt sind. Zu beiden Seiten der Kuppel anbetende Engel, am Antependium ein Agnus Dei. Neben den Chorpfeilern St. Theresia von Avila und der hl. Franziskus von Assisi. Auf der Epistelseite ist das Wappen der Grundherrschaft von Neveu angebracht.

Über den in den Schiffen befindlichen romanischen Seitenaltären ist das Leben der Gottesmutter und des hl. Josef in Wandgemälden dargestellt. Auf dem Marienaltar eine Skulptur Maria mit dem Kinde und die hll. Dominikus und Katharina von Siena. Am Josefsaltar St. Wendelin und St. Antonius von Padua. An den Schranken der romanischen Kanzel die 4 Evangelisten. Beichtstühle und Taufstein ebenfalls im romanischen Stil. In der Mitte der Seitenschiffe auf der Epistelseite das Denkmal der 1914/18 Gefallenen mit St. Michael, weiter ein Relief des hl. Bruders Konrad von Parzham, gegenüber eine Pietà mit den Namen der Opfer des 2. Weltkrieges und eine Nachbildung der Maria-hilf-Ikone von Sant' Alfonso in Rom. Die 14 Kreuzwegstationen stammen ebenfalls von Kunstmaler Wilhelm Dürr. Zu beiden Seiten des Portals sind an der Innenwand 2 Gemälde von Lambert Sachs aus Mannheim mit dem Kirchenpatron Pankratius und Maria mit dem Jesuskinde. Die Orgel wurde 1951 von Johann Kaut in Waldkirch umgebaut und erweitert. Schon im Jahre 1950 hatte die Fa. B. Grüninger Söhne in Neu-Ulm als Ersatz für die drei dem Kriege zum Opfer gefallenen Glocken¹⁾

¹⁾ Zwei in den Tönen e und h mußten abgeliefert werden, die dritte auf den Ton g abgestimmte wurde 1950 verkauft. Sie trug die Inschrift: „Matthaeus Edel zu Strasburg Gos Mich 1779. Der Gemeind Windschleg gehoer ich. Anton Joggers, Schultheis.“

ein neues, vierteiliges Geläute geliefert, das in den Tönen es-ges-as-b harmonisch erklingt. Die große Glocke im Gewicht von 1100 kg ist Maria, der Königin des Friedens, geweiht, die zweite mit 600 kg dem hl. Josef als Beschützer der christlichen Familien, die dritte, die 400 kg wiegt, dem Kirchenpatron St. Pankratius, dessen Bekennermut in der Inschrift angerufen wird, und endlich die kleinste mit 300 kg den Schutzengeln, die unsere Jugend in den Gefahren der Zeit bewahren sollen.

*

D.

Eine ergötzliche Begebenheit aus der Kulturkampfzeit erzählt uns der 1854 in Johannisberg geborene und 1930 in St. Märgen verstorbene Schulmann und Schriftsteller Peter Scherer. In seinem 1928 im Herderverlag erschienenen Buch „Im alten frohen Rheingau“ findet sich aus seiner Straßburger Studentenzeit auf Seite 109/11 folgender Bericht:

„An einem Sonntag schlug Adolf Gröber (der spätere württembergische Zentrumsführer) vor, mein Freund Logarithmus (Kneipname eines Philologiestudenten), der als Einjähriger bei den Württembergern diente, und ich sollten ihn nach Windschlag (zwischen Appenweier und Offenburg) begleiten; er habe dem dortigen Pfarrer (Landolin Kiefer?) Grüße von einem geistlichen Freund in Stuttgart zu bestellen. Als wir in Windschlag den Zug verließen, fragten wir einen Jungen, wo das Pfarrhaus sei. Statt uns die gewünschte Auskunft zu geben, machte er spornstreichs kehrt und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, ins Dorf. Wir fanden das Pfarrhaus in offenbarer Bestürzung, die Haushälterin sah uns mit feindlichem Mißtrauen an und erklärte mit großer Giftigkeit, sie wisse nicht, ob der Herr Pfarrer zu Hause sei. Auf jeden Fall nehme er des Sonntags keinen Besuch an usw. Ärgerlich über den unhöflichen Empfang erklärte Gröber kurz angebunden, weshalb wir gekommen seien, ersuchte den weiblichen Zerberus, dem Herrn Pfarrer die entsprechenden Mitteilungen zu machen, und wandte sich der Haustür zu. In diesem Augenblick trat aus dem nächsten Zimmer ein ältlicher geistlicher Herr, stellte sich als Hausherr vor, bedankte sich bei Gröber für die Grüße seines lieben Freundes und bat uns mit größter Herzlichkeit, doch bei ihm einzutreten. Die Köchin, die mit offenem Munde dabeistand und über das Entgegenkommen ihres Herrn wie über etwas ganz Unbegreifliches staunte, empfing die Weisung, für gute Bewirtung zu sorgen. Dann kam die Aufklärung.

Es war damals die Zeit des heißesten Kulturkampfes. Der Kaplan war wegen Vergehens gegen den sogenannten Kanzel- oder Lutzparagrafen angeklagt, was natürlich jedes Kind im Dorf wußte. Der Junge am Bahnhof hatte uns für eine Kommission angesehen, die den Kaplan verhaften wolle, und diesem schleunigst die Meldung gemacht, der Amtsrichter (Gröber) komme mit einem Schreiber (meine Wenigkeit) und dem Gendarmen (Einjähriger Logarithmus), um den jungen Priester zu holen. Nun war des Lachens kein Ende, der Kaplan, der sich in einem Nachbarhause versteckt hatte, wurde herbeigerufen, und es gab einen vergnügten Sonntagnachmittag.

Mit diesem tragikomischen Erlebnis, das sich ja harmlos und heiter von dem trüben Hintergrund einer schweren Zeit abhebt, mag meine Plauderei schließen.“

Der Neunundvierziger

Die historische Bedeutung des Renchener Revolutionärs

Amand Goegg

von Rolf G. Haebler

Wer „Achtundvierziger“ gewesen ist, das weiß man in Baden — soweit man überhaupt noch die dramatische Geschichte des Raumes in der deutschen Südwestecke kennt, bevor man ihm mit leicht anerkennendem Lächeln den Namen „Das Musterländle“ verlieh. Aber eigentlich ist die Sache gar nicht spaßhaft gewesen, und in der nationalen Tragikomödie, die sich die Deutsche Revolution 1848/49 nennt, ist dies kleinbürgerliche Baden nicht minder schon so etwas wie Vorbild und Muster einer biedermeierlichen Volkserhebung gewesen; zumal was 1848, den Heckerputsch und, im September, den beinahe schon grotesken Struveputsch angeht. Nicht ganz zu Unrecht sprach man später von jenen Tagen als dem „tollen Jahr“.

Wenn es dann 1849 anders ging, wenn hier, mindest in der Anlage und Planung, das Revolutionäre schon zu seiner eigenen, politischen und sozialen Struktur entwickelt worden war, dann ist dies das auch heute noch kaum gewürdigte Verdienst eines Mannes gewesen, den selbst manche, die glauben, etwas von 1848/49 zu wissen, kaum dem Namen nach recht kennen: das Verdienst des Renchener Amand Goegg.

Schon als Heidelberger Student

Amand Goegg war einer der wenigen geborenen Badener unter den leitenden Persönlichkeiten jenes letzten Versuches, vom Volk her nationale Einheit und demokratische Freiheit im Deutschen Bund zu schaffen: letzter Widerstand gegen die Erwürgung der deutschen Volksrechte durch die Armeen der deutschen Monarchen. Schon als junger Student hatte der Renchener Freiheitsmann einmal von sich reden gemacht, und es war bezeichnend für ihn, wofür er bestraft werden sollte. Im Jahre 1843, bei der 25-Jahr-Feier der Badischen Verfassung, trat Goegg als Student in Heidelberg im Namen seiner Kommilitonen aus allen deutschen Ländern dafür ein, daß bei dieser Feier eine Werbung für die Idee einer Deutschen Nationalvertretung auf die Tagesordnung gesetzt werden solle. Diese Forderung galt im Metternich-Deutschland als Staatsverbrechen, und so wurde gegen den Studenten Goegg ein Verfahren eingeleitet.

Goegg ging später als Finanzpraktikant in den badischen Staatsdienst. Im Jahre 1848 trat er innerhalb der demokratisch-republikanischen badischen Bewegung nicht



Amand Goegg
als Heidelberger Student.

hervor. Als aber Ende des Jahres 1848 nach dem Sieg der Gegenrevolution in Wien und in Berlin und den Kämpfen um die Verfassung in Frankfurt die Gegensätze sich immer stärker zuspitzten und das politische Problem einer neuen Erhebung des Volkes für Einheit und Freiheit erneut gestellt war, entschloß sich Goegg, seinen ganzen Idealismus und seine ganze Kraft in den Dienst der organisatorischen Vorbereitung einer neuen, entscheidenden Revolution zu stellen. Es war ihm klar, daß er als Staatsbeamter dadurch seine Existenz aufs Spiel setzte. Im politischen Leben Badens aber gab es für einen solchen tatkräftigen Mann große Möglichkeiten, eine führende Rolle innerhalb der badischen äußersten Linken zu spielen: nach dem Heckerputsch im Frühjahr 1848 und dem Struveputsch im Herbst des gleichen Jahres saßen die meisten badischen Demokraten und Republikaner in Haft oder lebten in Frankreich, in der Schweiz oder wie Hecker in Amerika als Emigranten. Aus der Reihe der bekannten Persönlichkeiten, welche in Baden die Radikalen genannt wurden, waren eigentlich nur noch Brentano und der alte Itzstein politisch tätig.

Das Renchener Treffen

So kam es, daß der junge Goegg sehr bald in der politischen Organisation der Linken, in dem „Volksverein“, eine Rolle spielte. Diese Vereine waren an Pfingsten in Frankfurt auf dem „Demokraten-Kongreß“ für ganz Deutschland gebildet

worden. Vorort für Baden war Mannheim, Vorsitzender waren Brentano und am Anfang der Assessor Florian Moerdes, die aber beide sich wenig um die Organisation kümmerten. Hier griff nun Goegg ein, und nichts kennzeichnet wohl seinen klaren politischen Blick mehr, als die Tatsache, daß er schon gegen Ende 1848 zwei praktische Ziele zu erreichen sich vornahm: erstens eine straffe Organisation aller entschieden demokratischen Bürger des ganzen Landes und zweitens eine ebenso straff organisierte Agitation demokratischer Ideen unter dem badischen Militär.

Der Aufstand Heckers war vor allem dadurch mißlungen, weil hinter ihm keine genügend starke bewaffnete Macht stand: dieser Fehler mußte vermieden werden, und ebenso das Fehlen einer zureichenden, frühzeitig ausgebauten Organisation innerhalb der Bürgerschaft, die in jeder Gemeinde eine Zelle revolutionärer politischer Macht darstellen konnte. Beides mußte von einer aktiven politischen Zentrale aus geleitet werden. Aus diesem Grunde berief Goegg in den Weihnachtstagen 1848 ein Treffen nach Renchen ein, auf welchem etwa 150 Delegierte der Volksvereine aus zehn Amtsbezirken erschienen.

Eine Revolution wird vorbereitet

Die Radikalen in der demokratischen Linken Badens, und unter ihnen nicht zuletzt Amand Goegg, hatten aus dem Zusammenbruch des Heckeraufstandes und des Struve-Putsches vom September 1848 einiges gelernt. Insbesondere hatte man die Methoden revolutionärer Propaganda studiert, die in Frankreich den Sieg der Februarrevolution ermöglicht hatten; in der Geburtsurkunde des Brentano-Goeggschen „Volksvereins“ vom 7. Januar 1849 stand es sogar schwarz auf weiß als Leitsatz zu lesen: „Ebenso wurde in Frankreich die Februarrevolution durch die im ganzen Land bestandenen politischen Clubs und durch die große Verbreitung der politischen Tagesblätter vorbereitet, und als kaum der Kampf in Paris zu Ende war, standen schon allerorts durch ganz Frankreich die im voraus bezeichneten Männer der republikanischen Partei an der Spitze der Bewegung und führten rasch die Beschlüsse der provisorischen Regierung aus.“

In den „badischen Clubs“ — den Volksvereinen — standen vielfach neue, jüngere Männer an der Spitze, denn ein großer Teil der führenden Persönlichkeiten der badischen Revolution von 1848 befand sich als Emigranten — wie etwa Hecker — jenseits der Grenzen, oder saß im Gefängnis. Fast alle waren Anfang 1849 noch in Untersuchungshaft, etwa 5000 waren es ursprünglich gewesen. Unter den neuen Männern der badischen Linken gab es jetzt auch eine Anzahl sozialistisch-kommunistisch eingestellter Persönlichkeiten, wie etwa den früheren Lehrer Stay, die über die Lehren des „utopischen Sozialismus“ in der Art Proudhons oder Louis Blancs hinaus sich dem eben proklamierten Marxismus angeschlossen hatten: seit dem 1. Juni 1848 gab Karl Marx die „Neue Rheinische Zeitung“ als das politisch radikalste Blatt der deutschen Radikalen heraus.

Parlament oder direkte Aktion?

Goegg legte der Versammlung den Plan einer neuen, straffen Organisation vor. Als Präsidenten schlug er Lorenz Brentano vor: und mit eben diesem Vorschlag

bewies sich Goegg als kluger, politischer Taktiker. Denn er wußte sehr wohl, daß seine Ideen und Pläne nur durchzuführen waren, wenn an der Spitze des „Badischen Volksvereins“ ein Mann von größter Popularität stand, und dieser Mann war damals Brentano. Als Advokat bei politischen Prozessen vor und nach 1848, in den Debatten der Karlsruher Kammer, im Frankfurter Parlament, und hier namentlich durch sein Eintreten für den im Badischen volkstümlichsten Helden der Freiheit, für Hecker, hatte Brentano landauf, landab in allen Kreisen der entschieden Liberalen, der Demokraten und Republikaner sich einen großen Namen erworben. Aber Goegg wußte auch, daß Brentano nicht der Mann der praktischen politischen Arbeit und schließlich auch nicht der einer revolutionären Aktion war. Brentano war Advokat, Parlamentarier: sein Ziel war, auf konstitutionellem Weg das Ministerium Bekk zu stürzen und so die Linke zur Macht zu bringen, um dann mit einer neuen Verfassung, die sich an die Frankfurter anschließen sollte, ein betont demokratisches, aber immer noch monarchisch-konstitutionelles Regime zu etablieren.

Goegg aber erstrebte die direkte Aktion und die Republik. Deshalb wollte er in Renchen für sich „nur“ den Platz des zweiten Vorsitzenden, der aber der organisatorische Leiter sein sollte; deshalb sorgte er dafür, daß in die Gesamtleitung entschieden republikanisch gesinnte Männer kamen, darunter einige badische Politiker, die eben aus dem Gefängnis gekommen waren; deshalb wurde der Sitz des „Büros“ nach dem stets radikalen Mannheim gelegt.

Pressefreiheit, Grundrechte und Schwurgerichte

Die politische Arbeit der „Volksvereine“, von Goegg straff geleitet, stützte sich auf das neue Machtmittel der Pressefreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechts, das durch den § 30 der Frankfurter Grundrechte allgemeines deutsches Recht geworden war. Innerpolitisch ging der Kampf vor allem gegen die liberal-konstitutionelle Regierung Bekk, wobei man in der schärfsten, unverhüllt revolutionären Tonart sprach: „Das Lumpenministerium in Paris tritt so wenig ab, als unser Baptist Bekk abgetreten ist, obgleich ihn das ganze Land angespöen hat. In neuerer Zeit treten Minister und Regenten nicht mehr ab, sie werden bloß noch geköpft.“

Den stärksten Auftrieb erhielt die politisch-revolutionäre Spannung in Baden im März 1849 durch den Beginn der Schwurgerichtsverhandlungen gegen die führenden Männer des Heckeraufstandes: ein Jahr nach der Revolte. Zwar war schon am 16. Mai des vorhergehenden Jahres durch Gesetz bestimmt worden, daß das Hofgericht des Oberrheinkreises in Freiburg alle seit dem März 1848 begangenen politischen Verbrechen untersuchen und unter Zuziehung von Geschworenen aburteilen sollte. Aber erst Anfang 1849 schloß das sehr langsam arbeitende Gericht die Untersuchungen ab.

Die Verhandlungen, die am 20. März 1849 begannen, glichen Volksversammlungen: so groß war noch nach einem Jahr das öffentliche Interesse. Das hatte seine besonderen Gründe. Denn mit Bürgern besetzte Schwurgerichte war 1848

eine der revolutionären Forderungen gewesen, die von der Regierung übernommen worden waren: eine Ironie der Geschichte, daß die ersten dieser neuen „Volksgerichte“ just „die Putschisten von 1848“ abzuurteilen hatten!

Die Verteidigung hatte der Mannheimer Anwalt und der Vorsitzende der badischen Volksvereine, Brentano, übernommen, der mit seiner juristischen Beredsamkeit sich rasch Volkstümlichkeit nun auch in Oberbaden erwarb, wiewohl er für seine beiden Klienten, Struve und Blind, die als erste abgeurteilt wurden, keinen Freispruch erzielte. Aber ihre acht und fünf Jahre Zuchthaus brauchten sie in Bruchsal nicht abzusetzen: wenige Wochen später befreite sie die Revolution und führte den linksintellektuellen Balten Struve zu seiner hübschen, für Rastatter Offiziere gefährlichen Madame in die Festung der revoltierenden Rekruten, Einstände und Unteroffiziere zurück.

Goegg revolutioniert das badische Militär

Nicht minder bedeutsam, ja, vielleicht machtpolitisch das entscheidendste Moment in der planmäßigen Vorbereitung der zweiten republikanischen Erhebung Badens war die sehr bewußte Agitation, die Goegg bei den Mannschaften und Unteroffizieren des badischen Militärs entfaltete. An Stoff zu propagandistischer Auswertung in der Richtung auf eine Militärrevolte fehlte es bei den Zuständen in den Kasernen nicht: Prügel, grobe Behandlung, Gamaschendienst, pedantische Fuchserie, dumme Überheblichkeit der Offiziere, grausame und entehrende Strafen waren Tatsachen, denen gegenüber die neuen Lehren von den Soldatenfreiheiten und Soldatenrechten als erstrebenswertestes Ziel selbstverständlich revolutionär wirken mußten. Dazu kam, daß infolge der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht — eine demokratische Forderung gegenüber dem „Einstehewesen“ — und durch die Erhöhung der Kompanien von 60 auf 200 Mann 1848 eine Menge junger Rekruten eingezogen wurde, junge Badener, die in den „Volksvereinen“ soeben ihre politisch-revolutionäre Schulung erhalten hatten.

Indessen hatte Amand Goegg mit nicht minderer Tatkraft und überlegender, überlegener, organisierter Planung den zivilen, den bürgerlichen und, soweit man dies im damaligen Baden sagen konnte: proletarischen Bereich erfaßt und ideologisch für einen neuen Volksaufstand reif gemacht.

Badische Soldaten und demokratische Freischärler marschieren für die freie deutsche Republik!

In kurzer Zeit, in wenigen Wochen, hatten sich im badischen Land über 400 Volksvereine mit 35 000 Mitgliedern gebildet, dazu kamen noch zahlreiche Arbeiter- und Turnvereine, die korporativ beitraten. Die Leitung war straff durchorganisiert: vom Landesausschuß über acht Kreisausschüsse zu dem Ausschuß eines jeden Amtsbezirks. Die Brentano-Goeggischen Volksvereine hatten bald die „Ordnungspartei“ des Ministeriums Bekk, die „Vaterländischen Vereine“ — ursprünglich eine Gründung Heckers — weit, weit überflügelt. Mit Recht stellte



Amand Goegg als redogewandter Revolutionär von 1849. Setzte die 16 Forderungen auf der Offenburger Volksversammlung am 13. Mai 1849 durch. In der Hand das Dokument darüber. Der leidenschaftliche Agitator trieb das Volk in 400 Versammlungen zur Erhebung. Siehe auch das Altersbild im Aufsatz Baader, Die Ortenauer Heimatstuben 1965, in diesem Band.

Klischee: Stadtverwaltung Rastatt

Staatsminister Bekk später in seinem umfangreichen Werk über die badischen Volkserhebungen fest, daß „der Landesausschuß“ — Goegg — „von Mannheim aus mit mehr Autorität im Lande regierte, als das Ministerium von Karlsruhe aus“.

So bedurfte es in den Frühlingstagen des Jahres 1849 in Baden nur noch eines äußeren Anstoßes, um den unter der Oberfläche schwelenden Brand zum offenen Feuer werden zu lassen. Am 28. März wurde der König von Preußen von der Frankfurter Nationalversammlung zum erblichen Kaiser der Deutschen ausgerufen. Wenige Tage später lehnte Friedrich Wilhelm IV. diese kaiserliche Krone ab. Die badische Antwort war: Revolution für eine freie deutsche Republik.

Organisation, Wille und die revolutionäre Macht des Amand Goegg ward politische Wirklichkeit*). Gewiß: Die badische Revolution des Amand Goegg scheiterte. Trotzdem: historisch war sie eine große, kühne Tat. Denn wer die revolutionäre Planung bei Goegg studiert, wird zu Babeuf und dem Club der Gleichen von 1789 und 1793, zu den kommunistischen Konstruktionen der französischen Utopisten zurückkommen — und bei Karl Marx dort landen, wo dieser kritische sozialistische Historiker die Pariser Kommune von 1871 analysiert: eine lehrhafte Diagnose, die unmittelbar zu Lenin und seinen revolutionären Planungen in der Schweizer Emigration und zu den Methoden des siegreichen Bolschewismus um 1917 führt.

*) Über weitere Schicksale von Amand Goegg siehe „Die Ortenau“ 1963, Seite 249. Ferner: Friedrich Lautenschlager, Amand Goegg, ein badischer Achtundvierziger / Zur Hundertjahrfeier der deutschen Revolution von 1848/49. ZGORh. NF. 57. Bd. 1948.

Die Grafschaft Gengenbach

von Karleopold H i t z f e l d

17. Kapitel (Schluß) der „Wirtschaftlichen Grundlagen der Abteiherrschaft Gengenbach“*)

Nach den Erörterungen in den vorausgehenden Kapiteln ist jetzt der Ort erreicht, über die Grafschaft Gengenbach Klarheit zu gewinnen.

Treffen die Ergebnisse F. Baumanns zu oder nicht? Das Kloster habe bereits vor dem Aussterben der Zähringer die gesamte Grafschaft Kinzigdorf-Ottenheim besessen, das Reich sei hier nur durch die Kastvogtei zu einem abgeleiteten Recht zurückgelangt. Diese Grafschaft sei mit der Grafschaft Swigenstein des Klosters Gengenbach identisch¹⁾).

*) Die früheren Kapitel siehe „Die Ortenau“ 1958, 1959, 1961, 1962, 1963, 1964.

¹⁾ E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds und der angrenzenden Landschaften, 1892, 208 und 220. In diesem Werk sprach Gothein auch vieles über das Kloster Gengenbach. Darunter war sehr viel Irriges.

Gegen diese Auffassung wandte sich aber E. Gothein. Als Ergebnis seiner Untersuchungen erklärte er: „Wir haben also davon abzusehen, daß der Immunitätsbezirk des Gotteshauses eine alte Grafschaft, und daß sein Dinggericht ein Gaugericht sei. Das Kloster selber und die Immunität (= Freistellung von übergeordneten Behörden) hatten ferner den Kastvogt. Das war immer der Inhaber der öffentlichen Gewalt in der Grafschaft gewesen, zuerst die Zähringer, dann der Kaiser, jetzt der Landvogt auf Ortenberg.“²⁾

Viele spätere Historiker übernahmen die Ansicht Gotheins.

Damit traf aber niemand das Richtige. Wir müssen daher diese Frage von Grund auf zu erkennen suchen. Beginnen wir mal mit dem wichtigen Bruchstück der Urkunde Karls III. (vor 888). Der in den *Monumenta Germaniae*³⁾ veröffentlichte Text ist nur ein Teil der weit umfangreicheren Urkunde. Von dem Wortlaut soll uns hier nur mal die Ortsbezeichnung des Klosters Gengenbach ansprechen. „Ein Kloster namens Gengenbach im Gau Mortenau am Kinzigfluß gelegen.“⁴⁾ Die Gaeinteilung war damals zugleich die staatliche Verwaltungseinteilung und deshalb brauchte, um die besondere Stelle im Gau zu bezeichnen, nur noch hinzugefügt zu werden „am Kinzigfluß“. Das ist also eine rein erdkundliche Besonderung.

Im Jahr 1007 schenkte Kaiser Heinrich II. die Abtei Gengenbach dem Bistum Bamberg⁵⁾. Verschenken konnte er nur ein königliches Eigenkloster, und das war Gengenbach (*abbatiam nostri iuris* = Abtei unseres eigenen Rechts). Mit dieser Schenkung und Zu-Eigentum-Gabe verzichtete der Kaiser auf ein Reichsgut. Das Reich hatte also künftig keinerlei direkte lehensherrliche Rechte mehr über das Kloster und seine Besitzungen, sondern von jetzt an über das Bistum Bamberg. Gengenbach seinerseits wurde dadurch ein Eigenkloster des Bistums Bamberg oder, wie die Urkunde dieses neue Rechtsverhältnis bezeichnete: „Der Bischof Eberhard von Bamberg und seine Nachfolger haben von jetzt an *liberam potestatem* über die Abtei Gengenbach.“ *Libera potestas* bedeutete freie Verfügungsgewalt über die Abtei, wie sie zuvor der deutsche König besessen hatte. Andere übergeordnete oder teilweise übergeordnete Gewalten, etwa ein Gaugraf, gab es also nicht. Bei der Schenkung der Abtei an Bamberg blieben selbstverständlich die bisherigen Rechte des Abtes und des Gotteshauses gewahrt.

In dieser Schenkungsurkunde von 1007 wurde die Abtei folgendermaßen be-

was im Verlauf der vorliegenden Untersuchung richtiggestellt werden mußte ohne jedesmaligen Hinweis auf Gotheins Stellungnahme. Bei Abweichungen habe ich ausgiebig die Quellen zitiert.

2) Gothein, a. a. O., 224 f.

3) *Monumenta Germaniae Historica*; Urkunden der Deutschen Karolinger Bd. 2 Karoli III. Diplomata Nr. 192, 324 f., vor 888. Dort ausführlich die Überlieferung. Nur der erhaltene Teil der Urkunde wurde bei der Plünderung des Klosterarchivs im Jahre 1233 gerettet. Vgl. Schulte *Acta*, 104. Die Bemerkung „*sicut presens rerum probat evidentia*“ läßt erkennen, daß Teile der zerrissenen Urkunden-Texte gerettet werden konnten.

4) *Quoddam coenobium nomine Gengenbach in pago Mortenaugiensi iuxta fluvium Kintziha situm*, MG *Diplomata* a. a. O., 325.

5) U. vom 1. November 1007, MG *Urkunden der Deutschen Könige und Kaiser*, Band III, *Henrici II et Arduini diplomata* Nr. 167 und ff.

schrieben: „Die Abtei im Gau Mortenau gelegen und in der Grafschaft des Grafen Hessinus.“⁶⁾

Die Abweichung gegenüber der vergleichbaren Bezeichnung in der karolingischen Urkunde ist bemerkenswert. Wenn die Abtei in der Grafschaft des Hessinus lag, konnte sie eben nicht diese Grafschaft innegehabt haben. Im übrigen jedoch ist der Zusatz „in der Grafschaft des Hessinus“ ebenso *erdkundlich* aufzufassen wie in der Karolinger-Urkunde der Zusatz „an der Kinzig“, d. h. er soll den geographischen Raum bezeichnen, nicht jedoch die rechtliche Zugehörigkeit in den Amtsbereich eines Grafen. Die völlig freie Verfügungsgewalt, unbeschränkt durch Grafenrechte, hatte Heinrich II. ja an Bamberg übertragen.

Die Bestätigungsurkunde Kaiser Konrads II. von 1025 hatte an dieser Stelle den gleichen Text wie die Heinrich-Urkunde, nur daß der Name Hessinus durch den Namen des damaligen Grafen Berthold ersetzt wurde⁷⁾. Sonst gilt für sie dasselbe, was eben von der Grafschaft des Hessinus gesagt wurde.

Bei der Gerichtsherrschaft erfuhren wir, daß die gesamte Klosterherrschaft aus jedem öffentlichen Gerichtsbezirk herausgenommen war, also aus jedem möglichen Gerichtsbezirk irgendeines Grafen^{7a)}. Das war die Immunität des Klosters. Wohl war damit das Kloster für seine ganze ausgedehnte Grundherrlichkeit der Zuständigkeit des Grafen entzogen, allein der Abt war diesem doch noch nicht rechtlich gleichgestellt in seiner Grundherrschaft, wenn er darin auch tatsächlich dessen Befugnisse ausübte. Er besaß einzelne Rechte, aber noch nicht ausgesprochenenmaßen den Bezirk (die „Graveschaft“) und damit das Amt eines Grafen als Amt im dazugehörigen Raum.

Die Besitzurkunde Innozenz' II. von 1139 übernahm die Formulierung aus der Karolingerurkunde: „Das Kloster in Gengenbach, das im Gau Mortenau am Kinzigfluß gelegen ist.“⁸⁾ Also auch in dieser Zeit hatte der Abt noch keinen Grafschaftsbezirk und damit auch noch nicht den rechtlichen Rang eines Grafen. Wann aber hat er diesen bekommen?

Zum erstenmal war davon in eigenen Worten die Rede in dem großen Königsweistum vom Mai 1275, das wir deshalb die Grafschaftsurkunde nannten. Durch sie bestätigte König Rudolf von Habsburg das in offenem Gericht zu Gengenbach verhörte Weistum der Abtei, zugleich aber auch das Grafschaftsrecht: „Über das zu Anfang Gesagte hinaus hat das Gotteshaus und der Abt die Grafschaft zwischen Velletürlin und Swigenstein.“⁹⁾

Die Grafschaft muß natürlich durch eine besondere Urkunde übertragen worden sein, aus der wir die besonderen Einzelheiten entnehmen könnten. Sie ist nicht mehr erhalten. Es fehlen auch alle Anhaltspunkte für die Zeit ihrer Ausstellung.

6) Quaedam Abbatia Gengenbach in pago Mortenowa sita et in comitatu Hessini comitis, ebenda.

7) U. vom 12. Januar 1024, HSt München, Kaisersselect Nr. 317.

7a) Siehe Ortenau 1962 S. 144 ff.

8) Migne, Patrologia Latina Bd. 179, 405.

9) Her über hat das gotteshus unde min herre der abbet die graveschaft zwischent Velletürlin unde Swigenstein ane (= ohne) die nün (9) huoben, die ze



Der Umfang der einst stark befestigten Altstadt Gengenbach ist mit Hilfe der drei heute noch vorhandenen Stadttore gut erkennbar. Die breite Straßenfläche der Mittelachse trennte die beiden vom Mauerring umschlossenen Gemeinwesen, links die bürgerliche Reichsstadt, rechts die kleinere Abteissiedlung war die Zentrale der Grafschaft.

Freigegeb. v. B. St. M. f. W. u. V. G 51433

Vor 1272 lag das sogenannte Interregnum, d. h. die Zeit, als der deutsche König wenig in Erscheinung trat. Aber schon seit den dreißiger Jahren des 13. Jhs. hatte die Abteiherrschaft viele Nachteile zu erleiden in den wilden Kämpfen der letzten Staufer. In jener Zeit wurden im Bereich der Ortenau als einem Brennpunkt des Reiches verschiedene Besitzungen und Rechte von den Königen und Gegenkönigen gegen Geld- oder Truppenhilfe einfach vergeben, zuweilen ohne daß die Rechtslage hinreichend geprüft wurde. Damals erlitt die Abtei Gengenbach als Stelle des schwächsten Widerstandes merkbare, nie wieder eingebrachte Verluste¹⁰⁾. Die meisten konnte auch König Rudolf nicht rückgängig machen.

Der Abt hatte öfters Veranlassung, dem König zu melden, daß gerade die Vögte und die Sonderbeauftragten des Reiches das Kloster im Bezug seiner Zehnten und Zinse behinderten durch Beschlüsse ihrer eigenen Gerichte. Das war

Olesbach ligent, die umbe die selbe graveschaft gewihselst (= eingetauscht) wurdent. RI 1275, 10; FU 4 Nr. 485, 441; L II 1331, 1; M 1516, 1. Siehe auch Ortenau 1962 S. 145 ff., 151, 153; 1963 S. 138.

¹⁰⁾ Siehe die Urkunden Rudolfs I. vom 9. Dezember 1275 und 19. März 1286, Regesta Rudolphi Nr. 216 und Ergänzung 1 Nr. 1215; Ortenau 1927, 116 f. Durch die Urkunde vom 19. März 1286 wurde der Abtei der ihr entzogene Mooswaldbezirk wieder zurückgegeben.

freilich gegen die herkömmlichen Rechte des Klosters. Es war ein aus zu geringer Kenntnis der Rechtslage oft wiederholter Versuch, das Kloster irgendwie unter der Zuständigkeit der königlichen Grafen oder deren Unterorgane zu sehen, weil deren Wirkungsbereich im Gebiet der Klosterherrschaft so enge Grenzen hatte, daß sie es nicht für wahr haben wollten¹¹⁾. Der König hat dies ausdrücklich abgestellt. Er hat auch einen glücklichen Weg gefunden, dem Gotteshaus einigermaßen Ruhe zu verschaffen und es zufriedenzustellen, indem er dem Abt und dem Kloster einen Grafschaftsbezirk übertrug. Den mußte er erst bilden. Überraschenderweise war es aber nicht der gesamte Bereich der abteilichen Grundherrschaft, der den vollständigen Umfang des klösterlichen Immunitätsbezirkes darstellte. Vielmehr umfaßte die „Grafschaft“ nur einen Teil davon, nämlich den Bezirk zwischen Schwigenstein und Velletürlin. Das kostete ihn und das Reich eigentlich kaum etwas und schaffte doch zahlreiche Möglichkeiten zu unnötigen Zuständigkeitskonflikten aus der Welt. Der Abt besaß ja bereits alle wichtigen Grafenrechte, wie er urkundlich nachweisen konnte.

Was gehörte nun alles zu diesem neuen Grafschaftsbezirk? Dem Wortsinn und der sonstigen damaligen Übung entsprechend würde dies bedeuten: Das Kinzigtal der Länge nach und auf den Seiten jeweils vom Berggrat der einen Talseite zum Berggrat der andern Talseite. Aber aus diesem ursprünglichen Immunitätsbezirk des Klosters waren von den Nachbarn Teile an sich gezogen worden, die nunmehr deren Gerichtsbarkeit unterstellt waren, wo also des Klosters Rechte durch gewaltsame Besetzung und das anschließende dauernde Innehaben stillschweigend, zwar ohne Anerkennung, ausgelöscht waren. In den entsprechenden Kapiteln wurde darauf hingewiesen. War nun mit dem Grafschaftsbezirk der ursprüngliche Umfang der abteilichen Immunität gemeint oder nur das Land ohne die verlorenen Stücke? Darüber sprach sich der König nicht näher aus. Jedoch ließ man solche Territorialfragen einfach ohne Stellungnahme in der Schwebe, was in der Praxis einer Duldung verzweifelt nahekam.

Kaiser Maximilian I. jedoch lernte durch längere Anwesenheit in Gengenbach die Rechtslage, die wirklichen wirtschaftlichen Verhältnisse und die schwierige Lage der Abtei kennen. Er verfügte in der Verfassungsurkunde von 1516: „Wir wollen mit dieser Bestätigung, daß alle Punkte und Artikel der Gnaden und Freiheiten, die das Kloster Gengenbach von alters her gehabt hat, die aber etwa durch Verträge, Urteile, Versäumnis oder Nicht-Brauchung, ganz gleich, ob sie in diese Urkunde einverleibt sind oder nicht, geändert, gemindert und abgeschwächt wären und die hier auch durch uns bestätigt wären, wieder zur früheren Übung kommen sollen; sie sollen in der früheren Kraft und Macht bleiben, als ob kein abträglicher Vertrag, Urteil oder widerwärtiger Gebrauch durch uns bestätigt wäre.“¹²⁾

Die Abtei handelte ebenso friedlich wie realpolitisch, indem sie sich mit dem

¹¹⁾ Siehe M. Kuner, Stadtverfassung der Stadt Gengenbach. Ortenau 1927, 116.

¹²⁾ M 1516, 151. Siehe auch Ortenau 1963 S. 147.

Gebiet der tatsächlich von den Nachbarn noch unangetasteten Immunität zufrieden gab, also ohne die inzwischen entglittenen Teilstücke.

Dieses Gebiet hatte als Immunitätsgebiet sowieso nicht mehr zu einem Grafschaftsbezirk gezählt. Daher wurde niemand durch die Erhebung der Immunität zu einem Grafschaftsbezirk in seinen früheren Rechten geschmälert. Dagegen wurde eine rechtliche Lücke geschlossen, die zuvor die Quelle zu Verdrießlichkeiten war. Immerhin wurde der Grafschaftsbezirk zu einer Sicherung der Abteiherrschaft gegen weitere gewaltsame Verluste. So wirkte er fürderhin in der Tat. Es kam also mehr auf einen Ehrenzuwachs heraus und eine Erhöhung der Sicherheit und Unantastbarkeit, denn als ein Recht, das sich etwa in Einkünften auswirkte.

Trotzdem mußte das Gotteshaus als Gegenleistung neun Huben in Ohlsbach, also am Rande der klösterlichen Immunität, dafür hergeben¹³⁾. Das war der halbe Hubbezirk in Ohlsbach, dessen Grundeigentum die Abtei dadurch verlor mit den jährlichen Bodenzinsen, mit den Empfangs- und Fallschuldigkeiten, aber auch mit der Gerichtsbarkeit, Rechten, die regelmäßige und sichere Einkünfte einbrachten. Sie bildeten künftig einen eigenen Verwaltungsbezirk, der einem Hubengericht unterstand¹⁴⁾.

Was nun den Namen der neuen Grafschaft anbelangt, so begegnet uns einigemal der Name „Grafschaft Schwigenstein“¹⁵⁾. Wahrscheinlich war früher auf dem Schwigenstein ein abteilicher Geleitsturm, wonach sich ein Dienstmannengeschlecht tatsächlich „von Schwiggenstein“¹⁶⁾ nannte. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß früher je einmal eine Gerichtsstätte damit verbunden war; nirgends ist etwas davon überliefert. Dieser Name taucht erst um 1700 auf und ist als bequeme Kennzeichnung des späten Chronisten Dornblüth anzusehen, geprägt nach dem damals noch geläufigen Namen des östlichen Grenzpunktes der Grafschaft. In den beiden großen kaiserlichen Verfassungsurkunden ist die Bezeichnung (jeweils in § 1 des Haupttextes) stets gleich: „Grafschaft zwischen Schwigenstein und Vellentürlein, die des Klosters Gengenbach eigen ist.“

Soweit wir es geschichtlich feststellen können, war die Hauptgerichtsstätte der Abteiherrschaft mit dem Berufungsgericht in Gengenbach auf Klosterboden¹⁷⁾. Die Hauptgerichtsstätte pflegte den Namen für den Graf-

¹³⁾ Siehe oben Anm. 9.

¹⁴⁾ Walter, Weistümer der Ortenau, 142; Erneuerung des Ohlsbachischen Huobbezirks, Urkunde vom 6. August 1652, GK 30 Ohlsbach; Urkunde vom 16. Mai 1564, GK 30/155 Ohlsbach. Siehe auch Ortenau 1959 S. 217.

¹⁵⁾ Sciendum, quod civitas Offenburgensis sicut et Gengenbach, Zell et alii loci olim pertinuerint ad comitatum nomine Schwigenstein iure a fundatoribus monasterio nostro donatum adeoque homagio, servitute et mortuario tam corporis quam bonorum, vulgo mit leib- u. güther-fahl, nobis addicta, uti sufficienter ex protocollis veteribus nostri monasterii liquet. 1695, H 229, 497. F. Disch, Chronik der Stadt Zell a. H., 359.

¹⁶⁾ Disch, 341.

¹⁷⁾ L 1331 § 14; unde wurdent dise reht in dem ding zuo Gengenbach offenliche gesprochen. RI 1275, Einleitung; Und der selbe voget, der do sitzet zuo gerihte uf dem dinghus ... Ebenda, § 5; M 1516, 67. Ortenau 1962, 115 ff.

schaftsbezirk herzugeben. Außerdem war die Grafschaft mit der Abtswürde und der Abtei Gengenbach unmißverständlich verbunden. Daher ist „Grafschaft Gengenbach“ der zutreffende Name.

Suchen wir über den Bereich des dem Abt übertragenen Grafschaftsbezirks endgültige Klarheit zu schaffen.

Zwischen Swigenstein und Velletürlin soll er gelegen sein. Swigenstein war der östliche, Velletürlin der westliche Grenzpunkt. Der Schwigenstein lag zwischen Haslach und Hausach südlich der Kinzig gegenüber Eschau^{17a}). Über die Eindeutigkeit dieses Grenzpunktes waren sich die Forscher einig. Genauer Grenzpunkt war jedoch die östlich davon liegende, namenlose Bergnase des Stimmel über dem Adlersbach, von wo die Grenze hinabging zu einer damals benutzten Furt durch die Kinzig zur Mündung des Fischerbachs, der dann bis hinter den Martinshof Grenze war, die von dort über die Kammlinie der Berge des Turninger Waldes bis zum Brandenkopf lief^{17b}).

Gleichwohl liegt im Wort Schwiegenstein etwas Bemerkenswertes verborgen. Bis zum Schwiegenstein reichte nämlich von der Gründung an die Gemarkung Haslach i. K. Dies weist uns darauf hin, daß die Gemarkungsfläche Haslach ursprünglich Teil der abteilich-gengenbachischen Grundherrschaft war und daß mithin die Stadt Haslach von der Abtei Gengenbach gegründet wurde; denn ohne die entscheidende Mitwirkung der Grundherrin, die ja den Boden und etliche Rechte darüber zur Verfügung stellen mußte, war damals eine Stadtgründung unmöglich und undenkbar. Für später waren in Haslach nur Restbesitz und wenige Rechte der Abtei noch übriggeblieben.

Die Meinungen über den zweiten Grenzpunkt, das Velletürlin, waren demgegenüber unsäglich verwirrend, so daß wir um eine gültige Klärung nicht herumkommen.

Der schon genannte Baumann wollte in Velletürlin den alten Ort Vallator bei Schwarzach erkennen und vermutete, daß die alte Kinzigdorfer und die neue Gengenbacher Grafschaft zusammenfielen¹⁸). Diese Vermutung konnte damit gestützt werden, daß die alte Gerichtsstätte des Gaus Ortenau in Kinzigdorf vollständig zur abteilich-gengenbachischen Grundherrschaft gehörte.

Dieser Auffassung schloß sich der Herausgeber des Fürstenbergischen Urkundenbuches an. Auch er verlegte das Velletürlin „unzweifelhaft“ in die Nähe von Stollhofen, wo eine abgegangene kleine Siedlung „Felderer“ lag, das 994 als „villa Vallator“ genannt wird. Vallator wurde als latinisierte Form von Velletürlin angesehen, was an sich zutrifft¹⁹).

17a) Der Schwiegenstein (Gschwiegenstein) ist ein schmaler Bergausläufer des Stimmel, der sich unterhalb der 300-m-Höhenlinie bis an die Kinzig vorschob. Bei Anlegung der Eisenbahn und Landstraße (B 33) mußte die Bergnase, also der eigentliche, ehemalige Schwiegenstein weggesprengt werden.

17b) „Von dem stain, so oberhalb des schwigenstein stehet und die von Haussen und Hasslach schaidet . . .“ 30. III. 1585, Copialbuch von Hausach.

18) Gothein a. a. O., 220.

19) FU 4 Nr. 485, Anm. 1.

Reinfried und nach ihm Disch verlegten es ins Achergebiet²⁰⁾. Disch meinte, „das ‚Gottshauß zu Sanct Maria‘ in Gengenbach wurde 712 von einem Herzog von Zeringen in Rheinfranken gegründet und mit der Grafschaft Schwiegenstein, so sich vom genannten Schwigenstein ob Haslach bis zum Vellenthürmlin unter Nieder-achern erstreckte, ausgestattet“²¹⁾.

Der Wirtschaftsgeschichtler Gothein suchte das Velletürmlin bei Staufenberg (also bei Durbach)²²⁾. Simmler glaubte, es sei auf dem linken Kinzigufer²³⁾. Seinen angeblich überzeugenden Ausführungen schloß sich Th. E. Mommsen an²⁴⁾.

Aber unzweifelhaft hat keiner recht. Kann Vallator-Felderer bei Schwarzach in Betracht kommen, obgleich Gengenbach dort keinen Besitz, also keine Grundherrschaft, noch weniger eine Gerichtsherrschaft hatte? Nur auf den ersten Blick scheinen die Angaben Simmlers einzuleuchten. Allein bei näherer Prüfung zeigen sich die Widersprüche und offenbaren Unstimmigkeiten.

Simmler fand im Namen Bellenwald eine Verwandtschaft zum Namen Vellletürmlin, jedoch zu Unrecht. Bellen bedeutet soviel wie Pappeln; Bellenwald also soviel wie Pappelwald, aber niemals gleich Vellletürmlin oder ähnlich.

Vellletürmlin, zum Zeitwort fallen gehörig, war ein von selbst zufallendes Zauntor. Solche gab es im Mittelalter an manchen Orten bei Abgabenstationen. Deshalb ist es tatsächlich gar nicht so einfach, festzustellen, welches Vellletürmlin gemeint ist. Simmler dagegen meinte:

„Der Name Türlin deutet auf ein Defilee bzw. dessen Sperre. Nun trat in ihrem alten Lauf die Kinzig dicht an den Bellenwald heran, bildete somit mit dem steil nach ihr abfallenden Bergrücken des Bellenwaldes ein enges Defilee, das kaum Raum für einen Weg gestattete. Eine alte Straße trat aber gerade auf dem linken Kinzigufer ins Tal ein, wie heute noch auf der fraglichen Strecke die Benennungen ‚Hördstraße‘ (auch Heerstraße) in Gengenbacher Gemarkung und ‚am Heerweg‘ in Zunsweierer Gemarkung beweisen. Am Defilee des Bellenwaldes treffen heute noch die Banngrenzen von Zunsweier (Reichsvogtei), Berghaupten (geroldseckisch) und Reichenbach bzw. Ohlsbach (gengenbachisch) zusammen und so wohl auch früher. So darf daher wohl mit voller Berechtigung angenommen werden, daß hier eine Zollstätte war, die durch ein Tor die enge Passage abschloß; ein festes Haus oder Türmchen bot den Zollwächtern den nötigen Schutz und hielt den auch militärisch wichtigen Punkt fest, so daß hier der linksseitige Eintritt ins Tal überwacht war, wie es auf dem rechten Kinzigufer durch das gegenüberliegende Ortenberg geschah.“²⁵⁾

Schon die Römer haben die Kinzigtalstraße auf das sicherere rechte Kinzigufer gebaut, wie das Vorhandensein einer Römerstation auf dem rechten Ufer bei Gengenbach bezeugt. Von Zunsweier her muß freilich seit der Besiedlung ein Weg nach Berghaupten am Bellenwald vorbeigeführt haben, da beide Siedlungen lange Zeit verwaltungsmäßig zusammengehörten. Er hatte nur örtliche Bedeutung. Dort am Bellenwald war eine besonders tief liegende Stelle des Kinziglaufes, was man im

²⁰⁾ ZGO NF 4, 1889, 120 ff.

²¹⁾ Disch a. a. O., 359. Als Quelle dafür nannte er ein Aktenstück im GK, Zell a. H. Fasc. 61, wo tatsächlich diese ungereimten Dinge stehen.

²²⁾ Gothein a. a. O., 221.

²³⁾ ZGO 52, 1898, 165 ff.

²⁴⁾ Mommsen, Die Landvogtei Ortenau u. d. Kloster Gengenbach unter Kaiser Ludwig d. B., ZGO, NF 49, 1936.

²⁵⁾ ZGO 52, 1898, 166.



Das Hohe Horn (hier hinter der Mitte des Kurortes Ohlsbach) war der westliche Grenzpunkt der Grafschaft Gengenbach; die Grenze verlief von dort über den Berggrat aufwärts und abwärts. Der Gengenbacher klösterliche Verwaltungshof war links im Bild am Rande des Dorfes, und das Velletürlein noch weiter links außerhalb des Bildes.

Klischee: Gemeindeverwaltung Ohlsbach

Winter bei Hochwasser jeweils schön beobachten konnte²⁶⁾. Stets war dieser Weg von den früher so häufigen Hochwassern bedroht und oft ungangbar. „Die Kinzig war bis zur Regulierung (seit 1840) der schlimmste aller Schwarzwaldflüsse.“²⁷⁾ Der Name *Heerstraße* kommt daher, weil immer wieder feindliche Truppen auf dieser Seite der Kinzig, wenn sie begehbar war, ins Tal eindrangen, um das rechtsseitig liegende Schloß Ortenberg und die dort vorbeiziehende Haupttalstraße zu umgehen, z. B. 1678, wo es am Bellenberg zu einem Treffen zwischen französischen und kaiserlichen Truppenteilen gekommen ist.

Die frühere *Handelsstraße* ging wahrhaftig auf dem rechten Kinzigufer entlang von Ortenberg bis Gengenbach. Nur zeitweilig überquerte sie dort die Kinzig und zog auf dem linken Ufer das Kinzigtal weiter aufwärts, um bald wieder auf das andere Ufer hinüberzuwechseln. Lange Zeit war der Weg Gengenbach—Schwaibach—Biberach der Handelsweg, also bis nach Steinach auf der rechten Kinzigseite.

Wenn Gothein das Westende des gengenbachischen Immunitätsbezirks bei

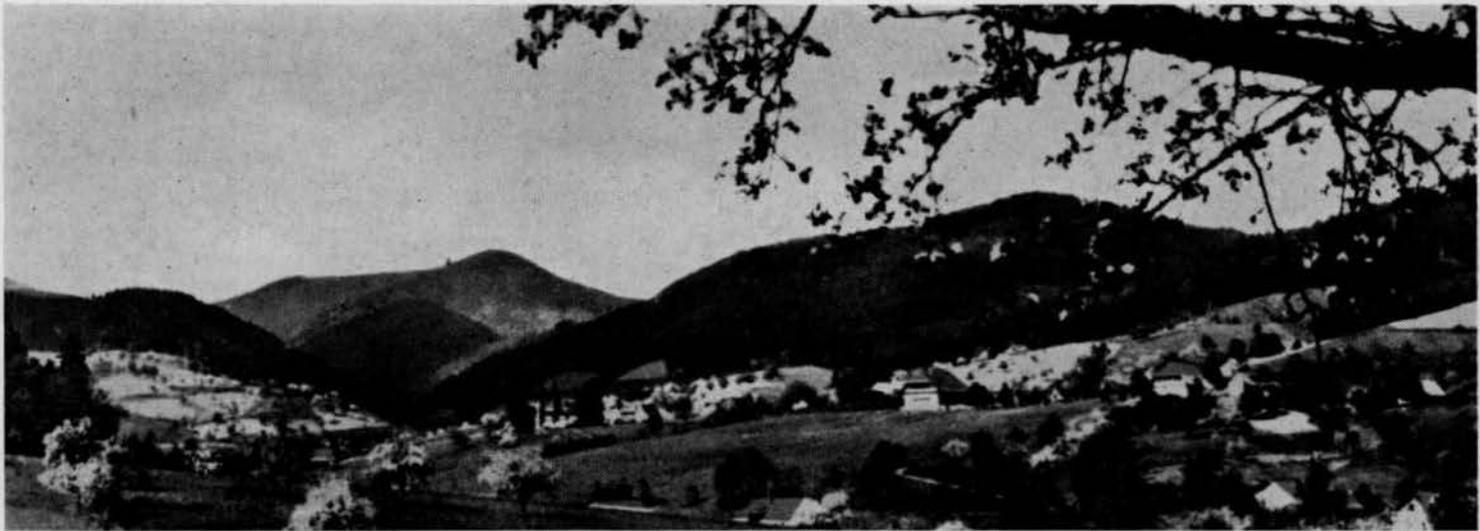
²⁶⁾ Siehe amtliche Karte: Lauf der Kinzig von Haslach bis zum Rhein, herausgeb. von der Wasser- und Straßenbaudirektion Karlsruhe; A. Stalf, Korrektion und Unterhaltung der Kinzig, mit Plänen. Ortenau 1932, 124 ff.

²⁷⁾ Gothein a. a. O., 246.

Staufenberg (also bei Durbach) vermutete, ist er einem peinlichen Lesefehler zum Opfer gefallen. Die Urkunde Papst Gregors IX. von 1234 war jedoch ungewöhnlich schön und klar geschrieben. Sie hatte keineswegs den Namen Staufenberg. Unmißverständlich deutlich ist der richtige Name zu lesen: *Storhemberg*²⁸⁾. Spätere Bearbeiter dieser Urkunde hatten wohl mit diesem Wort nichts anzufangen gewußt und in das Regest auf der Rückseite der Urkunde den Namen Staufenberg geschrieben. Mit der Feststellung dieses Namens Storhemberg entfallen alle weiteren von Gothein daran angeschlossenen irrigen Folgerungen und Bemerkungen.

Im Achergebiet soll die Grenze der Grafschaft sein? Dies hat einen Anschein von Berechtigung, weil sie sich auf den oben angeführten Wortlaut eines jüngeren Aktenstücks berufen konnten. Wir sahen auch, daß die Abteiherrschaft bis an die Nordgrenze des Gerichts Ottersweier bzw. Unzhurst reichte, was stets so ausgedrückt wurde „bis über die Acher“. Sicher gab es dort auch ein Velletürlin, allein es gehörte nicht der Abtei Gengenbach.

Dieses Velletürlin bei Ottersweier kann nicht in Frage kommen, weil die abteiliche Gerichtsimmunität in der Acherner Gegend sich nur auf den Curienbezirk Unzhurst erstreckte. Die Kloster-Curien der Rheinebene gehörten zwar nach wie vor zu dem klösterlichen Immunitätsbezirk. Die Gengenbacher Grafschaft aber reichte nicht bis dorthin. Infolgedessen konnte die Grafschaft Gengenbach auch nicht mit der alten Grafschaft Kinzigdorf zusammenfallen.



Das innere Fischerbachtal. Im Hintergrund der Brandenkopf mit Turm, von dem die Grafschaftsgrenze (früher zugleich Gaugrenze) über die Höhen der waldbedeckten Berge (rechts im Bild) zog. Vor dem Brandenkopf Tal und Herrschaft Waldstein nach rechts aufwärts ziehend.

Zuweilen sind spätere Urkunden in den Lagebezeichnungen etwas deutlicher als frühere, zumal wenn es zwischenzeitlich Schwierigkeiten gegeben hatte. So bezeichnete schon 1287 eine Urkunde des Papstes Nikolaus IV. die Kloster-Grafschaft so: „Die weltliche Jurisdiktion in der Grafschaft (bzw. im Distrikt), die sich

²⁸⁾ a Storhemberg usque Visserbahe, Urkunde vom 5. Dezember 1234, GK Select PU Nr. 65.

erstreckt vom Grenzpunkt Swigenstein durch den Kinzigalgraben hindurch bis zum Grenzpunkt Velletürlin.“²⁹⁾

Die Grafschaft Gengenbach erstreckte sich also durch den Talgraben des Kinzigals. Das ist eindeutig. Dessen Ende ist bei Ortenberg. Der weitere Kinziglauf in der Rheinebene war natürlich nicht mehr „vallis Kinzichendal“. Also war der Grenzpunkt Velletürlin an der Reichsstraße bei Ortenberg auf der rechten Kinzigseite. Dort bestand tatsächlich eine Abgabestation, niemals aber auf dem linken Ufer, wo bestenfalls örtlicher Verkehr war, der meist abgabefrei blieb.

In der Besitzbestätigungs-Urkunde von Gregor IX. (1234) hieß es, daß die Besitzungen der Abtei vom Storenberg bis Fischerbach reichten. Hier waren also zwei geographische Grenzräume als Ende der Grafschaft genannt. Fischerbach war das klösterliche Grenzgebiet am Ostrand der Grafschaft auf dem Nordufer der Kinzig genau gegenüber vom Schwigenstein. Die beiden hier aufgeführten Grenzpunkte lagen auf der rechten Seite der Kinzig. Der Schwerpunkt der Grafschaft lag also damals schon auf der Nordseite der Kinzig.

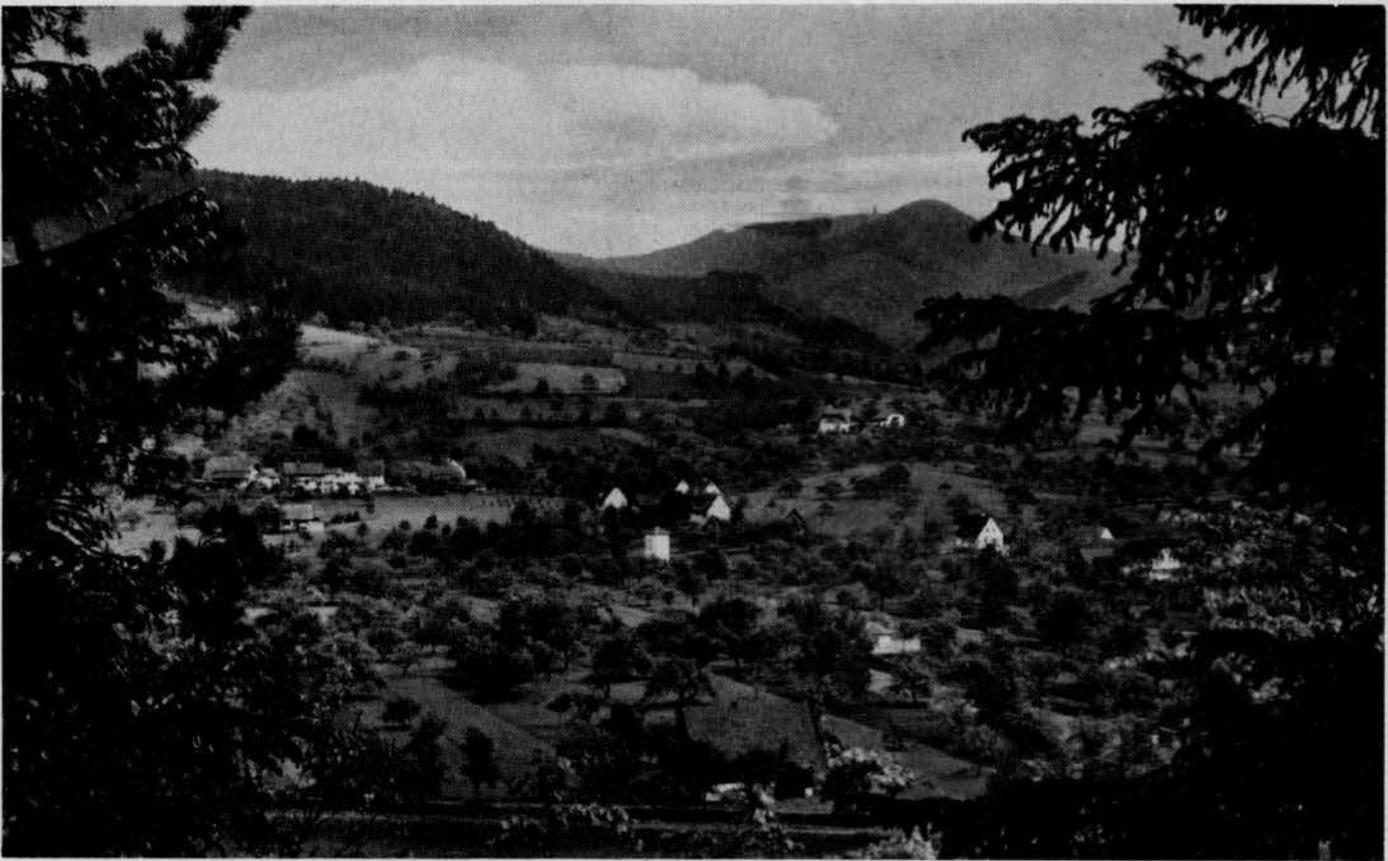
Fischerbach war wohl eindeutig. Was aber war Storenberg? Einen Berg mit diesem Namen zeigen uns die Quellen dieser Gegend nicht mehr, noch weniger die Kartenwerke. Storenberg war früher eine Bergbezeichnung bei Bergen von einprägsamer Gestalt mit steilen Abhängen³⁰⁾. Bei dieser Kennzeichnung kann nur ein einziger Berg in Frage kommen: der heute „Hohes Horn“ genannte Berg bei Ortenberg (546 m). Dort war auch auf dessen Westseite in der Tat noch die abteiliche Grundherrschaft. Dieser Berg war ein einprägsames Grenzzeichen. Die Begrenzung Storenberg bis Fischerbach entsprach den beiden Zielen Velletürlin bis Schwigenstein in andern Urkunden. Velletürlin lag also in der Nähe vom Storenberg (= Hohes Horn). Auch diese Betrachtung führt zum selben Ergebnis, daß nämlich das Velletürlin auf dem rechten Kinzigufer zu suchen ist.

Zu allem Überfluß wäre auch zu bedenken, daß auf dem linken Kinzigufer am Bellenwald, da wo Simmler das Velletürlin haben wollte, gar keine klösterliche Grundherrschaft war. Daher konnte schon aus diesem rechtlichen Grund dort eine Grafschaftsgrenze grundsätzlich nicht in Betracht kommen.

Suchen wir nun mal die genauere Stelle des Velletürlin auf der rechten Kinzigalseite! Am häufigsten wurden als Grenzpunkte der Grafschaft zwei Punkte an der gleichen Königs- oder Reichsstraße angegeben. Das Velletürlin muß daher auf dieser Handelsstraße in der Nähe des Ausgangs des Kinzigals gesucht werden bei den neun abgetretenen Ohlsbacher Huben. Nun diene das Velletürlin auch als Grenzpunkt bei den Wasserrachtsangaben: „So hat das Gotteshaus Recht, in der Stadt Offenburg einen Meier zu setzen über das Wasser, das da heißt die Kinzig, vom Velletürlin bis Willstätt in allen den Rechten wie zu

²⁹⁾ Jurisdictio temporalis in comitatu sive districtu a limite dicto Swigenstein per vallem Kinzichendal usque ad limitem Velletürlin procedente. GK Kop 627 f. 19.

³⁰⁾ Hitzfeld, Flurnamen von Hornberg. Oberrhein. Flurnamen Bd. III, Heft 5, 66.



Der östliche Grenzraum der Grafschaft Gengenbach: Das liebe Fischerbach. Im Hintergrund der Brandenkopf mit Turm. Im Rücken des Beschauers läge der Bergvorsprung des Schwiegenstein. Der Bergsattel im Hintergrund schließt das Tal ab; dort die Nillhöfe.

Gengenbach.“³¹⁾ Als Wasserrechtsgrenze konnte man das Velletürlin nur angeben, wenn es in der Nähe der Kinzig gelegen war. Dieser Forderung entsprach nur die Strecke der Handelsstraße zwischen der westlichen Gemarkungsgrenze von Ohlsbach bis zum heutigen Bahnhof Ortenberg, 1,8 km lang. Wenn ein anderer markanter Punkt, der sich für die Grenzbenennung geeignet hätte, in der Nähe gewesen wäre, hätte man sicher auch diesen irgendwie herangezogen zur einwandfreien und leicht behältlichen Kennzeichnung. Dies wäre z. B. da der Fall gewesen, wo das fragliche Straßenstück in die Nähe der Burg Ortenberg kommt. Allein das wurde eben nicht gemacht. Deshalb bleibt als wahrscheinlicher Ort des Velletürlin nur ein Platz bei der Einmündung der Straße aus dem Ohlsbacher Zinken Schlauch in die heutige Bundesstraße 33³²⁾. Dort war die Grenze der Grafschaft, also ein natürlicher Ort für dieses Velletürlin. Die Kinzig floß ehemals in nächster Nähe durch. Die Straße von Schlauch her hat auch heute noch eine Art Fortsetzung bis an die Terrasse des ehemaligen Kinzigufers. Weit und breit war auch kein anderer markanter Punkt zur Benennung möglich³³⁾. Entscheidenderweise war die Ohlsbacher Klo-

³¹⁾ So hat daz gotzhus recht ze Gengenbach einen meier ze setznenne über daz wazzer, daz da heizzet diu Kinzig, von Velletürlin untz ze Willestetten in allem dem recht als über daz wazzer ze Gengenbach, als ez von alter recht gewesen ist. L II 1331, 62; M 1516, 122.

³²⁾ Das war eben die damalige Handelsstraße.

³³⁾ Siehe die neueste amtliche Topografische Karte 1 : 25 000 Gengenbach mit Umgebung, herausgegeben 1953 vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, oder Blatt Offenburg Nr. 7513; Stalf, a. a. O., den Plan.

ster-Curie als Betreuerin in der Nähe an dieser Landstraße³⁴⁾. Dieses gengenbachische Velletürlin ist später als bedeutungslos verschwunden.

Der gräfliche Bereich des Gengenbacher Abtes umgriff daher die Gemeinden Fischerbach, Fischerbachtal, Waldstein, Eschau, Weiler, Schnellingen, die beiden Bollenbach, Steinach, die beiden Entersbach, die Nillhöfe, die beiden Harmersbach, die Stadt Zell, Nordrach, den Moosbezirk, Mühlstein und Schottenhöfen, Bruch, Schömberg, Schwaibach, Einach, die Stadt Gengenbach, Heidiger, Pfaffenbach, Binsmatt, Reichenbach, Ohlsbach (ohne die 9 Huben), Biberach, Erzbach, Fußbach, Strohbach, Bermersbach, Wingerbach sowie Brückenhäusern. Bei dem Verkauf an die fürstenbergische Herrschaft Kinzigtal im Jahr 1579 verkleinerte sich der Grafschaftsbezirk stillschweigend um die Orte Steinach, die beiden Bollenbach, Schnellingen, Weiler, Eschau, Fischerbach, Fischerbachtal, Waldstein, Nillhöfe. Zum Immunitätsbezirk der Abtei hatten ursprünglich auch Mühlenbach, Hofstetten, Haslach, Welschensteinach, Prinzbach und Berghaupten gehört.

Der Ausdruck „in der Grafschaft bzw. im Distrikt“ in der großen Urkunde von 1287 bestätigt uns, daß nicht die vollständige alte Grafschaft der ganzen Ortenau gemeint war, sondern eben nur ein Teil davon, ein Distrikt. Es war daher falsch, wenn im Fürstenbergischen Urkundenbuch behauptet wurde, „die Grafschaft des Klosters Gengenbach bildete die ganze Ortenau, war deshalb eins mit der Grafschaft Kinztorf-Ottenheim, welche in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts dem Zähringer Berthold, 1076 aber dem Grafen Liutfried gehörte“³⁵⁾.

Wir haben im Vorstehenden die mehr äußeren Verhältnisse des Grafenamtes durchgesprochen. Nehmen wir nun noch den Inhalt der Grafschaft als solcher etwas genauer vor und sehen zu, welche Rechte zur Gengenbacher Grafschaft gehörten.

Dies kann allgemein so ausgedrückt werden: Während die Grundherrschaft den privatherrschaftlichen Bereich umfaßte, gehörten zur Grafschaft die öffentlich-herrschaftlichen Rechte, die man auch Königsrechte nannte. So klar und einfach dies aussieht, so gab es doch Rechte, wo der damalige öffentliche Charakter uns nicht ganz eindeutig erscheint, weil sie mit der Grundherrschaft in Zusammenhang zu stehen schienen, z. B. die Leibherrschaft.

Deren öffentlich-rechtlichen Charakter mag es andeuten, daß: „die Leute dem Gotteshaus seine Fälle geben sollen zuerst vom Leibe, darnach vom Gut“³⁶⁾. Noch deutlicher wird das Öffentlich-Rechtliche, wenn es hieß: „kein Gut, das zu Gengenbach gehört, soll Vogtrecht geben von des Gutes Recht, und in welchem Gericht der Mann sitzt, der das Gut innehat, der soll dienen von dem Leibe nach der Gewohnheit, wie es Recht ist“³⁷⁾. Das Vogt-

34) U. vom 6. August 1652, GK Ohlsbach. Siehe auch Ortenau 1959 S. 217.

35) FU 4 Nr. 485 Anm. 1.

36) L II 1331, 11; M 1516, 33.

37) R I 1275, 40.

recht war unbezweifelbar ein öffentlich-herrschaftliches Recht, das dem Kastvogt als öffentlich-rechtlichem Amtsträger zustand³⁸⁾. Nun aber galt unmißverständlich: „Der Abt von Gengenbach soll von den Gottshausleuten und von seinem Gute seine Rechte voraus genießen und erst darnach der jeweilige Vogt sein Vogtrecht nehmen.“³⁹⁾ Demnach stand der Abt als eigentlicher Besitzer der öffentlich-herrschaftlichen Rechte vor dem Vogt, welcher hier öffentliche Rechte nur als Beauftragter ausübte.

Öffentliches Recht war auch die klösterliche Befugnis, *Ambachte* (= besondere Art von Lehen) zu bilden, sie mit Einkünften auszustatten und ihre Inhaber von Abgaben und Abhängigkeiten freizustellen. Die Ambachtmänner waren obere Verwaltungsbeamte wie die Schultheißen von Gengenbach und Zell a. H., der Reichsvogt von Harmersbach, der Wassermeier von Gengenbach, von Offenburg, von Harmersbach, von Biberach, der Zinsmeister oder Oberbote, der Bannwart, der Mesner, die sogenannten 17 freien Knechte und die Meier der großen Ambachtlehen. Eine solche Gewalt erwuchs nicht aus der Grundherrschaft, sondern war eine königliche Gewalt, die in Gengenbach als dem Abt übertragen erschien.

Auf die Dauer wurde die *forstliche Obrigkeit* immer wichtiger, die unwidersprochen ein Königsrecht war. Wir sahen im Verlauf unserer Untersuchungen, daß die Kloster-Curien in der Rheinebene auf solche Königsforste zurückgingen. Im Schwarzwald und seinen Tälern war anfangs das gesamte Gebiet als Wald- und Wildwuchsgebiet auch in der Hand des Königs. Im Bezirk der Grafschaft erhielt das Kloster Gengenbach von ihm allen Grund mitsamt allen Waldungen.

Mit der Schenkung ging die öffentlich-herrschaftliche Gewalt des Königs auf die Äbte und den Konvent des Klosters über. Dafür mußten sie zusätzlich öffentlich-herrschaftliche Aufgaben übernehmen: Sie mußten die Waldungen erschließen. Wir sahen, daß das Kloster diese Aufgabe eifrig durchgeführt hat.

Über die Forstwaldungen hatte die Abtei das Gebots-, Verbots- und Einungsrecht, das Eigentum der Forstgerichte und ihre Besetzung mit einem Meier, die Rügungs- und Strafbefugnis, lauter öffentlich-rechtliche Befugnisse, ebenso Forsthaber und Forsthühner in ihren nicht selbst bewirtschafteten Forsten⁴⁰⁾.

Auch die *Allmendrechte* hatten öffentlichen Charakter. „Die Allmenden wurden vom Kloster den Leuten gegeben.“⁴¹⁾ Alle waren anfangs auch Wald- oder Wildwuchsländereien und gehörten ursprünglich zur klösterlichen Grundherrschaft, waren mithin privatherrschaftlich. Bei der Errichtung der Rodungs-siedlungen wurden sie ausgesondert und einem besonderen Recht, dem Allmendrecht, unterworfen. Damit traten sie in den öffentlich-herrschaftlichen Rechtsstand. Deshalb wurden sie in den Klosterrechts-Urkunden außerhalb der Grundherrschaften mit eigenen Worten als klostereigen aufgeführt.

Schon in der ältesten der noch vorhandenen bambergischen Privilegien von

³⁸⁾ Gothein a. a. O., 225.

³⁹⁾ L II 1331, 38; M 1516, 69.

⁴⁰⁾ N 1287; L II 1331, 18, 19; M 1516, 94 bis 101; Kop 623, 100; Kop 626, 150, 182, 246 ff., 251a, 265b und sonst; Scheffel in: Akten GK Staatterwerb 1802; Ortenau 1961, 111 ff.

⁴¹⁾ GK Kop 627 fol. 25b; M 1516, 105; U. vom 20. April 1360, GK 30/55 Gb Stift § 1.

1235 war dies aufgenommen⁴²⁾. Fast mit den gleichen Worten, nur klarer gestellt, gab die Bestätigung von 1253 dieses Recht wieder: „Zwei Drittel an dem Holz des gemeinsamen Waldes, der Allmende heißt, und auch der Zehnte desselben Holzes und Waldes sollen dem Kloster sein und gehören.“⁴³⁾ Wie zumeist standen diese Angaben bei den öffentlich-herrlichen Rechten. In der großen Papst-Urkunde von 1287 wurden die Allmendwälder wiederholt allgemein genannt. An der Hauptstelle wurden ihnen bestätigt: „besonders das Recht, das volkstümlich Allmende genannt wird, das ihr habt in jedem einzelnen der obengenannten Orte und Dörfer (= der gesamten Klosterherrschaft) und an ihren Zugehörungen“⁴⁴⁾.

Natürlich wurden die diesbezüglichen Rechte noch genauer auch in die Verfassungen aufgenommen:

„Das Kloster hat zwischen Swigenstein und Velletürilin das Recht über die Allmende. Wenn eine (Allmend-)Gemeinschaft einen Teil der Allmend verkaufen wollte, so kann sie das nur tun mit Erlaubnis des Abts. Gibt er seine Zustimmung, dann soll der Abt die Zweidrittel und den Zehnten voraus nehmen und die Gemeinschaft ein Drittel, wie es von alters her Recht und Gewohnheit gewesen ist. Das Kloster hat zwischen Swigenstein und Velletürilin das Recht in allen Wäldern, die Allmende sind, Holz zu hauen für seine Bauten und als Brennholz, soviel es braucht. Nur mit Erlaubnis des Abtes sollte die Gemeinschaft ein Gebot oder eine Vereinbarung über die Allmende machen, wie es von alters her Recht und Gewohnheit gewesen ist. Wenn eine Gemeinde einen Teil der Allmend ausliehe um Zins oder um Landacht, das sollen sie tun mit des Abtes Zustimmung. Davon soll der Abt Zweidrittel und die Gemeinschaft ein Drittel der Erträge nehmen, wie es von alters her Gewohnheit und Recht gewesen ist.“⁴⁵⁾

In allen Allmenden konnte also ohne den Abt kein Gebot und keine Verordnung gemacht werden⁴⁶⁾, denn dieses Recht über die Allmenden stand ihm zu, vor allem auf dem Gebiet der Grafschaft.

Ebenso wichtig wie die Allmende war damals ein anderes öffentliches Herrschaftsrecht, nämlich das Wasser- und Fischerei-Recht. Der Abt besaß die gesamte Wasservogtei in der ganzen Grafschaft über alle dortigen Gewässer, fließende und stehende. Das äußere Anzeichen dafür war sein Recht, Wassermeier einzusetzen. Seine Fischereibefugnisse ließ der Abt durch drei gefreite Klosterfischer ausüben, die auch die Rügung und das Fischereigericht durchzuführen hatten. Diese Gesamtwasserrechte bestanden so ausschließlich vor allem in der Grafschaft⁴⁷⁾.

Auch die Fischereigerichte waren des Abts als öffentliches Herrschaftsrecht. Die hohe Wasservogtei auf der Kinzig fand erst bei Willstätt ihr Ende mit den gleichen Berechtigungen und Rügungen wie zu Gengenbach⁴⁸⁾. Zu den öffentlichen Bodenrechten zählte das Bergwerksregal, das die Abtei nachweislich gehabt und ausgeübt bzw. verliehen hat⁴⁹⁾.

42) U. von 1235, GK 30/90 Gb Stift.

43) U. vom 1. August 1253, StaBa A 275/Nr. 2/L 275; GK Kop 627 fol. 22b (lateinisch), 23b f. (deutsch).

44) N 1287, 23.

45) L II 1331, 20, 21, 23, 24; M 1516, 102 bis 106.

46) L II 1331, 23; M 1516, 111.

47) R I 1275, 15 bis 18; L II 1331, 1.

48) L II 1331, 62; M 1516, 122.

49) U. vom 14. Aug. 1528, GK 30/102 Haigerach; UU vom 21. Juli 1721, 7. Febr. 1723, 27. Aug. 1721,

Öffentlichem Königsrecht verdankte das Kloster die Zoll- und Umgeldfreiheit nicht nur in der Grafschaft, sondern darüber hinaus auch in dem gesamten übrigen Klostergebiet⁵⁰⁾. Die Verleihung der Abgaben- und Lastenfreiheit der Kloster-Curien durch die Könige war ebenso ein übertragenes Königsrecht wie das der Steuerfreiheit der Leute auf den meisten Curien⁵¹⁾.

Nicht minder waren ein öffentliches Obrigkeitsrecht die Weinbänne der Abtei, wo diese ihre Weine im großen wie im kleinen jeweils 14 Tage lang, und zwar dreimal im Jahr, in drei Güteklassen zum Verkauf stellte⁵²⁾. Die Weinbänne zu legen war abteiliches Herrschaftsrecht in Gengenbach, in Zell a. H. und in Offenburg⁵³⁾. Strafbefugnis bei betrügerischem Kauf, der ja leicht abgesprochen sein konnte, war gleichfalls damit verbunden wie bei allen öffentlichen Rechten.

Ob das Fronmühlenrecht des Abts⁵⁴⁾ noch zu den privatherrschaftlichen Rechten gehörte oder schon zu den öffentlich-rechtlichen, kann zweifelhaft erscheinen. Jedoch steht es immer bei den öffentlich-herrschaftlichen⁵⁵⁾. Auch hierbei gab es Rügung und Strafrecht.

Bekanntes ehemalige Königsrecht waren auch das Jagd- und das Wildbannrecht⁵⁶⁾, die in der Grafschaft der Abtei zustanden.

Offensichtlich öffentliches Recht war das Zuzugsrecht. Jeder, der in die Klosterherrschaft zog, wurde von selbst des Klosters Mann, wenn ihn kein Vogt innerhalb von Jahr und Tag für sich beanspruchte⁵⁷⁾. Dieses Recht galt wiederum nur in der Grafschaft. Ähnlich war es beim Sterberecht über Fremde. Jeder Fremde, der in der Grafschaft starb, unterlag der Verfügung des Abtes, wenn sich keine Erben meldeten⁵⁸⁾.

Ein selten verliehenes Königsrecht war die Bestimmung, daß ein Freier, der sich mit Leib und Gut dem Kloster zu eigen gab, dem Gericht keinen Dienst zu tun brauchte. Trotzdem durfte er wie ein Eingesessener an allen gemeinsamen Rechten der Markgenossen teilnehmen und war überdies bei Kauf und Verkauf von den üblichen Gebühren befreit⁵⁹⁾.

Öffentlich war auch das Ungenossenrecht des Abtes bei ungleichem Personenstand von Brautleuten⁶⁰⁾. Diese Frage muß eine große Rolle gespielt haben in den früheren Jahrhunderten, wie die beträchtlichen Strafmaße nahelegen, die dem Abt zustanden. Diese waren jedoch in M 1516 nicht mehr enthalten, wohl

6. Febr. 1723, 19. April 1725, 8. Okt. 1729, GK 30/163 Schottenhöfe; E. Schneider, Schwarzwälder Bergbau-Namengebung, ZGO NF 60, 1951, 450 f., 467.

50) L II 1331, 34; M 1516, 137, nach U. vom 18. Okt. 1333, GK 30/130, gedruckt bei Mommsen, a. a. O., 210; U. vom 15. Sept. 1517, UB von Straßburg und GK Kop 625 fol. 180.

51) L II 1331, 39; M 1516, 63.

52) R I 1275, 26; M 1516, 119 u. 120.

53) L II 1331, 27 u. 62; M 1516, 122 u. 123.

54) Für Gengenbach, Zell, Steinach R I 1275, 25; L II 1331, 42; M 1516, 114, 115.

55) z. B. L II 1331, 27; M 1516, 123.

56) U. von 1516 u. 1520, GK Kop 623.

57) R I 1275, 11; M 1516, 21.

58) R I 1275, 12; M 1516, 30.

59) L II 1331, 3, 40, 41; M 1516, 56, 59, 60.

60) R I 1275, 13, 14.

weil sie nicht mehr in Übung waren. In die nächste Nachbarschaft des Ungenossenrechts gehörte als öffentliches Grafschaftsrecht die Gengenbacher Verfassungsbestimmung, daß, wenn ein freier Mensch und ein Gotteshausmensch eine Ehe eingingen, so wurde die Freiheit zur Leibeigenschaft und der oder die Betreffende wurde des Klosters eigen mit allen üblichen Rechtsfolgen⁶¹⁾.

Ein besonders in die Augen fallendes öffentliches Grafenrecht war die Ernennung und Einsetzung der oberen Verwaltungsbeamten mit den entsprechenden Empfangsgebühren. Das waren in der Gengenbacher Klosterherrschaft die Schultheißen, Wassermeier, Zinsmeister oder Oberboten, Bannwarte und Mesner⁶²⁾. Dies galt für die beiden Stadtstaaten Gengenbach und Zell a. H. sowie das Reichstal Harmersbach. Von ihnen hatten die drei ersten richterliche Befugnisse und die beiden letzten wenigstens ein zuständiges Rügungsrecht, was sie unzweideutig als öffentlich-rechtliche Beamten heraus hob.

Ob das Klosterrecht über die 17 gefreiten Knechte auch ein solches war, könnte zunächst zweifelhaft erscheinen, wenn wir sie aufzählen als: drei Fischer, einen Rebmann, einen Koch, einen Schweiger, einen Schuster, einen Kürschner (wohl zugleich als Sattler zu betrachten), einen Scherer, einen Pfister (Bäcker), einen Gastmeister, einen Briefler (Urkundenschreiber), einen Förster, einen Küfer, einen Wagenknecht, einen Keller, einen Knecht zu Prestenberg⁶³⁾. Davon scheinen die meisten mit der Grundherrschaft zu tun zu haben oder gehörten zum inneren Gesinde der Abtei. Jedoch ist in der abteilichen Befugnis, diese nach Belieben jährlich neu zu berufen und durch Freisetzung in einen bevorrechteten Stand zu erheben, doch ein wichtiges Grafen- bzw. Königsrecht zu erkennen. Über die Heranziehung der 17 gefreiten Knechte zu den städtischen Lasten führte die Stadt Gengenbach einen jahrhundertelangen Kampf, der ihnen schließlich einige Zugeständnisse zuerst gnadenweise und später, da die Abtei solche Zugeständnisse kaum einmal widerrief, als Gewohnheitsrecht einbrachte. Sie schränkten indessen das Grundsätzliche dieses obrigkeitlichen Rechts kaum ein.

Ein zweigesichtiges Klosterrecht war der Gotteshausfrieden. Zunächst wurde dieses Recht der Abtei vom Papst verliehen, war also dem Grunde nach ein geistlich-kirchliches Recht. Allein was nützte dies, wenn es nicht vom König, d. h. von der öffentlichen Gewalt, anerkannt wurde? Deshalb mußte dieses kirchliche Recht ergänzt werden durch das korrespondierende Königsrecht: „Das Gotteshaus zu Gengenbach ist frei, und so freien wir (der König) es ebenso, wie es von alters mit Gewohnheit Herkommen ist, daß jedermann innerhalb der Klostermauern und seiner Umfriedigung Frieden hat an Leib und Gut, auch wenn jemand außerhalb den Tod verschuldet hat.“⁶⁴⁾ Der König suchte diesen Frieden zu sichern durch Strafen an Ehre und Gut, eine schwere und seltene Strafkombination:

⁶¹⁾ L II 1331, 4; M 1516, 58.

⁶²⁾ L II 1331, 25, 26; M 1516, 85.

⁶³⁾ R I 1275, 28; U. vom 10. Nov. 1460, GK Kop 627 fol. 59b f.; M 1516, 86 u. viele Listen dieser 17 Knechte im Kop 627.

⁶⁴⁾ L II 1331, 47; M 1516, 139, 140.

„Wer die Klosterfreiheit bricht, der ist ehrlos, eidunfähig und darf vor Gericht für niemand sprechen, und was er vom Kloster hat, ist dem Kloster ledig, es sei Ambacht, Erbegut oder Lehen. Hat er aber anderes Gut, das gehört dann dem Kastenvogt von Ortenberg.“⁶⁵⁾

Ähnlich halb kirchlich und zusätzlich weltlich zur Ermöglichung der öffentlichen Anerkennung im Königsrecht war die volle *Testierfreiheit* auf dem Totenbett⁶⁶⁾.

Die bisher genannten öffentlichen Herrschaftsrechte hatten alle die *Rü g u n g s-* bzw. die *Strafbefugnis* eingeschlossen. Sie wären undenkbar ohne die *übergeordnete Gesamtgerichtsbarkeit*. Öffentliches Recht war ohne Gerichtsrecht nicht möglich, daher die starke Betonung der richterlichen Hoheit des Abtes von den ältesten Privilegien an. Diese gab den formalrechtlichen Rahmen für alle Einzelrechte ab. Durch die jeweilige Strafbefugnis waren alle sachlichen Einzelbereiche mit der allgemeinen Gerichtsbarkeit der Abtei verbunden^{67) 68)}.

Öffentlich-rechtlich war auch die *geleitliche Obrigkeit*. Das Geleitsrecht hatte im frühen Mittelalter, wo die Sicherheit der Pilgernden, Fahrenden und Reisenden, vor allem der mit Wagen Fahrenden, sehr fragwürdig war, eine große Rolle gespielt, und die weltlichen Herren haben dieses Recht bis ins 19. Jahrhundert unentwegt ausgeübt. Ursprünglich mag die Abtei das Geleit jahrhundertlang selbst ausgeübt haben, wie die Burgen in der Grafschaft anzudeuten scheinen, deren Dienstmannen den Geleitpfennig dann als Teil ihres Einkommens in Empfang nahmen. Für den Handel auf der Kinzigalstraße war das schützende Geleit eine Lebensfrage und sogar eine Reichsvorschrift⁶⁹⁾. Später wurde der Geleitsdienst auf die Städte Offenburg, Gengenbach, Zell a. H. und Haslach bei ihrer Gründung übertragen, so daß 1802 der abteiliche Oberschaffner versichern konnte, daß „Geleitsrechte unbekannt“ seien⁷⁰⁾.

Das *Salzmonopol* zählte anfänglich gleichfalls zu den Königsrechten. Dieses Recht besaß die Abtei ebenfalls, machte indessen aus allgemeinen Bedarfsartikeln keine Einnahmequelle, sondern ließ den Salzkauf den Untertanen frei. Die Salz Händler mußten nur eine Steuer an die Abtei bezahlen⁷¹⁾.

Das *Abtswahlrecht* des Konvents muß hier gestreift werden. Pirmin gab allen seinen Abteien das Recht, ihren Abt selbst zu wählen. Was für eine Vollmacht er dazu hatte, wissen wir nicht. Nun war die Abtei anfangs ein königliches Eigenkloster. Das fränkische Eigenklosterrecht gab dem *König* die Vollmacht, den Abt zu bestimmen. Da es mithin ein Königsrecht war, muß man auch diesen an sich kirchlichen Vorgang der Abtsbestimmung zu dem öffentlich-rechtlichen Bereich stellen.

⁶⁵⁾ L II 1331, 47; U 1516, 140.

⁶⁶⁾ L II 1331, 13; M 1516, 57.

⁶⁷⁾ L II 1331, 44; M 1516, 50 u. 52.

⁶⁸⁾ Siehe „Ortenau“ 1962, S. 144 ff.

⁶⁹⁾ K. S. Bader, Ländliches Wegerecht im Mittelalter, vornehmlich in Oberdeutschland, ZGO NF 49, 1936, 370 ff.; 400 ff.; Weller, Reichsstraßen.

⁷⁰⁾ Akten GK Staatserv. Wichtige Komm.Akte a. a. O. 1802, Fasc. 3, Frage 44.

⁷¹⁾ Ebenda, Frage 77; ebenda, Fasc. 3 Nr. 12, Fragen 9 und 10.

Schon früh übertrug der fränkische König sein Abt-Setzungsrecht auf den Gengenbacher Konvent⁷²⁾. Als Leiter einer religiösen Genossenschaft war aber die Abtswürde ein kirchlich-religiöses Amt. Nun unterstanden die Benediktinerklöster unmittelbar der päpstlichen Aufsicht und Jurisdiktion. Außer dem königlichen Verzicht mußte daher kirchlicherseits noch die kirchenrechtliche Gewährung durch die päpstliche Übertragung dieses Rechtes treten, denn schon an sich kannte das kanonische Recht kein Abt-Setzungsrecht durch Laien und wäre es auch ein Kaiser. Innozenz II. sagte dies 1139 so: „Wenn du, der Abt dieses Klosters, oder einer deiner Nachfolger stirbt, darf niemand dort durch irgendein arglistiges Hineinschleichen oder durch Gewalt zum Vorsteher gemacht werden, sondern nur der, den die Brüder einstimmig oder mit Mehrheit in Gottesfurcht und nach der Regel des heiligen Benedikt gewählt haben.“⁷³⁾ Der Abt war zugleich auch der Verwalter der wirtschaftlichen Grundlagen des Klosters mit seinen Regalien und Temporalien. Die damit verbundenen Befugnisse waren teils privat-, teils öffentlich-rechtlicher Natur. Dadurch kam eben dieses zweischichtige Amt in den Kreis der kirchlichen und zugleich der öffentlich-weltlichen Obergewalten.

Wir konnten im Vorstehenden überraschend viele Grafenrechte der Abtei Gengenbach zusammenstellen, von denen alle für den Grafschaftsbezirk zwischen Swigenstein und Velletürlin zutrafen, für die übrige Klosterherrschaft nur teilweise. Auch daraus geht hervor, daß die Grafschaft Gengenbach nicht mit der alten Grafschaft Kinzigdorf zusammenfiel, noch weniger mit der alten, ungeteilten Gesamtgrafschaft Ortenau. Es ist jetzt auch nicht mehr zweifelhaft, daß die Kloster-Immunität über die Grafschaft Gengenbach hinausreichte und die ganze übrige Klosterherrschaft umfaßte, nicht nur als Grundherrschaft, sondern auch als Bereich mit schätzenswerten und sichernden öffentlich-obrigkeitlichen Rechten.

Trotz dieses Ergebnisses ist es nicht unnötig zu fragen, ob damit alle wesentlichen Grafenrechte in der Hand des Abtes vereinigt waren, oder ob nicht am Ende doch etwas Wichtiges fehlte, was die Grafeneigenschaft einschränken könnte.

War es nicht die Hauptaufgabe der öffentlichen Gewalt im Mittelalter, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen? Um für die Sicherheit zu sorgen, hatte der Graf das Heerbannrecht. Hatte nun der Abt das Heerbannrecht oder nicht?

Wir können überzeugend belegen, daß die Abtei das Aufgebotsrecht gehabt hat, das sich über die Klosterherrschaft in der Grafschaft Gengenbach und in der Landvogtei Ortenberg erstreckte. Es gehörte zur Schirmaufgabe des Kastenvogts, für Ruhe zu sorgen, und er mußte dann das Aufgebot erlassen, wenn der Abt es wünschte. Das wurde in die Verfassung von 1331 aufgenommen und betraf den Schutz der Gotteshausleute an Leib und Gut bei Fehden oder Kriegen, worein natürlich das Aufgebot dann leicht verwickelt werden konnte. Das Aufgebotsrecht war also mit dem Heerbannrecht identisch. „Wenn ein Gotteshausmann

72) „Der Kaiser will nicht, daß jemand diesen Mönchen Unrecht zufügt. Er gestattet ihnen das Recht, an Stelle eines verstorbenen Abtes einen andern geeigneten einzusetzen.“ Crusius in *Annales Suevici* I, 297.

73) *Germania Pontificia sive Repertorium Privilegiorum et literarum a Romanis Pontificibus ante annum 1198*, Bd. 3, 76 f.; *Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden*, Bd. VII, 364; *MG SS V*, 244, u. a.

gefangen oder an seinem Gut geschädigt wird, so soll der Kastvogt die Leute von Offenburg, von Gengenbach, von Zell und vom ganzen Land (= Grafschaft und Landvogtei Ortenberg) an ihre eidliche Pflicht erinnern, daß sie mithelfen müssen, den Gotteshausmann oder sein Gut wiederzuerlangen, soweit es ihnen möglich ist.“⁷⁴⁾ Das war nichts anderes als das *Landesaufgebot*, und weil es eine Hauptpflicht des Kastenvogts als Bevollmächtigter der Abtei war, so hören wir so wenig davon in den rein klösterlichen Quellen.

Indessen war um 1500 die neue Militärverfassung Deutschlands auf das *Werbeverfahren* umgestellt worden. Daher wurde obige Bestimmung nicht mehr in M 1516 aufgenommen. Jedoch gehörte es zu den Pflichten der Abtei als Kreisstand des Schwäbischen Kreises und als Reichsstand des Deutschen Reiches. Der Abt mußte 3 Reiter und 150 Mann Fußsoldaten zu den schwäbischen Kreistruppen stellen. Wegen des kleinen Territoriums hielt man in Friedenszeiten keine stehende Truppe, wohl aber in Kriegszeiten. In solchen Krisenzeiten übte der Abt seine *Wehr-Hoheit* aus und rekrutierte Soldaten mittels der Werbung auf eigene Kosten, und zwar aus den laufenden Einnahmen, ohne besondere Steuer⁷⁵⁾.

Auf derselben Ebene wie die Wehrhoheit lag auch das allgemeine *Schirmrecht* bzw. die *Schirmpflicht* des Abtes. „Der Abt zu Gengenbach hat des Klosters Eigenleute, die auf der ‚Eigenschaft‘ zwischen Schwigenstein und Velletürlin wohnen, an Leib und an Gut zu schirmen, so gut er es vermag.“⁷⁶⁾ Dieses Schirmrecht ist nur eine Seite des älteren Aufgebotsrechts und enthält fraglos auch den militärischen Schutz. In dieser allgemeinen Form wurde gegen Ende des Mittelalters die Wehrhoheit dargestellt, so auch in die Gesamtverfassung von M 1516 aufgenommen und damit auch für die Neuzeit mit ihren geänderten Verhältnissen anerkannt. Es war seine Sache, diese in geeigneter Weise nach Lage der Dinge ausüben zu lassen.

Mithin mangelte dieses ursprünglich so wichtige Grafenrecht der Abtei nicht, und sie besaß daher alle zur Ausübung der Grafschaft notwendigen Rechte. Wir müssen deshalb den oft in Kaiserurkunden verwendeten Begriff „Grafschaft“ mit dem üblichen und vollständigen rechtlichen Inhalt versehen. Es bleibt freilich fraglich, wie weit die Äbte davon Gebrauch zu machen verstanden.

Durch die Einrichtung der zuvor abteilichen Städte Gengenbach und Zell a. H. zu Reichsstädten sowie des Reichstals Harmersbach 1366 übergab die Abtei den neuen Reichsständen einen großen Teil ihres Grafschaftsterritoriums als Herrschaftsgebiet mit vielen öffentlich-herrschaftlichen Rechten über die neuen Reichsstadtgebiete. Von dieser Eingliederung waren lebensnotwendige Teile der Abteiherrschaft ausgenommen. Durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens 1648 wurden noch weitere Gerichts- und Hoheitsrechte den kleinen Reichsständen, also auch den Reichsstädten Gengenbach, Zell

74) L II 1331, 16.

75) Akten GK Staatserw. a. a. O. Fasc. 3 Nr. 12, Frage 9 u. 10; ebenda Wichtige Komm.Akte, Frage 40.

76) U. vom 30. April 1386, GK 30/78 § 3; M 1516, 64.

und dem Reichstal Harmersbach, zuerkannt und dadurch für die Abtei bedeutungslos⁷⁷⁾).

Auf einen letzten Punkt soll noch gebührend hingewiesen werden. Im Mittelalter waren alle Herrschaftsrechte an Grundbesitz gebunden. Die Grafschaft des ausgehenden 13. Jahrhunderts wuchs in die territoriale Landeshoheit. Dafür war nicht nur bloßer grundherrschaftlicher Besitz erforderlich, sondern es mußte auch Land sein, über das kein Fremder Hoheitsrechte besaß. Hatte nun die Abtei Gengenbach solches Land? Freilich! Im Verlauf unserer Untersuchungen konnte immer wieder darauf hingewiesen werden. Für dauernd blieben der Abtei der Moosenwaldbezirk und das Gebiet Mühlstein-Schottenhöfen als spezielles Territorium, vor allem aber in Gengenbach selbst der von Mauern eingefasste Bereich der abteilichen Zentrale mit allem dazugehörigen, selbstbewirtschafteten Boden, mit allen Forstwaldungen, Gewässern, mit den gefreiten abteilichen Curien und schließlich die früher besprochenen sogenannten Ryßgüter. Diese Landstücke bildeten das engere, freilich in Zerstreuung liegende abteiliche Territorium im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne, und damit war bis zuletzt die Grafschaft verbunden. Auch diese Betrachtung führt uns wieder darauf, daß der richtige Name der Grafschaft nur der Name „Grafschaft Gengenbach“ sein kann.

Das gengenbachische Grafenamt war kein Lehen des Bistums Bamberg. Es war vom König direkt übertragen worden. Der Abt ist dadurch in den Reichsfürstenrang eingestiegen. Dies war die Hauptursache, daß die Reichsabtei Gengenbach mit ihrer weiten Grundherrschaft nicht unter eine fremde Landeshoheit geriet, einem Schicksal, dem z. B. die beiden benachbarten Reichsabteien Schwarzach und Schuttern nicht entgingen.

Ortsregister

zu: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abteiherrschaft Gengenbach. Die Jahreszahl bedeutet den Jahresband der „Ortenau“, die dann folgenden Zahlen sind die Seitenzahlen in diesen Bänden.

Aasen 1962, 109	Andlau 1962, 104	Beffendorf 1958, 52; 1962, 108 f., 110, 115, 116, 119 ff. bis 122
Abtsberg 1958, 66; 1959, 195 f.; 1961, 81, 92	Appenweiler 1961, 87, 140; 1962, 130, 132, 137	Behlenheim im Elsaß 1958, 52; 1962, 94 f., 96, 97, 98, 104, 105, 134
Achern 1961, 140; 1965, 139, 140	Aspich 1962, 137	Beiern 1959, 194 ff., 199 f.; 1961, 79, 81, 93; 1962, 131, 1963, 139
Adtkarren 1961, 96; 1962, 92 f.	Aubach 1962, 137	Bergach 1959, 199
Albersbach 1962, 137	Bächlehof 1962, 137	Bergen 1962, 133
Allmannsweiler 1961, 87; 1962, 89, 91, 124, 133, 134	Bamberg 1958, 53 ff., 62; 1959, 204; 1961, 136; 1962, 94, 96, 97, 100, 112, 145; 1963, 141; 1964, 167, 177; 1965, 133	Berghaupten 1958, 66; 1959, 215 ff.; 1961, 79, 81, 87, 95, 138, 140; 1962, 132; 1965, 139, 144
Alpirsbach 1962, 123	Basel 1962, 93	Bermersbach 1958, 66; 1959, 200 f.; 1961, 79, 81, 92; 1962, 132; 1965, 144
Altenheim 1958, 52; 1961, 81, 93, 123; 1962, 84 f., 88, 91, 134	Batzendorf im Elsaß 1958, 52; 1962, 94 ff., 124	
Altenheim im Elsaß 1962, 95, 97 f., 104		
Ambringen (Ober-, Unter-) 1964, 175		

77) Siehe Ehrensberger, Beiträge z. Gesch. Gengenbachs, FD XX, 269, 273.

- Biberach 1959, 200, 208, 210 f.; 1961, 79, 81, 87, 88, 95, 105, 138, 140; 1962, 124, 128, 129, 132, 133; 1963, 139; 1965, 140, 144, 146
- Bismatt-Schwärzenbach 1959, 195, 206 f.; 1961, 79, 81, 93; 1965, 144
- Birach 1962, 132
- Bohlsbach 1961, 123, 128 f., 133, 135; 1962, 131, 132, 137; 1963, 139
- Bollenbach (Usser-, Innern-B.) 1959, 211; 1961, 102, 106 f., 110; 1962, 132, 153; 1965, 144
- Welschbollenbach (= Inner-B.) 1961, 106 f., 110; 1962, 132; 1965, 144
- Bottenau 1962, 137
- Brambach 1959, 197, 199 f.
- Breitenneck (zu Baiersbronn) 1962, 137
- Broggingen 1959, 192; 1962, 132
- Brombach 1964, 168
- Bruch 1959, 208, 210; 1961, 79, 81; 1962, 133, 134; 1963, 139; 1965, 144
- Brückenhäusern 1959, 206 f., 1965, 144
- Buchwald 1961, 115, 118
- Bühl bei Offenburg 1961, 133, 134; 1962, 137
- Bühl-Stadt 1961, 140; 1962, 134
- Butschbach 1962, 137
- Dangolsheim 1958, 52; 1959, 202; 1962, 94 f., 98 f., 100, 134; 1964, 162
- Dantersbach 1959, 195, 199, 201 f.; 1961, 79; 1963, 139
- Dattenweiler 1961, 124 ff.; 1962, 125, 132, 134
- Dauchingen 1962, 108 f., 116, 121, 122, 135
- Diersburg 1961, 135
- Dinglingen 1958, 67; 1961, 81; 1962, 88 f., 91, 133, 134
- Dochbach u. Bocksbach 1959, 211; 1961, 97; 1962, 132
- Dundenheim 1958, 67; 1961, 81, 123; 1962, 85, 88, 91, 125, 129, 132, 133
- Dunningen 1962, 108, 117
- Durbach 1958, 66; 1961, 81, 92, 136 ff., 140; 1962, 130, 132, 134; 1964, 177; 1965, 139, 140
- Dürningen 1958, 52; 1962, 94 f., 101, 134
- Ebersweiler = Ebersweiler 1962, 130, 132, 137
- Auf Eck 1962, 132
- Eckbolzheim 1962, 95, 97, 103 f., 106, 134; 1964, 172
- Ehrenstetten 1964, 175
- Einach 1958, 66, 68; 1959, 195; zwei Einote 1959, 196, 202; 1961, 79, 81, 88, 92, 93; 1963, 139; 1965, 144
- vor Einach 1959, 195; 1963, 139
- Einbach 1961, 106
- Eisensprung (Isensprant) 1959, 208; 1961, 79, 81
- Elgersweiler 1961, 123 f., 135; 1962, 97, 124, 128, 129, 133, 134, 137; 1963, 139
- Ensisheim 1964, 160
- Entersbach 1959, 195, 208 f., 210 f.; 1961, 123; 1962, 133; 1963, 139
- Unter-Entersbach 1959, 208 f., 211; 1961, 79, 81; 1962, 132; 1965, 144
- Ober-Entersbach 1962, 132; 1964, 170; 1965, 144
- Erlach 1962; 137
- Erzbach (Merzbach, ursprünglich Hirzbach) 1959, 200; 1961, 79, 81; 1965, 144
- Eschau 1961, 102, 106, 108, 110; 1962, 134, 1965, 138, 144
- Espach 1961, 109; 1962, 132 (= Köpf u. Espach)
- Eßlingen 1963, 146
- Ettenheimmünster 1962, 144
- Falkenweiler 1959, 215
- Fegersheim 1962, 104
- Felderer 1965, 138, 139
- Fessenbach 1958, 66; 1961, 125 f., 130, 133, 138; 1962, 87, 137, 153
- Fischerbach 1959, 194; 1961, 81, 102, 106, 108, 110; 1962, 134; 1965, 138, 140, 141, 142 f.
- Fischerbachtal 1961, 106, 108 ff.; 1962, 153; 1965, 141, 144
- Fluorn 1962, 108 f., 116, 135
- Freiburg 1962, 93
- Freudental 1961, 125 f.; 1962, 132, 134
- Friesenheim 1958, 52; 1961, 81, 88; 1962, 87 f., 91, 133, 134
- Froschhof 1962, 137
- Furschenbach 1962, 137
- Fußbach 1959, 194 f., 197 ff., 200; 1961, 79, 81, 93; 1962, 132, 133; 1963, 139; 1965, 144
- Geißhut 1959, 203 ff., 206; 1961, 81
- Gengenbach 1958, 50, 51, 52 ff.; 1959, 192 ff.; 1961, 79 ff., 111 ff., 123 ff., 138 ff.; 1962, 85 ff., 107 ff., 113 ff., 123 ff., 135 ff., 144 ff.; 1963, 134 ff.; 1964, 158 ff.; 1965, 132 bis 153
- Geroldseck 1959, 193, 216 f.
- Gingsheim 1962, 95, 97 f., 102, 104, 134
- (Alt-)Glashütten 1961, 115 f., 118
- (Neu-)Glashütten 1961, 115 f.
- Goldscheuer 1962, 137
- Gottshauswald (heute verkürzt zu Gottswald) 1961, 133, 138
- Graneck 1962, 111, 112, 113
- Griesbach 1962, 137
- Griesheim 1961, 87, 133, 134; 1962, 125, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 137
- Grimmis 1962, 137
- Gröbern (Grebern) 1959, 209 f., 211; 1961, 79, 81, 105 f.; 1962, 132; 1964, 168
- Hagenau 1964, 175
- Haft 1962, 137
- Haigerach (Heidi[n]ger, Haiger) 1959, 194, 195, 196, 203, 205; 1961, 79, 81; 1962, 126, 132, 133; 1964, 168, 169; 1965, 144, 147
- Haigerachtal 1958, 61
- Halden bei Haslach 1961, 97
- Hambach (Vorder-, Hinter-) 1961, 118; 1962, 132
- Harmersbach 1958, 66; 1959, 193, 207, 210 ff., 214 f.; 1961, 79, 81, 93, 118 ff., 138, 140; 1962, 124, 126, 128, 129, 132, 133, 134, 142; 1963, 139; 1964, 168; 1965, 144, 146, 152, 153
- Haslach i. Kinzigtal 1958, 52; 1961, 81, 93 ff., 102 ff., 105 f.; 1962, 136; 1963, 145; 1964, 164, 170, 176; 1965, 138 ff., 140, 144, 150
- Haslach bei Oberkirch 1962, 137
- Hasengrund 1962, 137
- Haßbachtal 1961, 137
- Hatzenweiler 1962, 137
- Hausach 1958, 52; 1965, 138
- Heidelberg 1964, 171
- Heiligenzell 1962, 87
- Helbenspring 1961, 137
- Herg 1959, 202
- Herrenholz 1962, 132
- Herztal 1962, 137
- Hesselbach 1961, 137
- Hetzental 1959, 199
- Hilseck 1961, 114 ff., 118
- Hinderstenbach-Sondersbach 1959, 202 f.; 1962, 132
- Hippersbach 1962, 132
- Höfen bei Allmannsweiler 1961, 123; 1962, 89, 91, 124, 133, 134

- Höfen bei Schutterwald **1962**, 137
Höfersberg **1961**, 116
Hofstetten **1961**, 94, 105; **1965**, 144
Hohenbergen im Durbachtal **1961**, 137; **1962**, 130
Hohfrankenheim i. Els. **1958**, 52; **1962**, 94 f., 97, 102, 134
Holdersbach **1962**, 132
Horb **1962**, 107
Hornbach **1958**, 50
Hornenberg **1962**, 137
Hub **1962**, 137
Hüttersbach (Hitzelsbach oder ähnlich) **1958**, 66; **1959**, 196; **1964**, 168
Hugsweier **1964**, 158
- Ibach **1961**, 112; **1962**, 137
Ichenheim **1958**, 67; **1961**, 81, 88, 123; **1962**, 84 ff., 88, 90 f., 124, 125, 128, 129, 132 f., 153; **1964**, 172
Irslingen **1958**, 52; **1962**, 108 f., 115 ff., 117 f., 120 f., 135, 149
- Käfersberg **1958**, 66; **1961**, 81, 125 f., 133, 138; **1962**, 132, 134, 137, 153; **1963**, 139
Kammerhof **1962**, 137
Kappel **1962**, 90
Kappel-Rodeck **1962**, 137
Kappel-Windeck **1962**, 130, 133
Kehl **1961**, 135; **1962**, 132, 134
Kernenhof **1962**, 137
Keßhammer **1961**, 116
Kinzheim **1962**, 94, 104, 134
Kinzigdorf **1961**, 123, 131 ff., 134, 135; **1962**, 84, 132, 134; **1963**, 139; **1965**, 132, 138, 140, 144, 151
Kippenheim **1962**, 89, 91, 133, 134, 153
Kirchhofen **1964**, 175
Kittersburg **1962**, 137
Kluse (Klause) **1961**, 115 ff., 118
Knopfholz **1962**, 132
Kolmar **1964**, 175
Königsbruck **1964**, 176
Konstanz **1958**, 63; **1962**, 111, 123, 127; **1964**, 167
Krafteneck **1962**, 137
Krautergersheim **1962**, 104
Kürnbach **1962**, 132
Kürzell **1961**, 123; **1962**, 84, 85, 89, 91, 132, 133
- Lachen bei Haslach **1961**, 97
Lackendorf **1962**, 108, 115, 117
Lahr **1962**, 88, 142
Langhart **1962**, 132
Langhurst **1962**, 137
- Lauf **1962**, 137
Lautenbach **1962**, 137; **1964**, 158
Lautenbachtal **1961**, 137
Linx **1961**, 123, 135, 136, 140; **1962**, 91, 132, 134
Lochhof **1962**, 137
Löcherberg **1961**, 112; **1962**, 137
Lussmühle **1962**, 132
- Mahlberg **1962**, 142; **1964**, 177
Mainz **1962**, 114
Maisenbühl **1962**, 137
Mannheim **1964**, 171
Marlen **1962**, 137
Maursmünster **1962**, 98
Mietersheim **1962**, 88
Mitteleck (Moos) **1961**, 87, 114 ff., 118; **1964**, 168
Mittelnbach (Reichenbach) **1959**, 202 f.
Moos **1959**, 204; **1961**, 111 ff., 120 ff.; **1962**, 133, 153; **1964**, 168, 169; **1965**, 135, 144, 153
Mühlenbach **1961**, 94 f., 105 f.; **1965**, 144
Mühlstein **1961**, 111 ff., 118 ff., 122; **1962**, 132, 133, 153; **1963**, 145; **1964**, 169, 170; **1965**, 144, 153
Mülbach (= Müllen bei Nußbach i. R.) **1962**, 130, 134, 137
Murbach **1958**, 50
Mürrenbach **1959**, 201
- Nesselried **1962**, (Unter-Nesselried) 137
Neuershausen im Breisgau **1961**, 96; **1962**, 92, 125, 135
Neuhausen **1959**, 209; **1961**, 79, 81
Neuweiler **1958**, 50, 52
Schloß Neuwindeck **1962**, 137
Nieder-Altach **1958**, 51
Niedereschach **1961**, 134; **1962**, 108 bis 116, 120, 124, 129, 135
Niederhofen **1962**, 137
Niedernbach bei Haslach **1961**, 97; **1962**, 132
Nillhöfe **1959**, 211; **1961**, 102 ff., 109 f.; **1962**, 132; **1965**, 143 f.
Nordrach **1959**, 193, 207, 210 f.; **1961**, 79, 81, 93, 112, 114 ff., 118 ff., 121 f., 138, 140; **1962**, 90 f., 124, 128, 129, 132, 133; **1964**, 168, 170, 177; **1965**, 144
Nüschenrüti (= Pfaffenbach) **1959**, 203, 205; **1963**, 139
Nußbach **1961**, 137 f., 140; **1962**, 134, 137
- Oberdorf **1959**, 204 f., 206 f.
- Oberentersbach **1959**, 209, 211; **1961**, 79, 81
Oberkirch **1961**, 140; **1962**, 135, 137, 138
Obernbach bei Haslach **1961**, 97
Oberndorf a. N. **1962**, 108 f., 120, 121, 122
Oberweier **1962**, 88
Üdsbach **1961**, 112; **1962**, 137
Offenburg **1958**, 66; **1961**, 80 f., 87, 111, 123, 130 ff., 133, 134, 135; **1962**, 99, 129, 132, 134, 135, 141, 150; **1963**, 139, 141; **1965**, 137, 142, 146, 148, 150, 152
Offenheim **1962**, 104
Öfingen **1962**, 109, 116, 123, 135
Ohlsbach **1959**, 194, 217; **1961**, 79, 81, 93, 127 f.; **1962**, 126, 132, 133, 151; **1964**, 172; **1965**, 137, 139 f., 142 f., 144
Önsbach **1961**, 140
Oppenau **1961**, 111; **1962**, 137
Orschweier **1962**, 90
Ortenberg **1961**, 124 ff., 133, 135; **1962**, 106, 131, 133, 134, 137, 148, 151; **1963**, 134, 140, 142; **1964**, 160; **1965**, 133, 139 f., 142 f., 150
Ottenham **1965** . . .
Ottenhöfen **1962**, 137
Ottenweier(er-Hof) **1962**, 86, 132, 133
Ottersweier **1961**, 135; **1962**, 137; **1965**, 140
Peterstal **1962**, 137
Pfaffenbach (siehe auch Nüschenrüti) **1959**, 195, 203, 205 f.; **1961**, 79, 81, 93; **1962**, 132, 133; **1965**, 144
Prinzbach **1959**, 208; **1961**, 95; **1965**, 144
- Querbach **1961**, 140
- Rammersweier **1961**, 128 ff.; **1962**, 131, 132, 137
Ramsbach **1961**, 112; **1962**, 137
Rechbach **1961**, 109
Reichenau **1958**, 50
Reichenbach bei Geroldseck **1959**, 194; **1961**, 79, 81, 93; **1962**, 89, 124, 125, 133, 134; **1964**, 172
Reichenbach im Kinzigtal **1959**, 194 f., 202 f.; **1961**, 79, 81, 93, 112; **1962**, 126, 132, 133; **1963**, 139; **1965**, 139, 144
Reichenbach-Schwärzenbach **1959**, 202 f., 206; **1962**, 132
Renchen **1961**, 140; **1962**, 130, 132, 137, 138

- Rheinbischofsheim 1961, 135
Rheinböllen 1964, 170
Richersbach-Hub 1962, 132
Rieberhof 1962, 137
Riedle 1962, 137
Rießhof 1961, 126 ff.; 1962, 137, 153
Ringelbach 1962, 137
Rippoldsau 1961, 104 f.; 1962, 127
Röde 1962, 132
Rohrbach 1962, 137 (Gem. Durbach)
Rohrberg 1962, 137
Römlinsdorf 1962, 108 f., 116, 122 f., 135
Röth 1962, 132
Rottweil 1962, 107, 112, 113, 114, 115, 117, 119, 120, 122, 151
Rüchelnheim 1961, 140; 1962, 130, 134
Rugerswiler 1961, 123; 1962, 87, 133, 134
Runzengraben b. Haslach 1961, 97
Rütti i. Rendtal 1961, 137
Rütti bei Zunsweier 1961, 88, 134 f.; 1962, 132
Ryßgut 1961, 81, 92
Sand 1961, 89
St. Gallen 1962, 113, 114
St. Georgen 1961, 105, 123; 1962, 97, 98, 102, 104, 112, 115, 117
Sarey b. Haslach 1961, 97
Sasbach 1962, 137
Sasbachried 1962, 137
Sasbachwalden 1962, 137
Schäfersfeld 1961, 115 f., 118
Schanbach 1962, 132, 134
Schauenburg 1964, 168
Scherweiler 1962, 94, 104, 134
Schlauch bei Ohlsbach 1965, 143
Schlettstadt 1964, 175
Schmieheim 1962, 90
Schnellingen 1961, 81, 95, 102, 106, 108; 1965, 144
Schönberg b. Gengenbach 1958, 67; 1959, 197, 202; 1961, 81; 1962, 110, 132; 1965, 144
Schopfheim 1958, 52, 19; 1961, 123; Niederschopfheim 1961, 81, 88, 123; 1962, 84, 87, 88, 90 f., 132, 133; Oberschopfheim 1961, 81, 123; 1962, 87, 88, 91, 126, 133, 134
Schottenhöfen 1961, 118 ff., 122; 1962, 133; 1964, 170; 1965, 144, 148, 153
Schuttern 1958, 50, 52, 57 f.; 1959, 204, 215; 1961, 81, 134; 1962, 85, 87, 90, 144; 1965, 153
Schutterwald 1962, 137
Schwaibach 1959, 201 f.; 1961, 81; 1962, 132, 133; 1965, 140, 144
Schwarzach 1958, 50, 52; 1962, 99 f., 144; 1964, 176; 1965, 138 f., 153
Schwärzenbach 1963, 139
Schweighausen 1962, 90
Schwenningen 1962, 110
Schwigenstein 1961, 94 f.; 1962, 148; 1965, 132, 134, 136 ff., 142 f., 147, 152
Seebach 1962, 137
Sehrsers Rodung 1961, 115
Seldeneck 1964, 168
Sendelbach 1961, 133, 137, 138, 140; 1962, 134
Siechen 1961, 127
Speyer 1958, 62; 1962, 159
Stadelhofen 1962, 130, 137
Staufenberg 1962, 137; 1964, 168; 1965, 139, 140
Steinach 1959, 193, 195, 207, 210 f.; 1961, 79, 81, 93, 95 ff., 98, 102 f., 107; 1962, 92, 124, 128, 132, 133, 153; 1963, 139, 148; 1964, 170; 1965, 140, 144, 148
Stetten b. Rottweil 1962, 108 f., 115, 116, 117, 135
Stöcken 1959, 195, 210 f.; 1961, 79, 81, 105; 1963, 139
Stollhofen 1965, 138
Straßburg 1958, 62; 1959, 199, 216 f.; 1961, 81, 89, 93 ff., 110, 132; 1962, 89, 93, 94 f., 96, 97, 100, 103, 104, 105 ff., 123, 126, 128, 134, 135, 138, 141, 151; 1963, 141; 1964, 158, 165, 166, 167, 168, 172, 173, 176
Strickerhöfe 1964, 170
Strohbach 1959, 197 ff., 201; 1961, 81; 1962, 131, 132; 1963, 148; 1964, 168; 1965, 144
Sulzbach 1961, 106
Tiergarten b. Oberkirch 1962, 137
Tottenberg b. Haslach 1961, 97
Truchtersheim i. Elsaß 1962, 104
Tutschfelden 1959, 192 f.; 1961, 123; 1962, 90, 132, 133
Ufhoven 1961, 131 f., 133; 1962, 132, 134
Ulm b. Oberkirch 1958, 61; 1962, 137, 138
Unzhurst-Oberwasser 1961, 135, 136; 1962, 91, 134; 1965, 140
Urloffen 1961, 140; 1962, 130, 137
Valtolzweiler 1962, 85, 132, 133
Velletürlin 1961, 94 f.; 1965, 134, 136 ff., 142 f., 147, 152
Villingen-Dorf 1958, 52; 1962, 108 f., 110, 115 f., 120 ff., 135
Villingen-Stadt 1962, 111, 115
Vollmersbachwald 1961, 128, 133, 138; 1963, 139, 140
Wagenstadt 1962, 90, 134
Wagshurst 1962, 137
Waldstein 1961, 106 ff., 109 f.; 1965, 140, 144
Waldulm 1962, 137
Waltersweier 1961, 133; 1962, 137
Walzfeld 1962, 137
Weberschwyz (wohl = Wefferschwiher, heute = Ebersweier, Ortsteil von Ohlsbach) 1961, 127
Weier 1961, 133; 1962, 134, 137
Weierbach 1958, 66; 1961, 81, 92, 123, 125, 128 ff., 133 f., 135, 136; 1962, 132 (Zell-W.), 134 ZW., 137; 1963, 139
Weierhof 1962, 137
Weiler 1959, 211; 1961, 102 f., 106 f., 109 f.; 1962, 124, 128, 132; 1965, 144
Welschensteinach 1961, 95, 102; 1965, 144
Wendelbach 1962, 137
Westhausen 1958, 52; 1962, 94 ff., 134
Willstätt 1961, 133; 1965, 142 f., 147
Wiltigen 1963, 143
Windschläg 1961, 129, 140; 1962, 125 f., 130, 132, 137
Wingerbach, Windeck 1959, 201; 1961, 79, 81, 87; 1965, 144
Wittershausen 1962, 108 f., 116, 123, 135
Wolfach 1963, 145
Zell a. H. 1958, 66; 1959, 193, 207, 209 ff.; 1961, 79, 81, 91, 110, 121, 132, 138, 140; 1962, 99, 124, 126 f., 128, 129, 132, 133, 134, 135, 142, 150; 1963, 139, 141; 1964, 170, 176; 1965, 137, 144, 146, 148 ff., 152
Zell bei Weierbach 1961, 130, 133 f.
Zimmern 1961, 140; 1962, 134, 137
Zunsweier 1959, 215; 1961, 81, 123, 126, 134, 135; 1962, 110, 132, 133, 137; 1963, 139; 1965, 139
Zusenhofen 1962, 130, 137
Zwiefalten 1958, 61

Zur Hansjakobforschung

von Rudolf H a h n

In „Die Ortenau“, Jahresband 1961, bringt B. Kremann auf Seiten 248 bis 302 eine umfassende Hansjakob-Bibliographie mit reichen Inhaltsangaben, Erläuterungen und Hinweisen. Insgesamt kommt der Verfasser auf 700 Einzelteile, die in wissenschaftliche Werke, Reise-Erinnerungen, Vorworte zu Schriften anderer Verfasser usw. fachlich gegliedert sind.

Bei der Durchsicht eines der schönsten Schwarzwaldbücher des 20. Jahrhunderts, „Das alte malerische Schwarzwald-Haus“ von R. Schilling, Freiburg 1915, stieß ich auf ein Hansjakobisches Vorwort, das in der Hansjakob-Bibliographie von Kremann nicht verzeichnet ist. Daher lasse ich es im Wortlaut folgen:

Geleitwort des Herrn Stadtpfarrers a. D. Dr. Heinrich Hansjakob

In den ersten Frühlingstagen dieses Jahres sandte mir ein persönlich völlig unbekannter Herr Schilling, wissenschaftlicher Zeichner an der Universität Freiburg, eine Anzahl Zeichnungen von Schwarzwaldhäusern und deren Innerem und bat mich, so sie mir gefielen, auch den Text dazu schicken zu dürfen.

Ich lehne es sonst grundsätzlich ab, anderer Leute Schriftstücke zu lesen und zu begutachten. Aber die Zeichnungen gefielen mir so gut, daß ich mich erbot, wenn ich nach Ostern in die Kartause nach Freiburg käme, etwas vom Text zu lesen. Es wurde Pfingsten, bis ich dahin kam, und eines Tages erschien Herr Schilling, brachte mir noch mehr Zeichnungen und einen Teil des Textes zu dem von ihm verfaßten und illustrierten Buche: „Das alte malerische Schwarzwaldhaus“.

Die Zeichnungen gefielen mir immer besser, je mehr ich sah, und um den Text lesen zu können, erbat ich mir acht Tage Frist. Als nach deren Ablauf Schilling, ein in hohem Grade bescheidener, fast schüchterner Mann, wiederkam, machte ich ihm mein aufrichtiges Kompliment für sein Werk, sagte ihm meine Empfehlung zu, sprach ihm meinen Dank aus, daß er sich so um das schöne, alte, auf das Absterben gesetzte Schwarzwaldhaus mit Schindel- und Strohdach annehme, für dessen Erhaltung ich mich schon oft in meinen Büchern ausgesprochen und gegen das von Feuerversicherungsgesellschaften, Staatsbehörden, Baukontrolleuren schon seit vielen Jahren ein Krieg geführt wurde.

Er erzählte mir nun, daß er, seit Jahrzehnten in Freiburg wohnend, in freien Tagen den Schwarzwald zu Fuß durchwandert und seine Studien für die alten Schwarzwaldhäuser, innen und außen, mit ganzem Herzen und voll Bewunderung für die in ihnen zutage tretende Volkskunst gemacht habe.

Schilling ist Zeichner von Fach und kein Maler, aber trotzdem liegt über seinen glatten, sorgfältigen Zeichnungen ein Hauch der Kunst und der Liebe, die ihn für den Gegenstand beseelte.

Ich bin weder Zeichner noch Künstler und Kunstverständiger, ich beurteile die Werke der Kunst nur nach dem Empfinden, das sie in mir auslösen, war aber erstaunt, als ich von Schilling hörte, seine Bilder seien von sogenannten Sachverständigen und sachverständig sein wollenden abgelehnt worden, und er habe nirgends Hilfe zu seinem Unternehmen gefunden. Ich wollte nun von kompetentester Seite wissen, ob ich falsch geurteilt habe und bat den Altmeister der Kunst und geborenen Schwarzwälder, den Geh.-Rat Dr. Hans Thoma, er möchte doch die Bilder ansehen. Er willigte ein. Schilling sandte ihm Zeichnungen und Text. Welchen Beifall sie beide bei dem berühmtesten Künstler des Schwarzwaldes fanden, zeigt Thomas vorliegendes Urteil. Damit ist die Frage, ob das Werk in die Öffentlichkeit treten dürfe, widerspruchlos gelöst.

Ich wünsche nur noch, daß das Buch Schillings auf keinem Bauernhof, in keiner Werkstätte, auf keinem Baubüro, in keinem Amtshaus und bei keinem Liebhaber des Schwarzwaldes fehle, auf daß man erkenne, was die alten Maurer, Zimmerleute und Schreiner, Schlosser und Uhrmacher — ohne Schule und ohne Wanderschaft in der Fremde — für Meister in der Volkskunst, dieser Mutter aller Künste, gewesen sind, und auf daß man in Stadt und Land einsehe, daß, wie in so vielen Dingen, das Alte das Bessere und Schönere war, weil die Menschen bessere und größere Künstler von Gottes Gnaden — selbst im Bau und in der Einrichtung eines Bauernhauses — gewesen sind, und auf daß man endlich sich dazu aufraffe, dem Schwarzwald seine alten Höfe zu erhalten und neue nur so zu bauen, daß sie zum Schwarzwald, zu seinen Bergen und Tälern passen und nicht die Natur verschänden, sondern ergänzen — zur Freude aller derer, die den Schwarzwald lieben und vor allem zur Belehrung des Volkes, das im Schwarzwald wohnt und nicht mehr weiß, wie schön seine „altmodischen“ Häuser und Möbel sind.

Haslach i. K., im Juli 1915

H a n s j a k o b

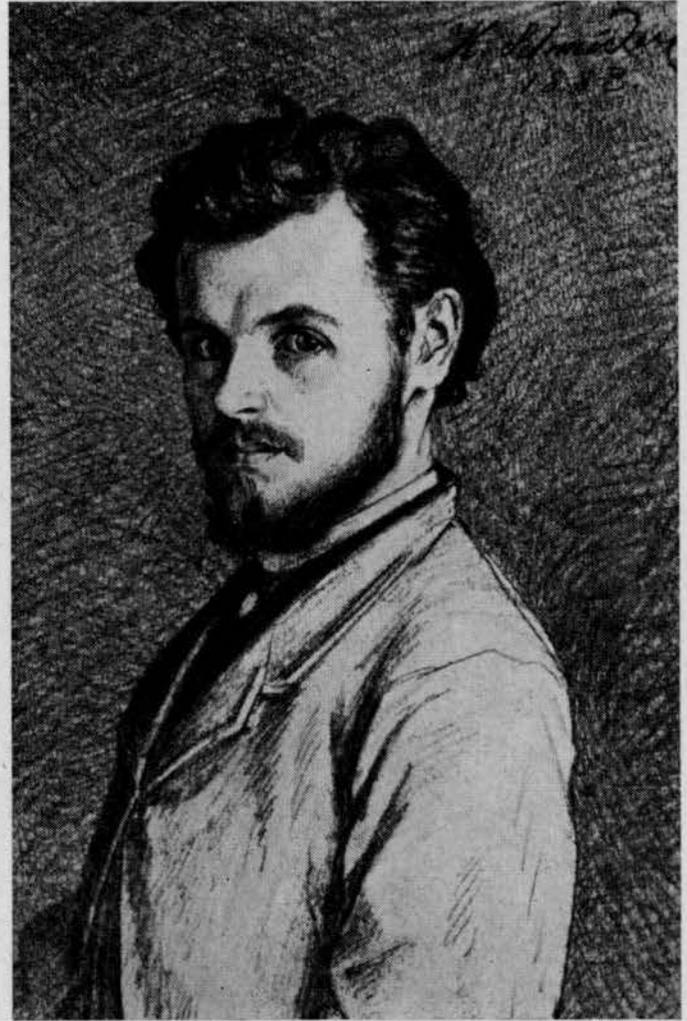
Nachwort der Schriftleitung. Der Kampf Hansjakobs für die Erhaltung und Fortentwicklung unserer landschaftlich gewachsenen Hausformen und überhaupt für Volkskunst und Volksbräuche war nicht vergeblich. Er mit dem damals kleinen Kreis von Rufern hat den mutigen Anfang gemacht und dadurch das überraschte Aufmerken weiter Kreise geweckt, daß diese Werte dem ganzen Volk gehören. Heute könnte Hansjakob mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß gerade der bauliche Denkmalschutz seinen nicht mehr wegzudenkenden Platz in der Gesetzgebung errungen hat, daß das Verständnis dafür und die Freude daran sich in allen Schichten unserer Zeitgenossen ausgebreitet und den Willen hervorgerufen hat, einer weiteren landschaftlichen Verarmung energisch vorzubeugen. Das ist unsere heutige Aufgabe, die ohne zaghaftes Zurückweichen durchgeführt werden muß. In unseren Reihen steht ja der große Rufer Otto Ernst Sutter als das wache und überzeugende Gewissen unserer Heimat.

Der Maler vom Kreuzberg

Gehört Konrad Schmider
der Vergessenheit an?

von Kurt Klein

Kunst- und Kirchenmaler Konrad Schmider,
1859—1898, Selbstbildnis 1883.



Im Jahre 1883 konnte man im damaligen Städtchen Husen einem Mann begegnen, der sich in seiner äußeren Erscheinung merklich von den anderen Bürgern in Hausach unterschied. Seine feinen, jugendlichen Gesichtszüge, sein welliges, nach hinten wallendes Haar ließen gleich vermuten, daß er nicht an grobe Arbeit gewöhnt war. Wenn er auch kein Hausacher war, so kannte man ihn doch in den Straßen und Gassen unter der Burg Husen, kam er doch immer wieder zu Besuch, um bei „s' kleine Becke“, dem heutigen Textilhaus Leib, einzukehren. In diesem Jahre aber blieb der Gast etwas länger als gewöhnlich im Städtchen. Fast täglich stieg er auf den Kreuzberg, um in der dortigen, weitbekannten Wallfahrtskapelle für Stunden zu verweilen. Wer dann gerade als Beter, Wanderer oder als Neugieriger in das Gotteshaus trat, war Zeuge, wie von Künstlerhand ein Bild gemalt wurde, das seinen zukünftigen Platz auf dem Hochaltar haben sollte. Noch heute, nachdem Jahrzehnte vergangen sind, steht jeder Besucher der Kreuzbergkapelle ergriffen vor diesem Kreuzigungsbild, das in jenem Jahr von Konrad Schmider geschaffen wurde. Auch die beiden Opferungsbilder auf den Seitenaltären sind das Werk seiner Hände.

Leider hat ihn die Zeit schnell vergessen, auch in den Aufzeichnungen über die badischen Maler jener Zeit suchen wir vergeblich nach seinem Namen. Hätte er nur das Bild auf dem Hochaltar der Kreuzbergkapelle gemalt, so würden wir uns darüber nicht wundern. Um seine volle Größe als Kunstmaler zu erfahren, müssen wir die Hausacher Gemarkung verlassen und in nachbarlichen Kirchen



In der Nähe von Hausach liegt die Wallfahrtskapelle Kreuzberg mit den Altarbildern von Konrad Schmider.

seine Werke betrachten. In Mühlenbach entdecken wir seine Altarbilder. Für die Kirche in Zell a. H. schuf er einen Kreuzweg. Von der Decke des Gotteshauses in Nußbach im Renthalt grüßen seine Gemälde. Auch in Bad Rippoldsau führte er den Pinsel. Die Stadtpfarrkirche zu Wolfach erwarb und hütete seine kunstvolle Grablegung Christi, und wer sich sonst von seiner Kunst überzeugen will, der pilgere nach St. Jakob, um dort die großen Bilder zu bestaunen, welche die Geschichte dieses Kinzigtäler Heiligtums erzählen. Jetzt spüren wir, daß wir es mit einem Künstler zu tun haben, der sich als Kunst-, vor allem als Kirchenmaler einen guten Ruf geschaffen hat. Sein Leben zeigt, daß auch im hintersten Zinken Talente geboren werden, die, einmal entdeckt und gefördert, weit über den Rahmen der engeren Heimat hinauswachsen und dem Schwarzwald und seinem einfachen, unverbildeten Volk zur Ehre gereichen!

Treten wir nun kurz auf den Lebensweg dieses Malers, der wohl zu den größten Künstlern des Kinzigtals zählt. Im Jahre 1859, am 12. November, wurde dem Ehepaar Michael und Martha Schmider im Übelbach, einem Seitental des Langenbachtals bei Wolfach, ein gesunder Bub in die Wiege gelegt, dem man am folgenden Tag bei der Taufe in der Pfarrkirche zu Wolfach den Namen Konrad gab. Vor mehr als einem Jahr hatten die Eltern, beide von Oberwolfach stammend, ge-



Konrad Schmiders Gemälde auf dem Hochaltar der Kreuzbergkapelle. Die drei eindrucksvollen Altar-
bilder in der Kreuzbergkapelle zeigen den Künstler auf der Höhe seiner Meisterschaft.

Aufn.: Götze, Hausach



Konrad Schmiders Gemälde auf dem linken Seitenaltar der Kreuzbergkapelle. Opfer des Melchisedech.

Aufn.: Götze, Hausach

heiratet und im Übelbach, im Schillingerhof, eine neue Heimat gefunden. Der Lehrer in der Langenbacher Schule hatte seine Freude an dem aufgeweckten Konrädle. Allein dem hochwürdigen Herrn aus Wolfach wäre einmal beinahe der Geduldfaden gerissen, als er mit viel Mühe und Liebe den Bauernkindern die Geschichte des ägyptischen Josefs erzählte. Wiederholte Male beobachtete er nämlich, wie der Bub vom Schillingerhof sich unter der Bank zu schaffen machte. Schon wollte sich das Donnerwetter über dem unaufmerksamen Schüler entladen; da hielt der Pfarrer ein Stück Papier in der Hand, auf das der Konrädle mit kindlichen Strichen das wiedergab, was der geistliche Lehrer eben erzählte.



Konrad Schmiders Gemälde auf dem rechten Seitenaltar der Kreuzbergkapelle. Opferung des Isaak.

Aufn.: Götze, Hausach

Dieser „Vorfall“ sollte aber für unseren Bauernbub von Entscheidung sein, denn der Pfarrherr suchte bald die Eltern auf und ließ sich auch durch die anfängliche Zurückhaltung der Eltern nicht in seinem Plan beirren, die künstlerische Begabung Konrads zu fördern. Kaum der Schule entwachsen, sehen wir (1875) den jungen Burschen aus dem Übelbach in der Lehre beim Maler J. Gg. Straub in Wolfach, wo sich sein Talent entfalten kann, so daß es nachher ermöglicht wird, den begabten Mann auf die Kunstakademie nach Karlsruhe zu schicken. Dort entwickelt er sich zu einem vortrefflichen Porträt- und Kirchenmaler, dem sehr bald lohnende Aufträge zufallen. Von Zeit zu Zeit kehrt er in sein Elternhaus



Hier sieht man rechts die Kreuzbergkapelle in ihrer Lage zur Kinzigtal-Schwarzwald-Landschaft. Links oben der beherrschende, kegelförmige Gipfel des Farrenkopfes mit der Hasemannhütte. Rechts im Bild zieht das Hauserbachtal in das Bergland.

Klischee: Stadtverwaltung Hausach

zurück und fertigt dort eine ganze Anzahl heute noch erhaltener Bildnisse seiner Eltern und Verwandten an, die den steilen Aufstieg vom kindlichen Gekritzeln mit Holzkohle an die verdeckte Speicherwand zum begehrten Kunstmaler erkennen lassen.

Mußte er in Hausach auf den nächsten Zug warten, so suchte er seine Base im Städtle auf. Als Dreiundzwanzigjährigem wird ihm der Auftrag für die Kreuzbergkapelle erteilt. Das Bild auf dem Hochaltar zeigt uns aber, was für ein Genie in ihm verborgen lag, das in kürzester Zeit zu reicher Entfaltung heranreifte. Auf einem anderen Ölgemälde, welches das „Rosenwunder der hl. Elisabeth“ darstellt, erkennen wir in der Person der Heiligen seine Frau. Leider blieb die Ehe kinderlos. Auf einer (Welt-)Ausstellung in Amerika wird sein Werk mit dem ersten Preis ausgezeichnet.

Unter den vielen Bewerbern, die sich um den Auftrag zur Ausmalung des Mannheimer Schlosses bemühen, wird der in Karlsruhe wohnende Konrad Schmider ausgewählt. Doch bei der Ausführung dieser Arbeit sollte ihm ein tragisches Geschick widerfahren. Es wird erzählt, daß ihn Freunde aus Hausach in der Stadt zwischen Rhein und Neckar besucht hätten. Als jedoch Konrad nicht wie verabredet zur Mittagszeit im Gasthaus erschien, gingen die Freunde zum Schloß. Was für ein furchtbarer Anblick erwartete sie da! In den Stangen des hohen Gerüstes hing der leblose Körper des abgestürzten Künstlers. Dies geschah am 6. Juli 1898. Von anderer Seite wurde mir berichtet, der Maler sei zwei Tage nach dem Sturz an den Folgen einer Magenverletzung (oder einer Lungenquetschung) verschieden. Er wurde jedenfalls früh vollendet in Karlsruhe zur letzten Ruhe gebettet. Doch um seinen Tod ging sehr bald ein Geraune unter seinen Bekannten umher. Viele vermuteten, daß Konrad Schmider einem heimtückischen Anschlag eines seiner Konkurrenten zum Opfer gefallen sei. Es gab aber auch böse Zungen, die nicht zurückschreckten, die hohen Verdienste des Künstlers dadurch zu schmälern, daß sie ihm Selbstmord unterschoben. Rätselhaft bleibt neben seinem tragischen Tod auch die Tatsache, daß der Name nicht in die einschlägige Literatur einging. Selbst im Verwandtenkreise konnten keine genauen Unterlagen gefunden werden, so daß sich bei der mündlichen Überlieferung leicht Fehler eingeschlichen haben können.

Glücklicherweise sind noch sehr viele Bilder und Skizzen im Privatbesitz vorhanden, die, von kundiger Hand ausgewählt, zu einer eindrucksvollen Ausstellung zusammengestellt werden könnten, die zu eröffnen man 1959 im 100. Geburtsjahr des Künstlers vergessen hat. Wer aber auf den Kreuzberg pilgert, wird hinter dem Bild des Gekreuzigten auch das Schicksal des Malers erkennen.



Madonna auf Wolken mit Engeln als Beschützerin von Wolfach. Gemälde von Konrad Schmider auf dem Hochaltar der Wallfahrtskapelle St. Jakob bei Wolfach. Unter dem großen Engel die Stadt Wolfach.

Klischee:

Pfarrgemeinde Wolfach

Konrad Schmiders Werke

von Josef Krausbeck

Nicht einmal 20 Jahre künstlerischen Schaffens waren dem Konrad Schmider vergönnt gewesen und doch konnte eine umfangreiche Liste seiner heute noch behüteten und sicher von ihm herrührenden Werke zusammengestellt werden. Leider erreichen uns zuweilen Nachrichten, daß bei Kirchenrenovationen Schmider-Bilder entfernt werden, ohne daß sie zuvor fotografisch aufgenommen worden waren. Auch schlechte Aufbewahrungsorte tragen zum Verfall solcher Werke bei.

I. in Wolfacher Privatbesitz sind:

1. Büßende Magdalena;
2. Ölstudie zur Madonna in St. Jakob;

Auffindung des St.-Jakob-
Gnadenbildes um 1400.
Gemälde K. Schmiders in
St. Jakob bei Wolfach.

Klischee:
Pfarrgemeinde Wolfach



Wiederentdeckung der um
1540 zerstörten St.-Jakobs-
Kapelle mit dem Gelöb-
nis der Bürger zum Wie-
deraufbau 1655.

Gemälde K. Schmiders in
St. Jakob bei Wolfach.

Klischee:
Pfarrgemeinde Wolfach



3. Porträt seines Lehrmeisters Joh. Georg Straub;
4. Porträt von dessen Gattin;
5. Porträt des Offenburger Musiklehrers Mandel;
6. Ölstudie zu einer „Erschaffung der Eva“;
7. u. 8. Studien zu den Bildern in St. Jakob.
9. Pappenheimer Reiter;
10. St. Paulus;
11. St. Petrus;
12. Weihnachtsbild (Öl);
13. St. Ursula (Öl);
14. Schützenehrenscheibe (Öl);

15. Studie zu St. Josef in Mühlenbach (Öl);
 16. Studie zu einem Kreuzweg im Spital (Tusche mit Aquarell);
 17. Studie zu drei Putten (Kohle und Bleistift);
 18. Ölporträt des Wolfacher Organisten Doldinger.
- Ib. in Steinach:
19. Kreuzauffindung, ehemaliges Altarbild aus der Kirche.
- II. in der Wallfahrtskapelle St. Jakob bei Wolfach:
20. Auffindung des St.-Jakob-Gnadenbildes um 1400;
 21. Wiederentdeckung der um 1540 zerstörten St.-Jakobs-Kapelle und Gelöbnis der Bürger zum Wiederaufbau 1655;
 22. Madonna auf Wolken mit Engeln als Beschützerin von Wolfach.
- III. in der katholischen Stadtkirche Wolfach:
23. Grablegung Christi.
- IV. im Wolfacher Heimatmuseum:
24. allegorische Frauengestalt;
 25. Bleistiftporträt seiner Karlsruher Zimmervermieterin;
 26. Ölstudie zu St. Jakobs Auffindung;
 27. Ölstudie zur Wiederentdeckung der St.-Jakobs-Kapelle;
 28. Kohlestudie zu den Putten dieser Bilder;
 29. Kohlestudie zu einem Knecht dieser Bilder;
 30. Bleistiftporträt seines Bruders Reinhard Schmider;
 31. Tuschezeichnung Chinesen;
 32. Tuschezeichnung Zigeuner;
 33. Aquarellstudie Rose;
 34. Bleistiftstudie: verschiedene Miniaturbilder;
 35. Ölstudie Felsgruppe;
 36. große Ölstudie armer Mann (Job), im Rathaus.
- V. im elterlichen Haus, dem Schillingerhof:
37. Zeichnung des elterlichen Schillinger-Hofes im Übelbach;
 38. Ölporträt seines Vaters;
 39. Ölporträt seiner Mutter.
- VI. in der Kreuzbergkapelle bei Hausach:
40. Kreuzigungsgruppe;
 41. Opfer des Melchisedech;
 42. Opfer des Isaak.
- VII. im Privatbesitz in Hausach:
43. ein Selbstbildnis.

VIII. in der Pfarrkirche zu Mühlenbach:

- 44. eine Krippendarstellung;
- 45. Kreuzigung;
- 46. Auferstehung;
- 47. Mariä Krönung.

IX. in der Pfarrkirche zu Zell a. H.:

- 48. der Kreuzweg.

X. in der Pfarrkirche Nußbach im Renchtal:

- 49. die bemalte Holzdecke.

Wo befinden sich noch weitere Bilder von Konrad Schmider? Lassen Sie bitte darüber eine kurze Mitteilung gelangen an Josef Krausbeck, 762 Wolfach, Kleine Dammstraße.

Die Landstraßen im oberen Kinzigtal

von Hermann F a u t z

Zwei alte Städtchen waren es einst, die im wirtschaftlichen Leben des oberen Kinzigtales den Ton angaben, Wolfach und Schiltach. In ihnen hatten die Schifferschaften, jene zunftartigen Zusammenschlüsse der Floßherren, das Heft über Handel und Wandel fest in der Hand, und reges Leben herrschte ehemals unter ihrer Führung auf der heute so still gewordenen Wasserstraße der Kinzig.

Der Kinzigtalweg

Neben dieser führte einst ein bescheidener Weg talauf, die alte Kinzigtalstraße. Sie mied die hochwassergefährdeten Niederungen im oberen Tal, drückte sich bescheiden an den unteren Berghängen entlang und war oft nicht mehr als ein holperiger Karrenweg. Auf ihr Äußeres legte sie einst fast gar keinen Wert. Sie störte sich nicht an ihrem zerlöcherten, buckeligen und zerbeulten Mantel und machte sich auch keinen großen Kummer darüber, wenn sie einmal aus irgendwelchen Gründen nicht benützlich war. Die öffentliche Meinung über sie war auch danach, man mied sie, so gut es eben ging, und bevorzugte für Lasten talwärts lieber die bequemere Wasserstraße. Das war das ganze Mittelalter herauf so geblieben, trotz Weg- und Stegzoll.

Die Vorläufer der Kinzigtalstraße

Im Jahre 74 n. Chr. hatten die Römer von Straßburg (Argentoratum) über Offenburg—Gengenbach—Hausach eine Talstraße nach S c h i l t a c h (330 m) an-

gelegt. Von hier erreichte sie in recht steilem Anstieg den Ostrand des Schwarzwaldes, vermutlich bei der Brandsteig (693,4 m). Sie überwand so auf kurzer Trasse einen Höhenunterschied von 363 m! Auf der Brandsteig befand sich ein römisches Heiligtum, der Schwarzwaldgöttin Diana Abnoba geweiht, keine Befestigungsanlage. Die Straße führte auf der Gäuhochfläche weiter zum römischen Kastell bei Waldmössingen (672 m) und von da nach Rottweil (Arae Flaviae). Wenn auch diese Wegstrecke späterhin ganz in Vergessenheit geriet, so darf doch angenommen werden, daß die mittelalterliche Kinzigtalstraße zwischen Hausach und Schiltach schon wegen der Enge des Tales gar keine andere Wahl hatte, als sich dieser alten Trasse zu bedienen.

Kinzigtal unterhalb Schiltach

Bei Hausach kam die Straße in das obere Kinzigtal hinein, über den Galgengrün nach Wolfach. Von hier ab folgte sie im großen und ganzen dem Zug der heutigen Straße bis VorEulersbach, nachdem sie zuvor die „Hölle“ dort, wie früher die Römerstraße, über die niedere Bühllöhe überwunden hatte. Erst später wurde diesem steilen Prallhang der Kinzig, die „Hölle“ genannt, der Raum für einen schmalen Saumweg abgerungen. Von VorEulersbach führte der Weg am linksseitigen Talhang hinauf auf den mächtigen Hohensteinfelsen (392,5 m), der das Tal geradezu abriegelte, und über denselben hinab nach Schiltach (330 m). Durch das untere Tor zog sie hinein auf den Marktplatz des Städtchens, verließ dasselbe wieder durch das hintere Tor und zog über die Felder Schenkenzell zu. Eine Furt leitete bei der Schenkenburg über die Kinzig. Dann ging's am Schloßberg in leichter Kehre hinauf und über denselben hinweg nach Schenkenzell (355,4 m). An der Wideme und der Tös ging's hinauf nach Alpirsbach (441 m). Als Straße war sie von Schenkenzell ab nicht mehr voll zu nehmen, hier war sie noch vor 150 Jahren nicht besser als ein ausgebauter Waldweg.

Die alte Straße nach Rottweil

Auf dem Marktplatz von Schiltach zweigte von dieser Kinzigtalstraße die „alte Rottwyllerstraße“ ab. Sie war der Hauptweg aus dem Kinzigtal, ja lange Jahrhunderte der einzige brauchbare Fahrweg, hinüber in den oberen Neckarraum. Diese alte Durchgangsstraße, insbesondere das Verbindungsstück zwischen dem Tal bei Schiltach und der Höhe beim späteren vorderösterreichischen Zollhaus (720 m) entstand wohl schon bei der Besiedlung des oberen Kinzigtales, die von der württembergischen Hochfläche her erfolgte. Ihre Anfänge dürften in das ausgehende 11. Jahrhundert zu legen sein.

Steil führt die Straße vom Schiltacher Marktplatz am Nordhang des Schloßberges hinauf zum Schroffen (415,8 m). Hier soll zeitweilig



Das Kinzigtal unterhalb von Schiltach. Rechts am Talhang führte durch die unteren Waldstücke die alte Kinzigtalstraße. Im Tal unten die 1864 erbaute Kinzigtalstraße. Im Wald rechts neben der Fabrik der Hohensteinfelsen. Im Hintergrund der Ostrand des Schwarzwaldes, auf den von Schiltach aus die „Alte Rottweiler Straße“ hinaufführte. Bei der Waldwiese links oben das Zollhaus. *Aufn.: H. Fautz*

eine Zugvorrichtung in Form eines starken Wellrades gestanden sein, mit dessen Hilfe man an einem langen Zugseil, das sich um den Wellbaum aufrollte, die Frachtwagen über diese Steilstrecke heraufholte, wenn vier Mann an den langen Hebelarmen denselben drehten. Diese Aufzugsvorrichtung wird noch um das Jahr 1780 erwähnt. Dann führt die Straße um den Simonskapf herum auf die Staig (558 m). Dort ist heute noch beim Eintritt in den Wald unterhalb der Willenburg (663,3 m) beim Übergang in die weicheren Schichten des Buntsandsteines ein großplattiges, in unregelmäßigem Verband verlegtes Sandsteinpflaster zu sehen, ebenso kurz vor Erreichung der Höhe beim Zollhaus. Diese Pflaster sollten das Einfressen der Wagenräder in den weichen Untergrund verhindern.

Der Volksmund bezeichnet heute noch diese Wegtrasse als Römerstraße und sieht in ihr das Verbindungsstück zwischen der Talstation in Schiltach, wo zweifellos ein Umlade- und Vorspannplatz war, und der Römerstraße, die von der „Alten Bruck“ hinterm Zoll-



Schiltach, die Altstadt mit dem Rathaus am Marktplatz und der Weggabelung. Durch das Oberstädtchen führt am Nordhang des Schloßberges die „Alte Rottweiler Straße“ steil aufwärts. Durch das Hinterstädtchen, unten links, verläuft die alte Schenkzeller Straße talaufwärts. Unmittelbar neben der Kinzig zieht die neue Talstraße.

Aufn.: H. Fautz

haus nach Waldmössingen wieder nachweisbar ist. Diese Schiltacher Steig fügt sich auch natürlicher und geradliniger zwischen die beiden genannten Punkte ein, gibt auch eine bessere Trasse, wie der als Römerweg angenommene Umweg über den Brandsteig und das Katzenloch oder den Herrenwald hinab in den Kaibach und diesen hinaus nach Schiltach. Beide Wege sind durch Funde aus der Römerzeit nicht belegt. Gibt man der Steigstraße den Vorzug, so müßte man die Kultstätte auf der Brandsteig als ein abseits der Verkehrsstraße gelegenes Heiligtum betrachten, von dem aus man einen weit besseren Überblick über diesen Straßenzug und das Kinzigtal abwärts hat, als von jedem andern Punkt dieser Straße selbst. Ebenso könnte man dann die Willenburg, an der Schiltacher Heimatfreunde in den letzten Jahren bedeutende Funde machten, mörtellose Mauerzüge freilegten, einen Tiefbrunnen teilweise ausgraben, als Sicherungsposten für diese wichtigste Bergstrecke in dem römischen Straßenzug zwischen Argentoratum und Arae Flaviae, aber auch gleichermaßen als solchen für die mittelalterliche alte Rott-

weiler Straße, deuten. Denn zweifellos besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Willenburg und der Schiltacher Steigstraße; ob zur Römerzeit oder zur spätmittelalterlichen Zeit oder aber zu beiden geschichtlichen Perioden nacheinander, harrt noch der Klärung.

Der Weg durch das Schiltachtal

Durch das Schiltachtal führte einst nur ein schmaler, beschwerlicher Saumweg. „In der alten Schiltach“, heute Hinter-Lehengericht, mußte dieser Weg oft in Furten den Bach überqueren und die felsigen Prallhänge des Flusses umgehen. Für den Wagenverkehr nach Schramberg etwa war dieser Weg nicht geeignet. Hierzu mußte schon der große Umweg über die Schiltacher Steig, über Aichhalden und Sulgen in Kauf genommen werden. So war es nicht verwunderlich, daß von Beginn des vergangenen Jahrhunderts an der Ruf nach Schaffung besserer Straßenverhältnisse im oberen Kinzigtal nicht mehr verstummte.

Neuer Fahrweg von Halbmeil nach Schenkenzell

Als der letzte geroldseckische Besitz in diesem Gebiet, die Herrschaften Romberg (1490) und Schenkenzell (1498) mit Kaltbrunn und Wittichen, von dem Hause Fürstenberg käuflich erworben wurden, ging man bald daran, eine neue Durchgangsstraße auf rein fürstenbergischem Gebiet zwischen Wolfach und Schenkenzell auszubauen. Man umging damit die alte Schiltacher Zollstätte. Jenseits der Kinzig, welche damals die politische Grenze zwischen Fürstenberg und Württemberg geworden war, ließ um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Wolfacher Amtmann Brandts von Halbmeil über das Löchle bis Vor Sulzbach, entlang der Leubenhöhe nach Vor Heubach bis Vor Kuhbach, entlang der unteren Halde nach Schenkenzell einen Weg bauen, der durchweg auf fürstenbergischem Gebiet lag. Dieser Wegbau führte bald zu einem Rechtsstreit zwischen den beiden Nachbarstaaten, weil der Durchgangsverkehr talauf und talab vielfach diese zollfreie Strecke benützte. Der Schiltacher Hauptzoller hatte das Nachsehen und infolgedessen auch stets eine magere Kasse. Man einigte sich im Jahre 1574 dahin, daß wohl die fürstenbergischen Untertanen diesen Weg ohne Abgabe befahren durften, aber alle andern Straßenbenützer nach dem alten Zollrecht den Wegzoll in Schiltach zu entrichten hatten, wie wenn sie auf der alten Kinzigtalstraße gefahren wären. Damit verlor dieser neuerbaute schmale Weg rasch seine Bedeutung als Durchgangsstraße.

Die neue Föhrenbühlstraße

Weit mehr Sorge bereitete den beiden Waldstädten 200 Jahre später ein anderer Straßenzug, der das württembergische Hinterland mit dem Breis-

gau verbinden sollte. Mit großem Geldaufwand wurde in den Jahren 1783 bis 1785 eine gute Straße von Schramberg (424 m) über den Föhrenbühl (786 m) nach Hornberg (350 m) und von dort über die Büchereck (651 m) und Landwassereck (629 m) nach Prechtal-Dorf (458 m) im oberen Elztal gebaut, die das vorderösterreichische Schramberg mit der Hauptstadt Vorderösterreichs Freiburg dann direkt verband.

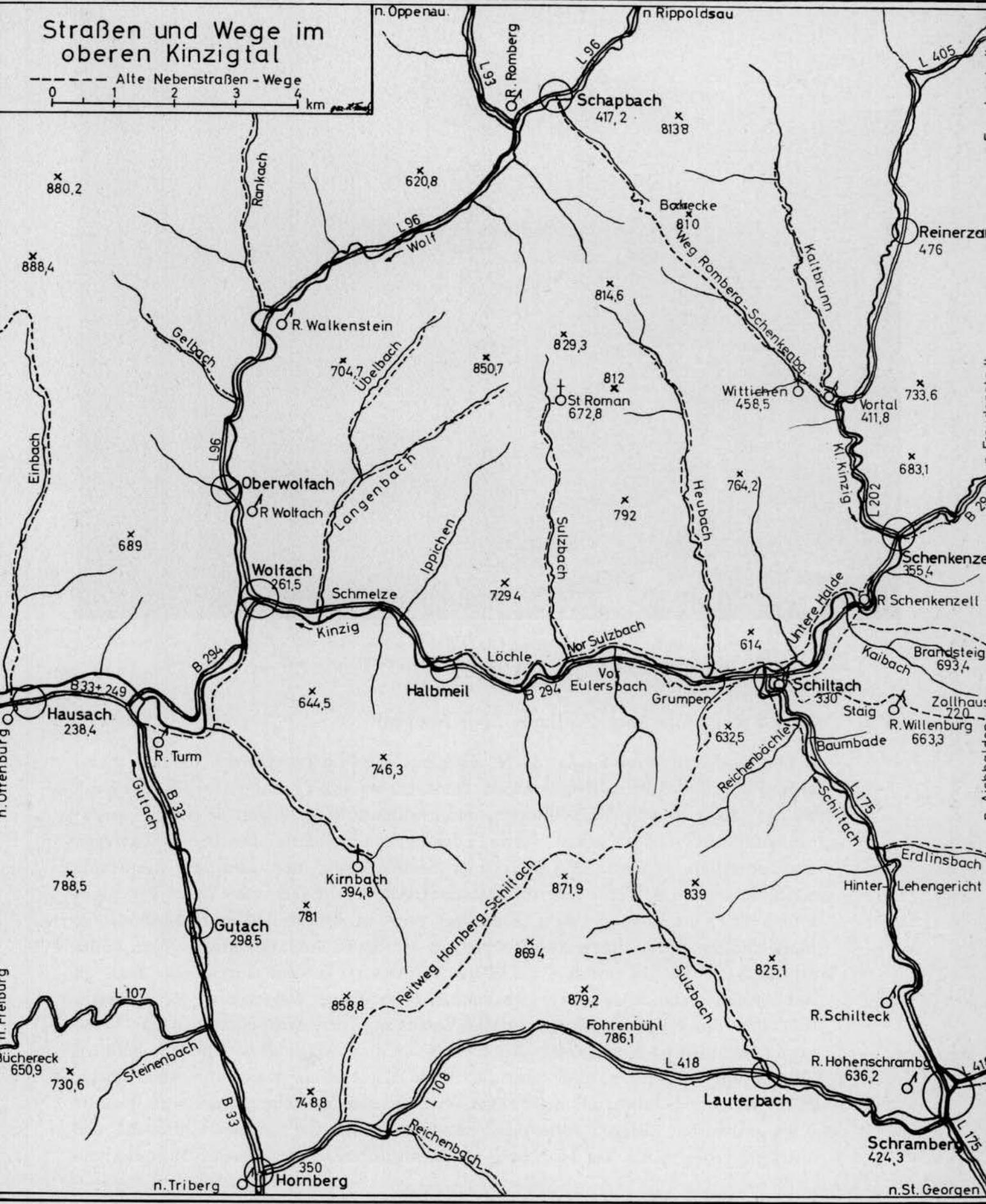
In den beiden Städten Wolfach und Schiltach wirbelte dieser Straßenbau viel Staub auf, da er dem bisherigen Durchgangsverkehr schweren Abbruch tat. Sprecher in dieser Angelegenheit wurde Schiltach. In einem Schreiben an den Landesherrn in Stuttgart wurde 1785 dargelegt, „daß nunmehr alle Fuhrleute und Reisenden, welche vorher den nechst Weg durch unser Orth genommen, den zwar weiteren, aber besseren Weg durch Schramberg nehmen und die Veränderung der Landstraße gereicht unserm Orth zu einem gänzlichen Zerfall der Nahrung“. Beide Orte waren in ihrem wirtschaftlichen Leben eben sehr auf den durchgehenden Frachtverkehr eingestellt, der insbesondere dem Handwerk stets lohnende Arbeit verschaffte.

Man war in Schiltach damals über diesen Rückgang des Wirtschaftslebens sehr ungehalten, zumal die 70er und 80er Jahre große Teuerungen gebracht hatten, und man war entschlossen, die „gewöhnliche Steuer nicht mehr zu bezahlen“, da man sich vom Staat richtig verlassen und benachteiligt fühlte. Es wurde im Jahre 1784 geklagt, daß „ein herzoglicher Kanzleibott zur Erpressung der Steuern 10 ganze Wochen dahier sich aufhalten mußte“. Das gab viel böses Blut. Um den verfahrenen Karren wieder in das alte Geleise zu bringen, sandte man zwei Abgeordnete nach Stuttgart. Sie sollten dort ein Wort für die Ausbesserung der Kinzigtalstraße, insbesondere der Schiltacher Steig, einlegen, fanden aber wenig Gehör. Nun ging ein Schreiben nach Stuttgart, in welchem es hieß: „daß man die Kinzigtal- und Rottweyerstraße zwar nicht der Chaussee gleich machen (so nannte man damals die neue Straße Schramberg—Hornberg—Freiburg), aber in einen solchen Zustand zu setzen gedenke, daß solche von den Fuhrleuten und Reisenden passiert werden kann“¹⁾.

¹⁾ Ähnliche Sorgen hatte man schon 350 Jahre früher mit der Kinzigtalstraße gehabt. In den Jahren 1421 und 1423 hatte Brun Wernher von Hornberg, Herr zu Hornberg, seinen Anteil an der Stadt und Burg Hornberg und an den Tälern Schwanenbach, Gutach und Reichenbach an die Grafen Ulrich und Ludwig von Württemberg verkauft. Damit hatten sich diese, da sie zuvor, 1378 und 1381, die Herrschaft Schiltach in zwei Teilen erworben hatten, im Gutach- und Kinzigtal eine starke Stellung geschaffen. An ihren Zollstätten in Schiltach, Hornberg und Gutach-Turm konnten sie den gesamten Verkehr, der aus dem oberen Neckarraum durch das Kinzigtal der Rheinebene und umgekehrt zustrebte, kontrollieren. Den in ihren Rechten und in ihrem freistädtischen Bewußtsein erstarkten Handelsherren in Rottweil paßte eine solche Überwachung ihres Handelsverkehrs nach dem Breisgau nicht. Sie suchten und fanden für ihren Handel im Raume von Villingen einen neuen Weg über den Schwarzwald, auf dem sie die württembergischen Zollstätten umgehen konnten. Graf Ludwig von Württemberg fühlte sich dadurch in seinen Zollrechten benachteiligt und geschädigt. Er beschwerte sich deswegen im Jahre 1430 (Nürtingen, 27. Juli 1430) bei der Stadt Rottweil und bat diese, ihren Bürgern das Fahren auf „solch fremden ungewöhnlichen“ Straßen zu verbieten und ihm zu seinem hergebrachten Recht an den Talstraßen zu verhelfen. Über den Erfolg dieser Einsprache ist nichts bekannt. Es hat aber den Anschein, daß man bald den neuen Weg über den Hochschwarzwald aufgab und sich wieder an die alte Kinzigtalstraße hielt. (Rottweiler Urkundenbuch, Nr. 938.)

Straßen und Wege im oberen Kinzigtal

--- Alte Nebenstraßen - Wege
 0 1 2 3 4 km





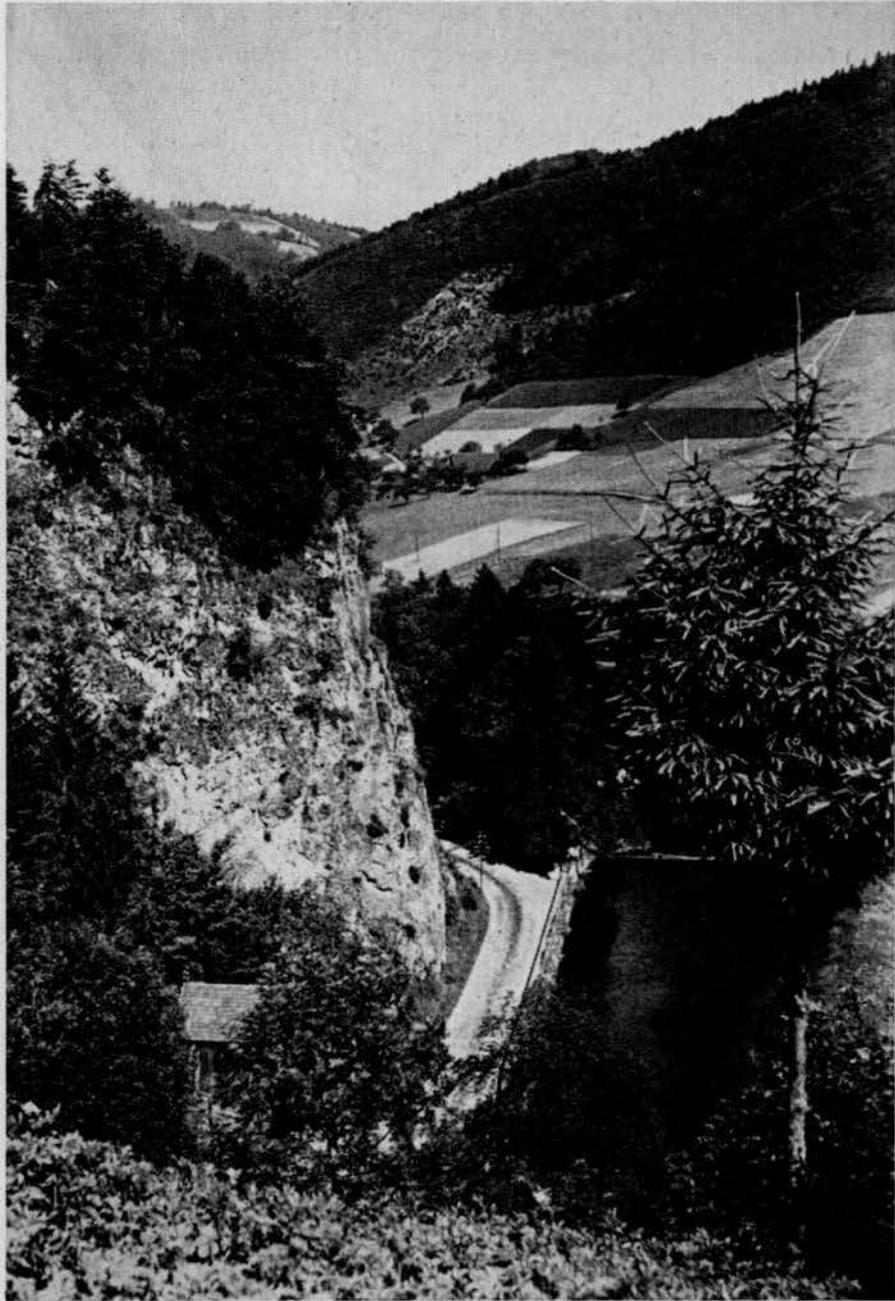
Blick in das Schiltachtal von der Struthack. In weiter Schleife zieht die neuausgebaute Straße das Tal hinauf. Im Mittelgrund vor Hunsel ist noch ein Stück der alten Trasse sichtbar. *Aufn.: H. Fautz*

Straße von Sulz über Zollhaus ins Kinzigtal

Um die Straße von Sulz a. N. über das Zollhaus in das Kinzigtal gingen nun die nächsten Bemühungen. Der Graf von Bissingen in Schramberg gab seine schriftliche Zusage, daß er diesen Weg, soweit er durch vorderösterreichisches Gebiet gehen werde, „durchgehends tüchtig und bequem anlegen und unterhalten werde“. Aus eigenen Stücken ging nun auch die Gemeinde Schiltach ans Werk. Die schlechteste Strecke war vom oberen Tor bis hinauf auf die Staig. Der Weg war an den steilen Abhängen infolge mangelhafter Pflege stark ausgefahren, ja streckenweise abgerutscht. Nun sollte er durchweg auf 18 Schuh (= 5,40 m) verbreitert werden. Eifrig war man an der Arbeit, schon waren im Hochsommer 1785 einige Wegstrecken fertiggestellt, da kam vom Oberamt Hornberg die Verfügung, den Straßenbau an der Schiltacher Steig sofort einzustellen. Als Grund für diese Maßnahme wurde angeführt, man wolle verhindern, daß sich die Stadt Schiltach in weitere Kosten stürze. Letztlich ging es aber um die Frage, ob man den Verkehr wieder auf die alte Kinzigtalstraße verlegen solle oder ob man hierfür der „neuen Chaussee“ den Vorrang geben wolle. Da Hornberg als Amtsstadt an dieser neuen Straße lag und

Der Hohensteinfelsen, einst ein Felsriegel, der das obere Kinzigtal abschloß. An seinem Fuß wurde durch Verlegung des Kinzigbettes Platz geschaffen für die heutige Talstraße.

Aufn.: H. Fautz



auch am längeren Hebelarm saß, behielt es recht. Für die jahrhundertealte Schiltacher Steig wurden keine Mittel mehr bereitgestellt, die Straße verkam nach und nach, sie wurde schließlich als Durchgangsstraße, als Landstraße, unbrauchbar, ist dies auch geblieben bis zum heutigen Tag.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß die Stadtverwaltung Schiltach in der Folgezeit immer noch mit dem Gedanken spielte, der alten Rottweiler Straße wieder neue Impulse zu geben. So ließ man im Jahre 1803 diesen Straßenzug innerhalb des Städtchens mit einem neuen Pflaster versehen. Der Pflästerermeister Christian Ulrich Feiget von Esslingen hatte diese Arbeit im Akkord für 5 Gulden 30 Kreuzer je Quadratmeter Straßenfläche übernommen und ausgeführt. Die Steine hierfür holte man in den Bachbetten der Kinzig und

Schiltach und hieb sie zu Pflastersteinen zu. So erhielten der Marktplatz und die Straße im Oberstädtle ein gutes Katzenkopfpflaster.

Die Schiltachtalstraße

Nun tauchte im Jahre 1793 der Plan auf, das bisher unwegsame Schiltachtal durch eine Straße zu erschließen, um so Anschluß an die nunmehrige Hauptverkehrsader in Schramberg zu erhalten. Auf einer Versammlung, auf der der Landvogt und die Schultheißen von Wolfach und Schiltach anwesend waren, erklärte Graf von Bissingen, „daß ohne ein Hindernis weder von vorderösterreichischer, noch von seiner Seite eine Vicinalstraße von Wolfach durch das Schiltachtal angelegt werden könnte, wenn die Herrschaften Fürstenberg und Württemberg ihrer Seits sich dazu verstehen wollten“.

Nun ritt der Amtsschimmel lange Jahre um diese Angelegenheit herum. Schließlich lenkten die napoleonischen Kriege das allgemeine Interesse von den Straßen völlig ab, ja man war froh, wenn dieselben in trostlosem Zustand waren, hoffte man doch dadurch von den vielen Truppendurchzügen und Einquartierungen eher verschont zu bleiben.

So bestand noch 1822 durch das Schiltachtal nur ein schlechter Karrenweg, der in vielen Furten den Bach durchzog. Das Hochwasser vom 29. Oktober 1824 nahm diesem Weg den letzten Rest der Benützbarkeit. Aber selbst jetzt konnten sich die Behörden für den Ausbau dieser Strecke noch nicht entschließen. So blieb die notdürftige Ausbesserung des Weges an den Gemeinden Schiltach und Lehengericht hängen.

In einer Petition vom Jahre 1846 sprach man von 24000 Gulden, die man für den Ausbau der Schiltachtalstraße aufwenden müsse. Erst im Jahre 1857 wurde streckenweise mit der Arbeit begonnen. Man besserte aus, verlegte da und dort die Straße, verbreiterte sie und konnte im Jahre 1858 die Straße dem Verkehr übergeben. Der Ausbau hatte 36000 Gulden gekostet. Das bisher übliche Weggeld von 2 Kreuzer für ein Zugtier entfiel. Man hatte durch diese ersten Baumaßnahmen erreicht, daß der Verkehr von Hausach nach Schramberg nicht nur bequemer und schneller wurde, sondern der Zentner Frachtgut auf dieser Strecke verbilligte sich von 18 auf 6 Kreuzer.

Noch manche Verbesserung erfuhr später die Schiltachtalstraße. So fiel im Jahre 1865 der Stich über die Keßlerhalde weg, indem man die Straße ans jenseitige Flußufer auf die Strut- und Hagenwiese verlegte. Man sparte dadurch gleichzeitig die Unterhaltungskosten für die Eselsbrücke, die Reichenbächlebrücke und für die Schiltachbrücke Vorbaumbach. Als dann im Jahre 1872 die eisernen Brücken beim Hinterbauerhof (Kostenaufwand 6000 Gulden) und Vor Erdlinsbach (13000 fl.) eingesetzt wurden, war die Straße etwa auf den Stand gebracht, wie wir sie bis zu den umfangreichen Ausbauten und Begradigungen für den modernen Autoverkehr vor einigen Jahren kannten.

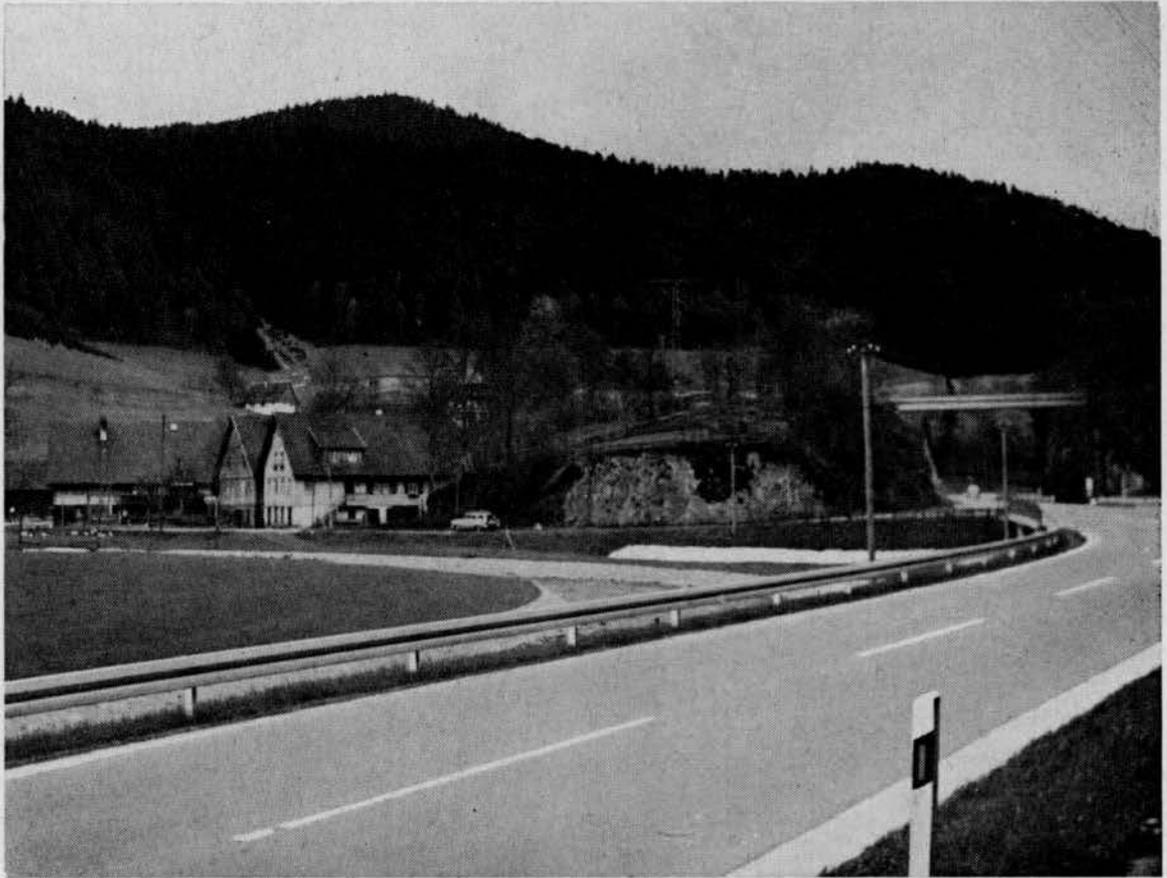


Die große Straßenschleife um den Bergvorsprung der Schenkenburg. Von links kam die alte Talstraße zur Kinzigbrücke, einst Furt, und zog am Westhang des Schloßberges (verdeckt) hinauf auf dessen Ansatz am Bergwald, wo man sie wieder erscheinen sieht. Links am Hang an der Kinzig die 1862/63 erbaute Landstraße; sie führte fast rechtwinklig zur Kinzigbrücke (links) und in engem Bogen am Fuß des Schloßberges entlang. Die heutige B 294 legt sich in weiter, zügiger und eleganter Schwingung um die in das Tal vorspringende Bergnase des Schenkzeller Schloßberges.

Aufn.: H. Fautz

Die neue Linie der Kinzigtalstraße

Nun nochmals zur Kinzigtalstraße. Der Vertrag zwischen Vorderösterreich und Württemberg vom Jahre 1778, wonach der Verkehr aus dem oberen Neckarraum nach der Rheinebene fortan über die neue Chaussee Schramberg—Hornberg zu leiten sei, hatte die Gemüter aufgeschreckt. Man sah sich die bisher meist im Fronwege unterhaltenen Landstraßen auf ihren Zustand einmal näher an und fand diesen herzlich schlecht. Erst als der badische Staat nach Ablösung der alten Wegrechte den Straßenbau selbst übernahm, konnte auch hierin ein Wandel geschaffen werden. Mit dem Ausbau der Straße Wolfach—Schiltach—Schenkzeller begann man im Jahre 1849. An der Schmelze bei Wolfach, Vor Ippichen, zwischen Halbmeil und Vor Eulersbach wurde die Straße auf die heutige Trasse verlegt bzw. ausgebaut.



Die Landstraße durch das Schiltachtal beim Deisenbauernhof in Hinter Lehengericht. Die 1858 gebaute Straße führte links um den Bergvorsprung herum. 1962 erfolgte hier ein Durchstich neben der Eisenbahnlinie.

Aufn.: H. Fautz

Die große eiserne Brücke bei Halbmeil fügte man 1862 ein, ebenso die Brücke über die Kinzig bei der Schenkenburg (Kosten 20 600 Gulden). Im Jahre 1863 fiel die Schenkzeller Schloßbergsteige weg, man führte die Straße in einer Schleife hart am Fuße des Bergvorsprunges herum, was große Felssprengungen und die Verlegung des Kinzigbettes nötig machte (hierfür Kostenaufwand 1862/63 10 000 fl.).

Noch aber führte die Straße von VorEulersbach (300 m) am winterlichen Nordhang des Grumpenberges hinauf auf den Scheitel des Hohensteinfelsens (392,5 m) und dann hinab nach Schiltach (Schiltachbrücke 322,8 m). Wohl hatte man auf dem Hohenstein im Jahre 1785 durch Felssprengungen den Weg etwas tiefer gelegt und auch breiter gemacht, aber solches Flickwerk genügte den neueren Anforderungen nicht mehr. Man legte daher 1864 unten im Tal eine ganz neue Trasse an, über die Heiligenwiese an den Fuß des Hohensteinfelsens. Umfangreiche Felssprengungen und Verlegung des Kinzigbettes schafften dort Raum für die neue Straße, die nun hart unter der Pfarrkirche durch dem Vorstädtle zustrebte. Dort stand das alte Schiltacher Schulhaus mitten in dem geplanten Straßenzug. Es wurde im Jahre 1864 abgerissen. Im folgenden Jahre (1865) konnte diese neue Wegstrecke dem Verkehr übergeben werden.



Im Schiltachtal. Blick talabwärts von der Brücke über den Straßendurchstich beim Deisenbauernhof. Rechts vor dem Felsen noch ein Stück der alten Talstraße, die in scharfem Bogen um die dortige Bergnase herumführte.

Aufn.: H. Fautz

Nun galt es noch die Altstadt Schiltach zu umgehen. Um dort eine bessere Durchfahrt zu ermöglichen, hatte man im Jahre 1841 das untere und hintere Tor abgerissen, ebenso das städtische Wasch- und Schlachthaus. Über den Grün, die Aue, die Weiherwiese und den Brühl baute man 1864 eine ganz neue Straße hinauf zur eisernen Kinzigbrücke an der Schenkenburg. Damit sank die alte Schenkenzeller Straße, die jahrhundertlang dem Fracht- und Personenverkehr gedient hatte, zum Feldweg herab. Im Jahre 1865 war die ganze Kinzigtalstraße von Hausach bis Schenkenzell dann auf den Stand gebracht, wie wir sie noch aus den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg kennen.

Auch auf der württembergischen Seite war man während dieser Zeit im Straßenbau nicht müßig gewesen. In den Jahren 1858 bis 1863 erbaute man die Staatsstraße von Alpirsbach ((441,4 m) durch das Ehlenbogental hinauf nach Loßburg (665,6 m) und zur Amtsstadt Freudenstadt (727,8 m), und über Röttenbach abwärts stellte man den Anschluß an die badische Straße bei Schenkenzell her. Durch den Ausbau der Straße von Alpirsbach durch das Aischbachtal hinauf auf das Aischfeld (657 m) erreichte man den Anschluß an die sehr alte Höhenstraße, die von Rottweil über das

Heckengäu zwischen Neckar- und Kinzigtal nach Loßburg führte.

Die Straße durch das kleine Kinzigtal

Wenig Bedeutung hatte die Verbindungsstraße von Schapbach (417 m) über die Bocksecke (790 m) nach Kloster Wittichen und das kleine Kinzigtal hinaus nach Schenkenzell. Sie lag einst ganz auf geroldseckischem Gebiet in deren Herrschaften Romberg und Schenkenzell, war also sozusagen eine territoriale Straße der Herren von Hohengeroldseck zwischen ihren Festen Romberg und Schenkenburg. Als diese an die Herrschaft Fürstenberg fielen, verlor diese Straße ihre Bedeutung, da nun diese Gebiete von Wolfach aus auf den vorhandenen Talstraßen leicht zu erreichen waren. Der aufstrebende Bergbau im Witticher und Reinerzauer Revier gab der Straße über Vortal hinab nach Schenkenzell im 18. Jahrhundert nochmals einige Bedeutung als „Erzstraße“. Aber erst ihr Ausbau durch das Reinerzauer Tal hinauf nach Schömberg (744 m) und Freudenstadt in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hob diese Strecke aus rein örtlicher Bedeutung heraus und fügte sie als zweite Einfahrtsstraße von Freudenstadt in das Kinzigtal herab in die Reihe der Landstraßen ein.

Dieser beschriebene Ausbau der Talstraßen gab auch den Städtchen und Dörfern im Kinzigtal neue wirtschaftliche Impulse und schloß sie an die großen Wegnetze draußen im Lande und im Neckarraum an. Zusammen mit der rund 20 Jahre später ins obere Tal gekommenen Eisenbahnlinie Hausach — Freudenstadt sind sie noch heute die Hauptverkehrsadern des oberen Kinzigtales.

Die Weiterentwicklung zu den heutigen Straßen

Einem flüssigen Durchgangsverkehr konnten dann allerdings die Kinzigtal- und die Schiltachtalstraße in den letzten Jahren auch nicht mehr gerecht werden. Sie waren hierfür seiner Zeit auch nicht gebaut worden. Niemand konnte vor hundert Jahren die stürmische Entwicklung im Straßenverkehr vorausahnen. Die beiden Talstraßen mußten immer wieder verbreitert werden, manche Kurve wurde begradigt. Aber erst in den letzten Jahren hat man den beiden Straßen an vielen Stellen ein ganz neues Gesicht gegeben. Die B 294, die Bundesstraße Freiburg—Elztal—Haslach—Schiltach—Freudenstadt—Pforzheim, erhielt zunächst bei der Schenkenburg durch eine ganz neue Linienführung mit breiter Betonbrücke eine viel flüssigere Umfahrt um die sich weit in das Tal hineinschiebende Bergnase des Schloßberges. Der einst so kurvenreichen Schiltachtalstraße wurde vielfach ihre Gefährlichkeit genommen. Durch umfangreiche Felssprengungen vor Schramberg, beim Hinterbauernhof, den Durchstich beim Deisenbauernhof und anderes mehr wurden für den Straßenzug wohl alle Möglichkeiten ausgeschöpft, die das enge und vielgewundene Schiltachtal

zuließ, um zwischen den beiden Industriestädten Schramberg und Schiltach eine rasche und zügige Verbindungsstraße herzustellen. Noch bestehen Engpässe in den Durchfahrten in Hausach, Wolfach, Schiltach und Alpirsbach, deren Beseitigung den planenden Straßenbaubehörden noch manche Sorge bereiten wird.

Quellennachweis

Badisches General-Landesarchiv Karlsruhe, Schiltach, Spezialakten. Aufzeichnungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg von Höflin.

Der erste motorgetriebene „Ski-Lift“, eine Pioniertat von Triberg 1909

von Günter K r u s c h e

Die Schwarzwälder sind als Tüftler bekannt. Dinge, die ihnen einst die Glas-träger aus der Ferne mitbrachten, verstanden sie mit Einfühlungsgabe, Zähigkeit und dem Sinn fürs Wirtschaftliche zu veredeln, zu vervollkommen. Das gilt für die inzwischen zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkene Strohflechtere, die einst in Tribergs Landschaft vor allem durch den unvergessenen Obervogt Huber († 1816) eine beachtliche Blütezeit hatte. Das gilt für die Löffelherstellung, deren interessante Geschichte Hansjakob in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ gestaltet. Es gilt besonders für die Uhr, deren vielfältigen Werdegang zahlreiche Publikationen schildern und noch schildern werden, da sie zum heutigen Schwarzwald gehört wie die dunklen Tannen in seinen wunderbaren Wäldern.

Einer der Schwarzwälder Tüftler, der vor einem halben Jahrhundert lebte, schuf aber etwas Eigenes, nämlich den Ski-Lift, und zwar in einer Zeit, die noch nicht reif war für diese Erfindung. Der Bauer und Gastwirt des Schneckenhofes Robert Winterhalder in Schollach bei Neustadt am Hochfirst, selbst kein Skiläufer, hörte immer wieder von seinen Rodel- und Skisport treibenden Gästen, daß das Abfahren noch schöner wäre, wenn man nicht immer wieder mühselig zur Höhe steigen müßte.

Winterhalder geht es ähnlich wie seinem berühmten Landsmann Simon Dilger (* 1672) bei der Konstruktion brauchbarer Schwarzwalduhren. Adolf Kistner nennt in seiner Publikation „Die Schwarzwälder Uhr“ (1927) Dilger einen der Stammväter der Schwarzwälder Uhrenmacherei, rühmt aber noch ausführlicher Simons Sohn Friedrich als einen der ersten, welcher die Schwarzwälder Wanduhr mit sich bewegenden Figuren verbindet.



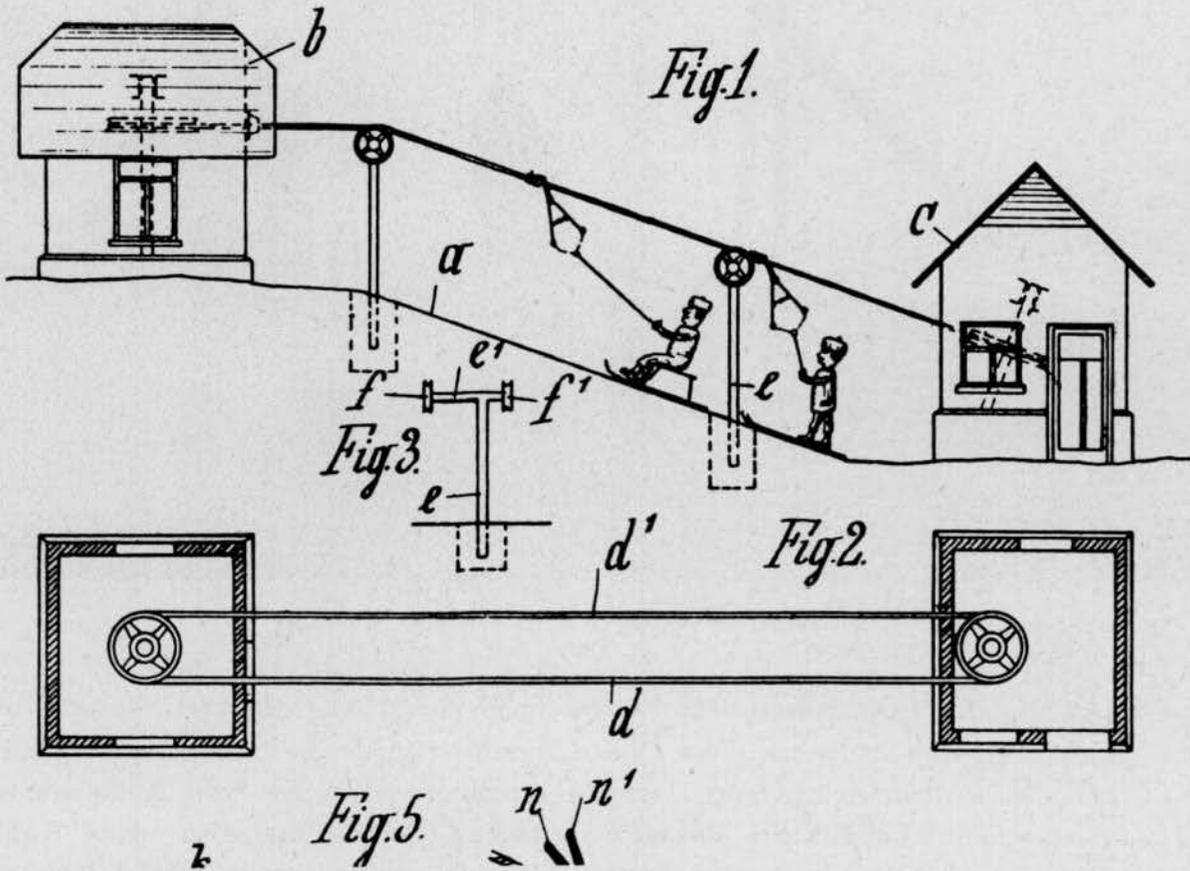
Robert Winterhalder
von Schollach bei Neustadt, Erfinder
des ersten Schilifts im Schwarzwald.

Winterhalder beschäftigt sich in Schollach rund 150 Jahre später gleichfalls mit dem Problem, „Figuren zu bewegen“, nämlich lebende Menschen auf Ski durch eine mechanische Vorrichtung den Hang wieder hochzuziehen, den sie eben auf den neuen nordischen Sportgeräten hinabgesaust sind. Sein tüftlerischer Sinn läßt ihn den ersten Skilift der Welt gleich so gut konstruieren, daß sein damals gebrauchtes Schlepp-Prinzip noch heute beim Schleppliftbau Verwendung findet. Originell, daß er eine typische Schwarzwälder Wassermühle als Antriebskraft nimmt, und als Baumaterial, das dünne stählerne Transportseil ausgenommen, nur Holz verwendet. Die Wassermühle des ersten Lifts schafft übrigens heute noch. Nur treibt sie jetzt einen Generator zur Erzeugung elektrischen Stroms.

Robert Winterhalder (durch einen Schreibfehler seines Anwalts fehlt das Schluß-r seines Namens in den Patentschriften) meldet seinen Lift, als „Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern usw. auf Berghänge“ bezeichnet, 1908 zum Patent an (Abb. 2). Gleiches macht er in Österreich, Schweden und Norwegen (1908). Wie der Zeichner den Liftbetrieb von 1909 sah, zeigt die Abb. 4. Winterhalder bietet in gedruckten Rentabilitätsberechnungen den damals bekannten Wintersportplätzen seinen Lift ohne Erfolg an. Nur Triberg

ROBERT WINTERHALDE IN SCHOLLACH (BADEN).

Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern u. s. w. auf Berghänge.



Zeichnung aus der Patentschrift. Durch einen Schreibfehler des Anwaltsbüros wurde das Schluß-r des Namens vergessen.

reagiert positiv und baut den ersten motorgetriebenen Schlepplift der Welt im Gewinn Hoflehn auf. Nicht zuletzt ist die Internationale Wintersportausstellung von 1909/10 in der Wasserfallstadt Anlaß dazu.

Der erste motorgetriebene Lift in Triberg

Als Schlossermeister Carl Maier (†) in Triberg, damals ein bekannter Wintersportexperte im Schwarzwald, sich in Karlsruhe bemüht, die Bauerlaubnis für den ersten motorgetriebenen Schlepplift zu bekommen, muß er von Behörde zu Behörde wandern, bis sich schließlich die Großherzogliche Eisenbahnverwaltung des Planes annimmt und die Baugenehmigung erteilt. Die Liftpiste liegt nicht weit vom Stadtzentrum entfernt. Sie führt, hinter dem heutigen Waldsportbade be-



So zog der Lift die Spezial-Liftschlitten bergauf im Gelände bei der Sprungschanze.

ginnend, zur Sprungschanze und dann hoch zum Rodelbahnstart. Schanze und Rodelbahn sind heute noch vorhanden. Freilich wurde die Schanze an der alten Stelle inzwischen neu gebaut. Der Lift erschließt also Ski- und Rodelmöglichkeiten. Sein Konstrukteur Winterhalder hat an die sehr vielen Rodler seiner Zeit gedacht und einen Spezial-Liftschlitten konstruiert, dessen Sitz verstellbar ist, damit bei der Bergfahrt des Rodels der Besitzer nicht rückwärts abrutschen kann.

Die Liftspur ist 550 m lang und überwindet einen Höhenunterschied von 85 m. Das endlose Drahtseil von 12 mm Stärke läuft an Tal- und Bergstation über zwei waagrecht liegende Seilscheiben, wie sie die Patentzeichnung (Abb. 2) zeigt. Ein 15-PS-Elektromotor treibt den Lift. 12 einbetonierte Eisenträger mit Laufrollen leiten das Drahtseil, das 24 Halter für die Skiläufer und Rodler trägt.

„Skiläufer packen einfach den hölzernen Handgriff, stehen stramm auf den Skiern, nehmen an den steilsten Stellen zweckmäßigerweise Hockstellung ein und lassen sich hochziehen. Die Rodler sitzen auf dem Rodel, der mittels einer patentierten, hebelartigen Vorrichtung mit dem Halter des Drahtseils verbunden wird. Mehr als 11 Personen hängen zu gleicher Zeit nicht am Seil. Bei der Normalgeschwindigkeit von 1,80 Meter-Sekunden dauert die ganze vergnügliche Höhenfahrt nur fünf Minuten. Gefahr ist nicht zu befürchten. Stürzende lösen sich

durch Loslassen der Hände oder des Hebels mit sofortiger Wirkung vom Drahtseil ab. Mit Leichtigkeit können sie seitlich in den Schnee ausweichen. Der Lauf des Drahtseils kann zudem vom Monteur augenblicklich zum Stillstand gebracht werden. Glockensignale verkünden den Antrieb und die Ausschaltung des Motors. Telephon verbindet die beiden Stationshäuschen.“ So schildert Bürgermeister de Pellegrini (†) die Funktion des Lifts in der „Ski Chronik“ 1909/10, dem Jahrbuch des Mitteleuropäischen Skiverbandes.

Die Gesamtanlage hat 7000 Goldmark gekostet. Dieser erste Lift bewährt sich in seiner Konstruktion, nie aber wirtschaftlich, da er in einer Höhe liegt, die nicht immer schneesicher ist. Er ist bis 1914 in Betrieb. 1917 werden das Drahtseil und die Eisenträger für die Rüstungsindustrie des ersten Weltkrieges verwendet. Auch gibt es Schwierigkeiten mit den Besitzern des Geländes, über welches die Bahn des Ski- und Rodellifts läuft. Im Nachlaß von Robert Winterhalder in Schollach befanden sich Skizzen, nach welchen er nicht nur einen Lift an der alten Max-Egon-Schanze am Feldberger Hofe plante, sondern auch einen am Seebuck fast in der gleichen Streckenführung bauen wollte, die der Sessellift von 1950 wählte, der inzwischen viele Millionen Gäste im Winter wie im Sommer transportierte.

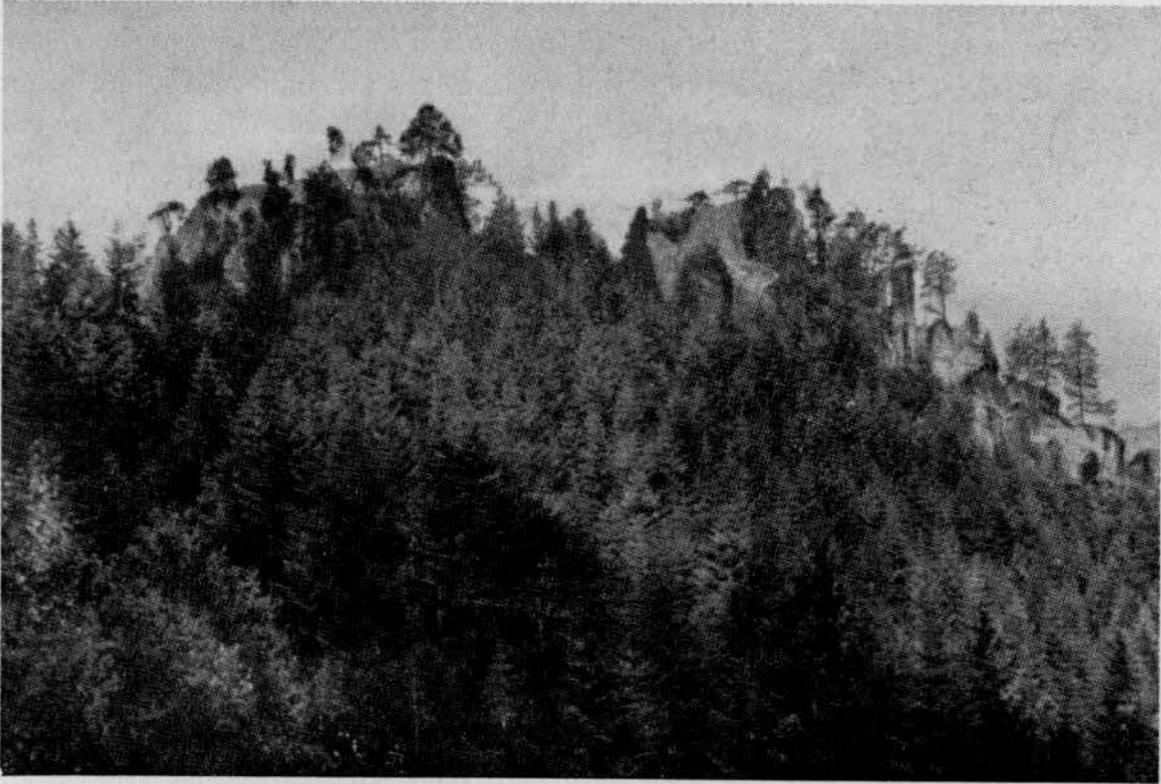


So spielte sich vor dem ersten Weltkrieg der Schilift-Betrieb ab.

Vorgänger dieser ersten Ski- und Rodellifte im Schwarzwalde

Als Vorläufer unserer heutigen Skilifte, die alljährlich Millionen von Wintersporttreibenden befördern und, sofern es Sessellifte sind, auch im Sommer arbeiten, mag die „Aufzugmaschine“ gelten, welche die Bergknappen von Bad Gastein in Österreich am Radhausberg zu Bockstein 1804 in Betrieb nahmen. Jedoch gab es 1804 noch keinen Wintersport heutiger Art. Auch dieser Aufzug wurde, gleich dem von Schollach, durch Wasserkraft getrieben und konnte auch von Fremden benützt werden, wenn sie ein Erlaubnisbillett des k. k. Verweseramtes besaßen. Auf vorne aufgebogenen Brettern, also einer Art Rodel, sausten dann die Gäste wie Knappen, 1000 m Höhenunterschied überwindend, ins Tal.

1900 baute ein Gastwirt bei Dresden-Pilnitz einen Seilaufzug, durch welchen Skiläufer mit Hilfe eines Pferdes zur Höhe gezogen wurden („Die Geschichte des Skilaufs und seine wirtschaftliche Bedeutung“, Dissertation zur Erlangung der wirtschaftswissenschaftl. Doktorwürde der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck von Diplom-Kaufmann Franz Benk, Isny im Allgäu). Diese Quelle nennt auch den „Standski- und Rodel-„Lift“ von Triberg, erwähnt aber nicht den Wasserkraft-Lift von Schollach.



Die Schloßfels von Althornberg bei Gremmelsbach. Die Oberfläche ist für den Bau des Schlosses eben-
gemacht worden.

Die Schlösser zu Hornberg zugleich die Entwicklung des Hornberger Stadtbildes nach Aussage der bildlichen Ansichten

von Karlleopold H i t z f e l d

A. Das Stammschloß Alt-Hornberg

Nicht über der späteren Stadt Hornberg erstand die erste Burg im Gutachtal, sondern auf einer schwer zugänglichen Höhe in der späteren Gemarkung Gremmelsbach wurde sie errichtet. Sie sah auch seltsam genug in diese Umgebung der Wälder und Felsen.

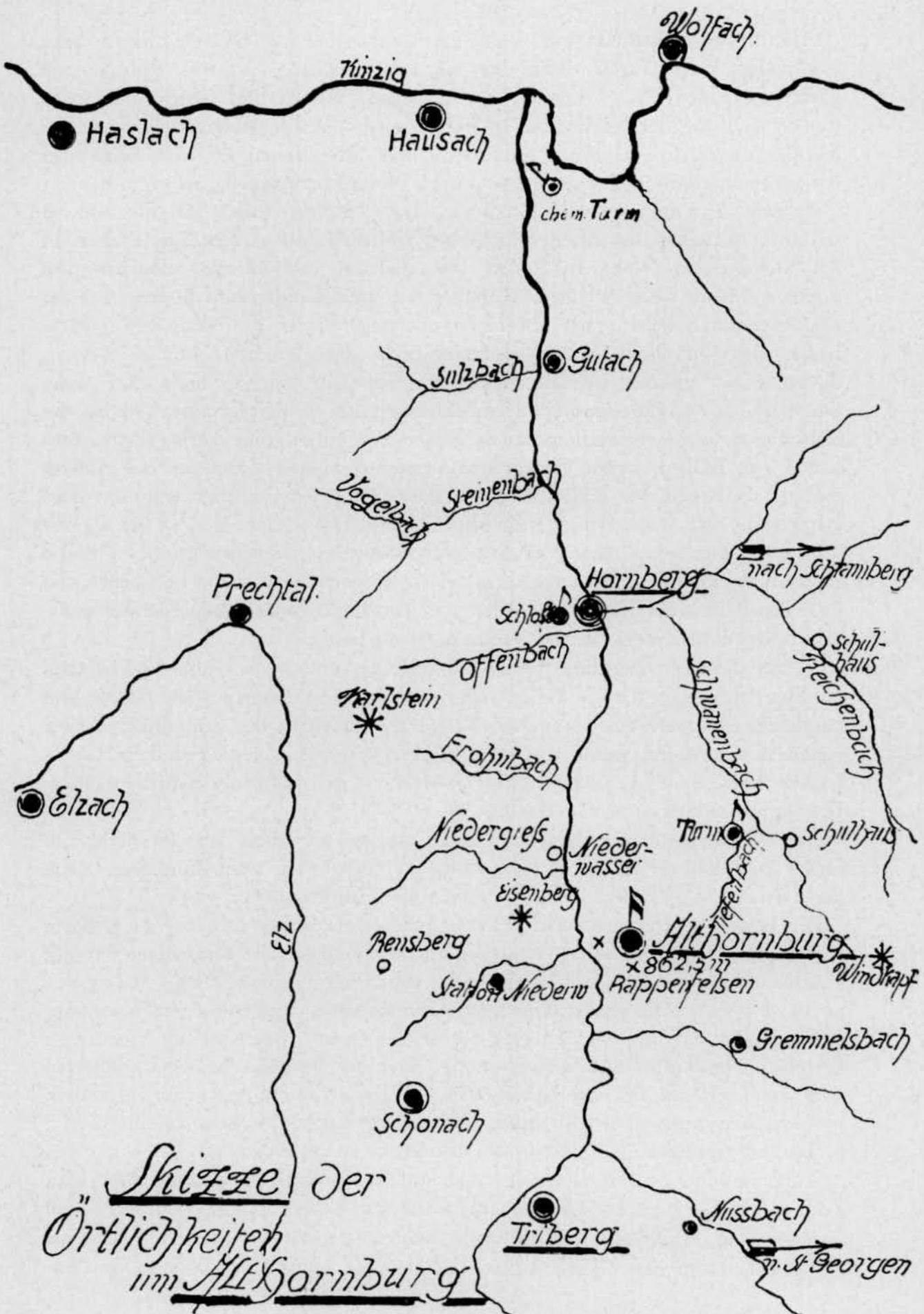
Nun waren auf den Schwarzwaldhöhen noch im 11. Jahrhundert große, unbewohnte Waldgebiete, die dem Königsrecht unterstanden. Davon verlieh der deutsche König Teile an verdiente Helfer. Es war gerade die Zeit, wo Villingen, die schweizerischen und oberschwäbischen Handelshäuser eine schnellere Verbindung mit den Städten am Rhein durch Begradigung der Handelsstraße erstrebten.

Der verdiente Heimatforscher Konrad Kaltenbach konnte in mühevoller Forscherarbeit nachweisen, daß um 1090 der König für irgendwelche Verdienste das Urwaldstück rings um das Gutachtal an den freien Herrn Adalbert aus dem bedeutenden schwäbischen Adelsgeschlecht derer von Ellerbach an der Donau (heute Erbach zwischen Ulm und Ehingen) verliehen hat. Dieses Reichsgut bekam er mit dem öffentlich-rechtlichen Auftrag, das Land zu erschließen und Leute anzusiedeln, denn es lag unbewohnt abseits vom bis damals üblichen Handelsweg, der durch das hintere Kinzigtal bis Schiltach zog. Indessen gab es damals siedlungsmäßig günstigere Täler im Schwarzwald, so daß damit noch nicht der tiefere Grund für die Wahl gerade dieser Gegend aufgezeigt ist. Veranlassung war vielmehr der Hauptauftrag des Belehnten. Er sollte nämlich einen neuen Handelsweg durch das Gutach- und Schwanenbachtal anlegen als kürzeste Verbindung zwischen Villingen und dem Kinzigtal.

Der neue Herr mußte zuerst an eine standesübliche Bleibe denken. Er kam aus der Richtung Villingen—Peterzell—Langenschiltach, brachte eine Rodungsgenossenschaft mit, welche die Hochtalsiedlung Gremmelsbach anlegte, und ließ sich dort als deren Grundherr und zugleich als Grundherr des ganzen Gutachtals mit seinem Einzugsgebiet nieder. In diesem Höhengelände bestimmte er einen Platz für seine erste Burg.

Von der Höhe 871 zogen sich abwärts gegen das enge und steil abfallende Gutachtal mehrere geräumige und über den Berghang ordentlich herausragende Felsen, wo er seine Behausung aufschlagen wollte. Welcher von diesen Felsen wurde nun der eigentliche Schloßfelsen? Der oberste heißt Rappenfelsen (863 m). Aber weder dieser noch der tiefer liegende zweite Felsen zeigen bauliche Spuren. Erst der dritte, nicht so hochragende (762 m) wurde Träger der Burg. Mit Hilfe des Meißels konnte auf ihm ein einigermaßen ebener Platz geschaffen werden.

Für solche Bergform erscheint immer wieder die Bezeichnung Horn. Zugleich dürfen wir nicht vergessen, daß schon der Helmzierat des Ellerbacher Wappens zwei Auerhörner waren, worauf die Triberger Heimatforscherin E. Reiß-Vasek aufmerksam machte. Aus beiden Gründen zusammen leitete der neue Gutachtaler Grundherr das Wappen seines Herrschaftsgebietes ab. Er gestaltete einen dreiteiligen grünen Berg, dessen mittlerer Teil erhöht war. Auf diesem standen die Mundlöcher zweier aufgerichteter, schwarzer Hörner auf goldenem Feld, die Mund- und Schallöcher nach der Mitte einander zugekehrt. Es war also ein redendes Wappen, wonach sich die neuen Besitzer „Herren von Hornberg“ nannten. Adalbert hat dadurch schön den Zusammenhang mit den Ellerbachern angedeutet, zugleich aber auch die Neugründung einer Herrschaft. Die Burg war dann die Hornbergburg oder verkürzt die Hornberg oder Hornburg.



Skizze der
 "Örtlichkeiten
 um Althornburg"

Auf diesem Felsennest war die erforderliche Sicherheit ohne kostspielige Zurüstungen vorhanden; sie war abgelegen, und von da oben aus hatte man einen freien Ausblick nach Norden, Westen und Süden über einen großen Teil des Herrschaftsgebietes, freilich mehr über die bergigen Flanken und Kuppen als in die Talgründe hinunter. Dieser Schloßfels ist heute noch einer der gern aufgesuchten Aussichtspunkte im Einzugsgebiet der Gutach.

Es sind ziemlich viel bauliche Spuren noch da, die auf ein seltsames Aussehen der alten Stammburg schließen lassen. Der Schloßfels ist auf Steinstaffeln ersteigbar. Rechts vom Aufstieg erblickt man eine aus dem Felsen künstlich herausgehauene Kammer mit drei Wänden und Boden. Auf der eben gemachten Felsenplatte überrascht uns ungefähr in der Mitte ein quadratisches, aus dem Stein herausgemeißeltes Loch, etwa 2 m tief, 1 m im Geviert, dessen Zweck unsicher ist. Die Felsenplatte ist mehr lang als breit. Auf dieser Oberfläche sowie auch sonst an vielen Stellen (auch in der Kammer und an der Rückwand) sind fachgerecht gehauene Lager und Nuten zum Auflegen und Einsetzen von Balken, ferner eingebohrte Vertiefungen und Gänge an der Außenseite der Felswand. Mit andern Worten: der Felsen selbst wurde das Fundament der Burg, die also nur eine Holzburg mit Riegelwerk gewesen sein konnte. Vor dem letzten Weltkrieg begegnete mir ein Bild dieser Burg, die mit kräftigen, vorkragenden Verstreben in die Luft neben und über dem Felsen hinausgebaut worden war, ein Werk meisterlicher Zimmermannskunst. Das Bild konnte ich leider nicht mehr auffinden.

In der Schlucht zwischen diesem Schloßfels und seinem höheren östlichen Nachbarn bergaufwärts (2. Felsen) liegen Mauertrümmer aus Granit und Sandstein (darunter ein granitener Türsturz), unterhalb des Schloßfelsens zwei behauene Sandsteine, welche die Triberger Heimatforscher Fabrikant Gerland und Schlossermeister Maier ins Museum schaffen wollten. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung.

Im 19. Jahrhundert kamen beim Rütli-Hacken im Dobel auf der Bergwand hinter dem Schloßfels einige irdene Röhren zum Vorschein, Reste der ehemaligen Wasserleitung zur Hornburg.

Die beiden zuletzt genannten Heimatforscher entdeckten auch auf dem 4. Felsen ausgehauene Einsatzstellen für Holzbalken. Die Burganlage hat sich also bis dorthin gezogen. Die Gebäude waren vermutlich alle aus Riegelmauerwerk, die ganze Burgrait, soweit es notwendig und überhaupt geländemäßig möglich war, dagegen mit einer festen Steinmauer umgeben. Diese war auch deshalb nötig, weil die Burgherren als Grundherren von Gremmelsbach für ihre abhängigen Bauern schirmpflichtig waren. In Notzeiten wurden sie mit ihrem Vieh in die Burg (das Wort kommt ja von bergen) aufgenommen und halfen notfalls mit, sie zu verteidigen.

Zum weiteren Burgbereich außerhalb der Ringmauer gehörte das dahinterliegende Hochtälchen mit Äckern und Matten, mit einem Eichberg und Hochwald. Dieser bewirtschaftete Boden zog sich noch über die Höhe 871 bis in den oberen Teil des Zinkens Leutschenbach von Ge-



Ältestes Bild der burgengekrönten Stadt Hornberg von M. Merian 1643 (Kupferstich). Zeigt das ganze Befestigungssystem; links auf dem Berg die ältere Burg, rechts davon die Neubauten von 1564. Der Bergfried hat den ursprünglichen Dachstuhl, der erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts beseitigt wurde. Die Stadtbefestigung war vom Untertor aus die Berglehne hinaufgezogen worden bis zum sog. Bubentürmlein. Auf allen drei Seiten gab es Vorstädte. Einzige Darstellung des wehrhaften Brückentores, das 1778 durch das schrecklichste Hochwasser aller Zeiten zerstört wurde. Im Untertor das einstige Malefizgefängnis.

markung Gremmelsbach, später die Herrenäcker genannt. In diesem Bezirk hatte für die Versorgung des Schlosses der herrschaftliche Wirtschaftshof, ein sogenannter Meierhof, gestanden.

Nicht nur von den angesiedelten Menschen, sondern auch von dem zu erwartenden Durchgangsverkehr sollten die Herren von Hornberg ihr Einkommen ziehen. Den neuen Handelsweg legten sie alsbald im 12. Jahrhundert an. Er zweigte in Hausach von der Kinzigtalstraße ab, zog durch das untere Gutachtal, durch das ganze Schwanenbachtal¹⁾ bis auf die Höhe des Windkapf und von dort hinab nach Langenschildach. Er wurde die Lebensader der neu erschlossenen Gutachtallandschaft. Diesen Weg mußten sie auch instand halten und vor allem die Warenzüge gegen eine Gebühr sicher geleiten. Er zog im Schwanenbachtal nicht weit von der Stammburg vorüber. Am nächsten Punkt, nämlich an der Einmündung des Tiefenbachtals in das Schwanenbachtal, erbaute die Herrschaft etwas später einen bewohnbaren Geleitsturm, der gleichzeitig als Schutzbau den Zugang zur Hornburg deckte. Er war aus Stein mit Mörtel als Bindemittel gerade auf den gewachsenen Felsen aufgemauert, jedoch ohne Verwendung von behau-

¹⁾ Erst später bürgerte sich für den Unterlauf des Schwanenbachs bis zur Einmündung in die Gutach allmählich der Name Reichenbach ein. Siehe K. Hitzfeld, Die Flurnamen von Hornberg, Seite 20 ff.

enen Steinen etwa an den Mauerkanten oder den Fenstern. Daher ist dieser Turm nach dem ältesten, aber vor dem jüngeren der zwei Hornberger Stadt-Schlösser entstanden. Ein 2 m hohes Mauerstück davon ist noch erhalten. Außer bloßer Erwähnung liegen über sein Schicksal keine Nachrichten vor.

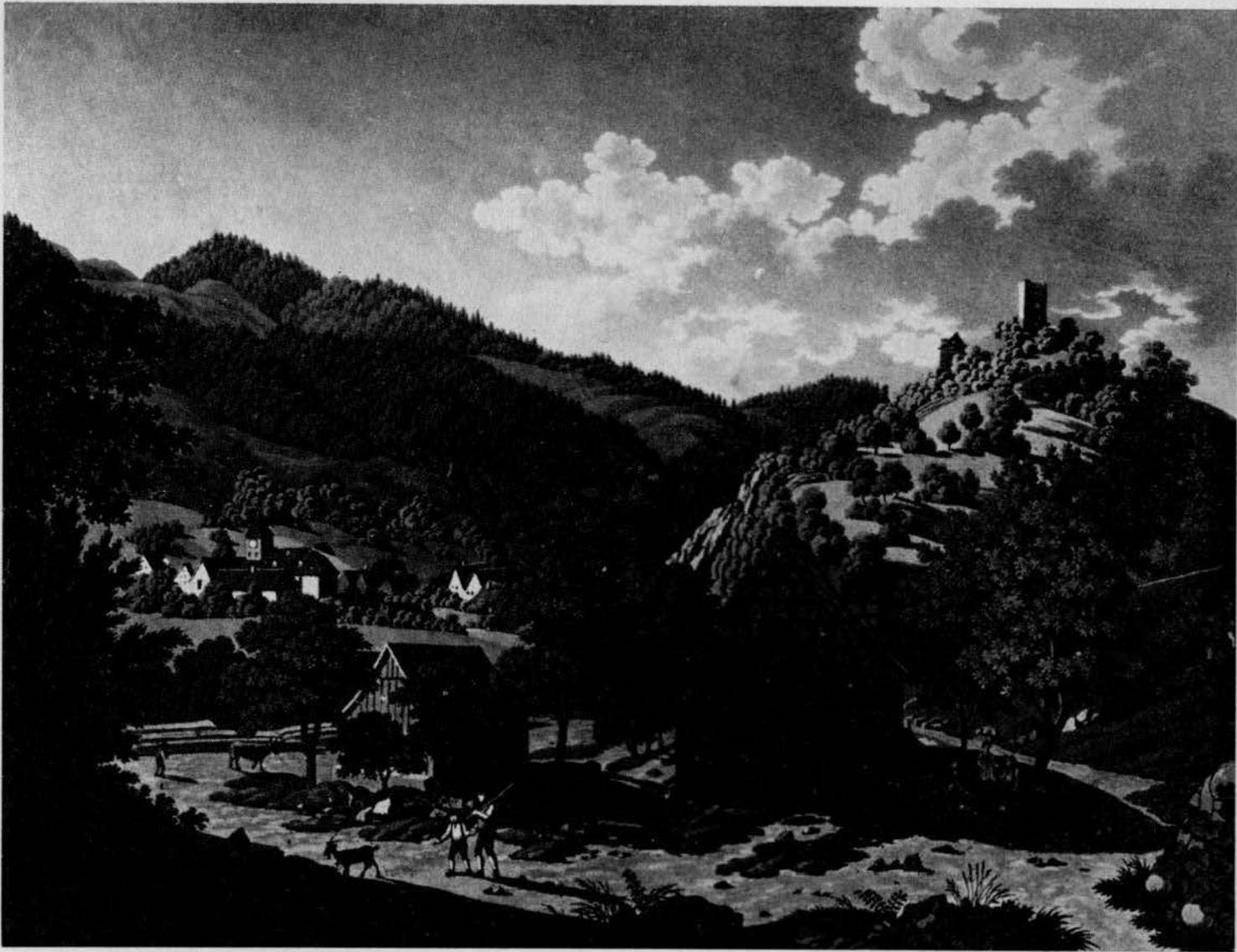
Den zweiten Geleitsturm setzten die Grundherren am Nordende des Herrschaftsgebietes auf den niederen Bergausläufer (den Turmerberg), der sich vom Bühlerstein bis ins Kinzigtal bei Hausach neben der heutigen B 33 vorschiebt. Dort mündete die neue Handelsstraße in die alte Kinzigtalstraße ein.

Von diesem sogenannten Gutach-Turm sind keine Reste mehr übrig. Indessen knüpfen sich an ihn wichtige Begebenheiten. Als größte Handelsstadt in der Nähe war Straßburg eine besonders aufmerksame Beobachterin der Verhältnisse auf dieser wichtigen Wegstrecke. Um das Jahr 1368 haben die Hornberger vermutlich ihre Geleitgebühren erhöht, was aber die Straßburger nicht dulden wollten. Mit vielem Kriegsvolk erschienen sie im Kinzigtal, gingen bis vor den Gutach-Turm, belagerten, eroberten und zerstörten ihn 1368. Da war die Hornberger Herrschaft in ohnmächtigen Nöten. Aber die verwandten Fürstenberger Grafen vermittelten. Dadurch kam es 1369 zum Frieden, auf Grund dessen die Straßburger den Turm wiederherstellen mußten. Seither heißt er der „Neue Turm“. Doch wurde am 19. August 1370 der Stadt Straßburg das Öffnungsrecht eingeräumt. Ebenso erhielten die Fürstenberger einen Monat später für ihre Vermittlung den Turm von Heinrich von Hornberg als ein für sie offenes Haus. Es kam jedoch 1383 zu neuen Beschwerden des angesehenen Straßburger Junkers Heinrich von Lahr über die Hornberger, worauf die erzürnten Straßburger den Neuen Turm endgültig zerbrachen und überdies das Hornberger Hoheitsgebiet unerbittlich verheerten. Vgl. Knausenberger, oben Seite 76 f.

Urkundlich taucht für uns der Name der neuen Hornberger im Jahre 1093 aus dem Dunkel der vorherigen Geschichtslosigkeit auf. Adalbert, der Begründer des Geschlechts, stand in enger Verbindung mit dem Kloster St. Georgen, nicht weit von der neuen Herrschaft entfernt. Dorthin bestimmte er die vorläufige Grablege seines Geschlechts und wurde selbst dort beigesetzt, nachdem er 1127 bei Mainz umgekommen war.

Adalberts Söhne waren Burkard, Bruno und Konrad. Weibliche Mitglieder des Geschlechts sind uns vor 1200 nicht bekannt. Unter dem Ältesten als Vorträger haben die drei Brüder die Herrschaft gemeinsam verwaltet und genossen. Aus dem noch vorhandenen Quellenmaterial ist nur wenig über die Hornberger Herren zu erfahren außer den Namen. Schon der nächsten Generation gehört ein Werner an, der 1152 als urkundlicher Zeuge auftritt. Wieder eine Generation später, um 1180, heiratet ein Burkard die Tochter Wilpurg des Freiherrn Albrecht von Zimmern von Schloß Herrenzimmern bei Rottweil. Überhaupt kamen die Hornberger durch Heiraten mit dem ganzen freiherrlichen Adel der Umgebung in Verbindung.

Es ist bedeutsam, daß nach 1150 die Herren von Hornberg nicht mehr

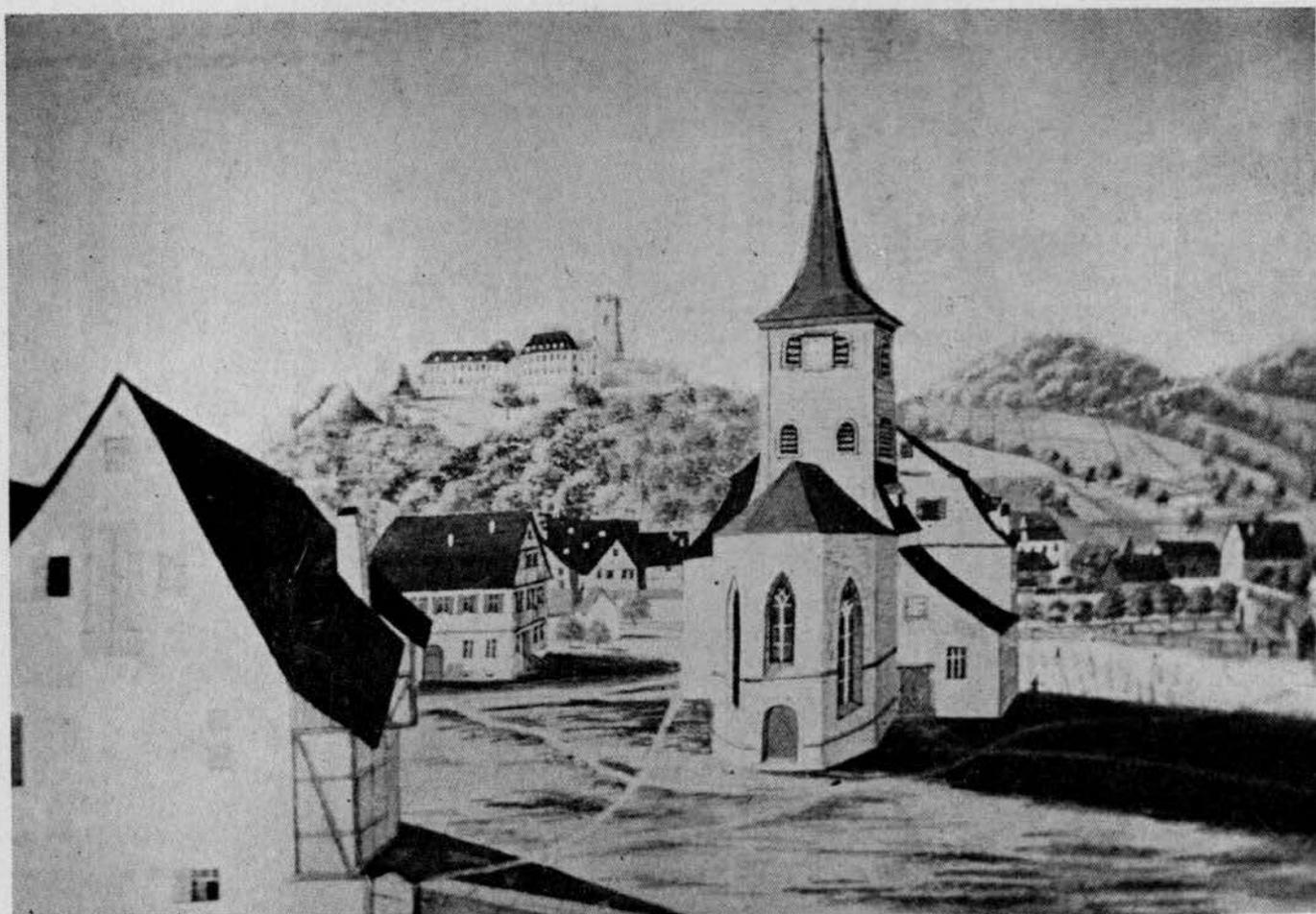


Hornberg um 1810, Kupferstich.

in der Chronik von St. Georgen auftreten. Sie haben also ihre Grablege irgendwo anders genommen, nämlich in einer ihrer eigenen Kirchen im Gutachtal. Denn das ihnen anvertraute Herrschaftsgebiet sollte ihnen durch Einnahmen den standesgemäßen Unterhalt erbringen. Einnahmen aber lieferten nur Menschen durch den Ertrag ihrer Arbeit. Durch planmäßige Besiedlung kamen sie ins Gutachtal. Für diese haben die Herren in Gutach und später in Hornberg Pfarrkirchen errichtet, in denen sie dann auch ihre Grablege nahmen.

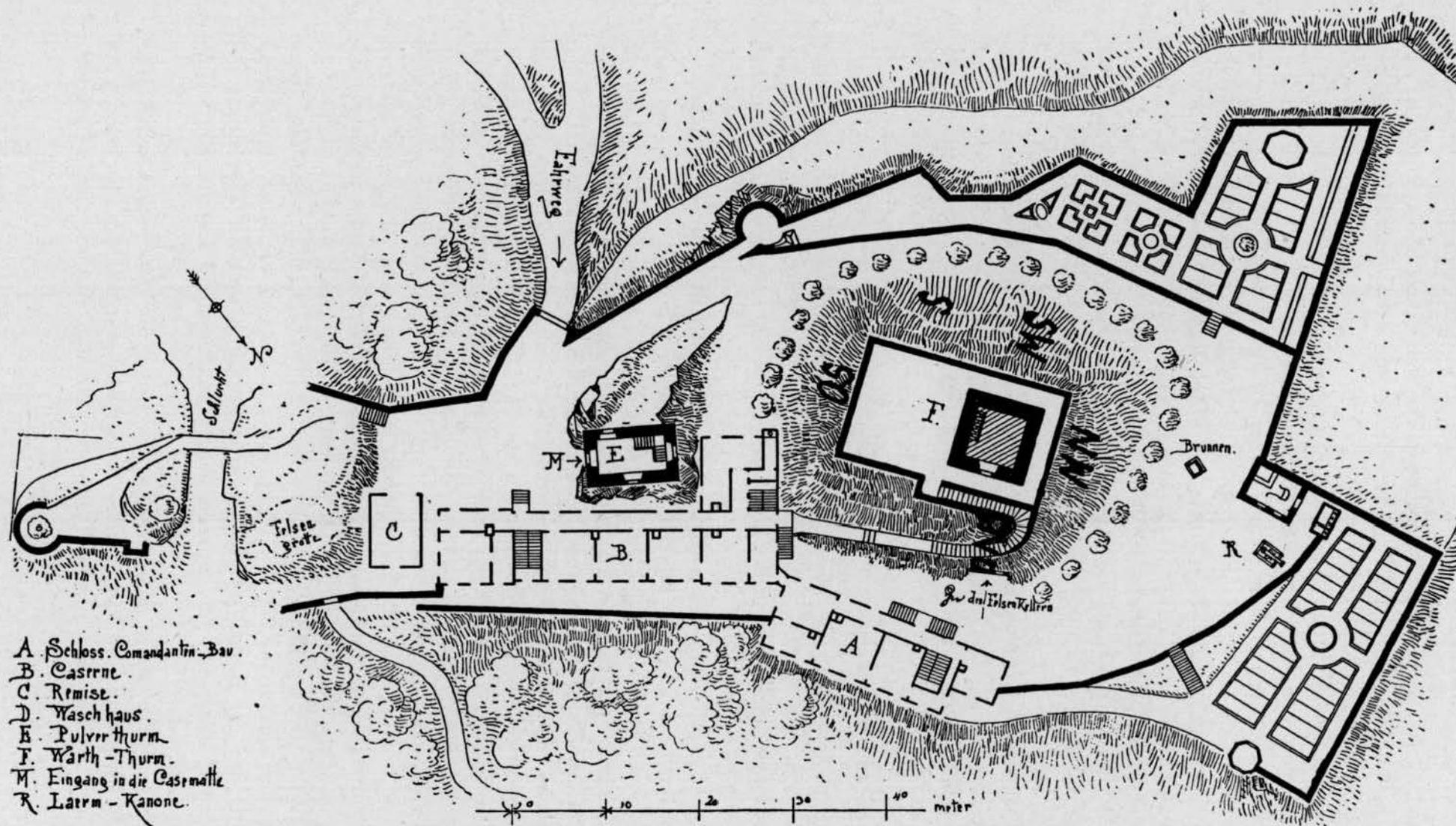
Schon im 12. Jahrhundert haben daher die Hornberger Herren auch auf dem nur etwa 100 m über dem Tal liegenden, beherrschenden Bergvorsprung bei der Einmündung des Offenbach und des Schwanenbach in die Gutach eine weitere Burg gebaut, die sie ebenfalls Hornberg nannten. Seitdem hieß die hochgelegene Stamburg die Alt-Hornberg oder Alt-Hornburg. Bei den Bauern der Gegend entstand daraus die Form „d'alt Hormet“ oder sogar „d'alt Horwet“ oder ähnlich.

Hören wir zunächst die weiteren Schicksale der Alt-Hornburg, auf der stets jemand von der Herrschaftsfamilie wohnte. Die Brüder haben lange der Ver-



Aquarellierter Stich vor 1823. Blick vom Bühl auf Stadtkirche Hornberg und Schloßberg. Kaserne (links) damals noch vorhanden, das Schloß (rechts) hat an der rechten Seite noch den zurückgesetzten Bauflügel. Friedhof um die Kirche nur angedeutet. Er wurde nach dem starken 1824er Hochwasserschaden im Jahr 1825 an seinen jetzigen Platz neben der Gutacher Landstraße verlegt.

suchung, die an sich für den Unterhalt in normalen Zeiten gerade ausreichende Herrschaft zu teilen, widerstanden. Wir kennen den besonderen Anlaß nicht, aus dem die Teilung schließlich doch durchgeführt wurde. Sie muß um 1200 gewesen sein. Dabei kam die Stamburg zur Herrschaft Triberg als Neben-Herrensitz dieser Familie, die aber schon 1325 ausstarb. Die Burg wie überhaupt die Triberger Herrschaft fielen nach der Verleihung an die Hohenberger bald an Österreich. Da begann denn die auch für die Althornburg nicht glückliche Zeit der Verpfändungen. Auf solche Pfandschaftsweise war sie Ende des 14. Jahrhunderts wieder in den Besitz eines regierenden Werner von Hornberg gelangt. Nach dessen Tod heiratete seine Witwe Anna von Üsenberg den Herzog Reinolt von Urslingen, der nach Annas Hinscheiden 1423 Erbe wurde und mit seinem Bruder auf der Burg seinen Wohnsitz hatte. Dieser führte mit der Stadt Schaffhausen eine neunjährige Fehde, während der ihm ein Schaffhauser Handelsmann in die Hände fiel und von ihm nach der Alt-Hornburg in ein „Felsen Fencknus“ gebracht wurde (wohl das ausgehauene Felsen-Verlies am Fuße des Burgfelsens). Zwischen 1423 und 1440 brannte ein Blitzschlag die ausgedörrte Holzburg nieder. Nach der Sage schlug er während eines ausgelassenen Mahles der Burgbewohner in der heiligen Weihnacht in das Schloß und



- A. Schloß Comandantn-Bau.
- B. Kaserne.
- C. Remise.
- D. Waschhaus.
- E. Pulverturm.
- F. Wärth-Thurm.
- M. Eingang in die Casematte.
- R. Lärm-Kanone.

Dieser reizvolle Plan des Schloßberges zeigt im Nordwesten und Südwesten (rechts im Bild) noch die barocken Gartenanlagen, welche die Fürstin Auguste Elisabeth von Thurn und Taxis durch einen französischen Gartenkünstler hat anlegen lassen. Bei den neuen Gebäuden sieht man die Durchgangsverbindung vom Kommandantenbau (= Barockschloß) A zur Kaserne B. Das eingezeichnete Mauerwerk des Rondells an der Bergnase (links) ist im 19. Jahrhundert aus herumliegenden Burgtrümmern aufgemauert worden. Der neue Fahrweg, der seit 1564 zwischen den beiden Gartenterrassen zum Schloßbezirk heranführte und heute der bequemere Hauptzugang ist, fehlt. Wo Fahrweg steht, ist der alte Fahr- und Reitweg.

verwandelte es in Asche (nach Kaltenbach). Die Felsenburg selbst wurde nicht mehr hergestellt. Das Triberger Urbar von 1608 schreibt nur von dem „zerfallenen Burgstall Alten Hornberg“.

Das zum Schloß gehörige Wirtschaftsgut wurde später auch aufgelöst und vom Obervogt und Pfandherrn Wilhelm von Liechtenfels kurz vor 1500 als Lehen an die drei angrenzenden Bauern in den Zinken Röthenbach und Leutschenbach (Gemarkung Gremelsbach) gegeben für jährlich insgesamt ein Pfund Rappen (Freiburger Währung) Zins. Später zinste jeder Bauer je auf Martini ein Pfund fünf Schilling, dazu ein Huhn und einen Zuber Hafer. Das Rüttibrennen mit Fruchteinsaat wurde ihnen um 1600 bei Verlust des Lehens vom Pfandherrn Hans von Schwendi untersagt. Nach dem Heimischwerden der Uhrmacherei in der Herrschaft Triberg um 1715 verteilte der damalige Triberger Obervogt dieses Schloßlehen in sieben Bauerngütern an sieben eifrige Uhrenmacher und Uhrenhändler. Beim Übergang des Lehenswesens in die neuere Finanzwirtschaft des 19. Jahrhunderts wurden die sieben Bauerngüter volles, freies Eigentum der damaligen Inhaber.

B. Neu-Hornberg

Unermüdlich haben die Heimatforscher gesucht, irgendein sicheres Datum über die Erbauung der Burg neben dem Hornberger Offenbachtal aufzufinden. Allein durch Brände ist fast alles ältere Quellenmaterial untergegangen. Nun muß uns die anfängliche Bodenverteilung und die Durchforschung der Flurnamen helfen und die erforderlichen Hinweise geben.

Diese sagten mir, daß die Herren von Hornberg an der wichtigsten Landschaftsachse des Herrschaftsgebietes anfangs alles Land in unmittelbarer Eigennutzung zurückbehalten hatten. Das war rings um die Einmündung des breitesten Nebentals (das heutige Reichenbachtal) in das Haupttal der Gutach. Nicht nur wirtschaftliche Erwägungen, sondern vor allem auch wehrpolitische Gründe bestimmten sie dazu, die dort günstig zusammen treffenden Talräume (unteres Reichenbach-Schwanenbach-, unteres Offenbachtal mit dem Haupttal) mitsamt den sie überragenden und beherrschenden jeweils ersten Berggipfeln und den Berggraten rings um das Talnest fest in ihrer Hand zu behalten zur Beobachtung der weiteren Entwicklung. Die Südgrenze bildeten die Hofmatten, heute als Gewann noch vorhanden. Schön mitten in diesem Bereich lag am Fuße des Burgberges da, wo heute das Hotel Adler steht, der herrschaftliche Hauptwirtschaftshof. Darin hatte anfangs sicher auch die Herrscherfamilie eigenen Wohnraum gehabt. Der Hof muß naturgemäß gleichzeitig mit der Besiedlung des unteren Gutachtals und der Einführung des neuen Handelsweges errichtet worden sein, also schon bald um den Beginn des 12. Jahrhunderts.

Der Platz wurde seiner günstigen Lage wegen rasch zum natürlichen Mittelpunkt der Landschaft und Herrschaft. Auch deshalb empfahl sich von Anfang an der nur etwa 100 m über diesen Hauptwirtschaftshof ragende, flache Bergvor-



Der Schloßberg 1823 während des Abbruchs der Kaserne links vom Kommandantenbau (= Barockschloß).
Blick vom Bühl aus. Steindruck.

sprung zur Anlage der Zentralwohnung des Herrscherge-
schlechts. Förderlich für diesen Plan war es auch, daß zudem diese Bergnase
auf drei Seiten von fast überall unersteigbaren, felsigen Steilhängen begrenzt war.

Von dieser ältesten Burganlage steckt noch ursprüngliches Mauerwerk
unter verhüllendem Erdreich und später aufgebauten Mauerbrüstungen,
nur an einer kleinen, wenig beachteten Mauerkante beim Rondell freigelegt. Dieses
Mauerwerk zeigt gewaltige, wohlbehauene, aber ohne Bindemittel sauber und gut
passend aneinandergeschmiegte, aus den heimischen Bergen stammende Granit-
blöcke, besonders klotzig an den Mauerkanten. Dies war eine ältere Art des Burg-
baus. Sie zwingt uns dazu, diese älteste Burg auf diesem Hügel noch in die
erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verlegen, denn im 13. Jahr-
hundert war der bindemittellose Burgenbau kaum mehr üblich.

Nach Jäckle²⁾ sollen im 19. Jahrhundert beim heutigen Rondell der Rest

²⁾ Alexander Jäckle, Der Luftkurort Hornberg, 1893.

eines Turmes und in dessen Nähe eine tiefe Zisterne zu sehen gewesen sein. Dann würde der jetzige Mauerrest zum dortigen ältesten Burgturm gehört haben. Gegen die Stadt zu war die Burg gesichert durch den „großen (sehr tiefen) Hundsgaben“ zwischen der Feste und dem Hackenjosenfelsen, der bis heute noch mit Trümmerschutt von der alten Burg angefüllt ist. Diese Trümmer verdienten mal eine genauere Durchforschung.

Die vielen Mauertrümmer bei der Burgstätte selbst ließ Hermann Horn nach 1886 mit großen Unkosten abräumen. Leider wurden sie zuvor nicht von Sachverständigen untersucht, auch keine Beschreibung oder Foto von den wichtigeren Architekturteilen aufgenommen.

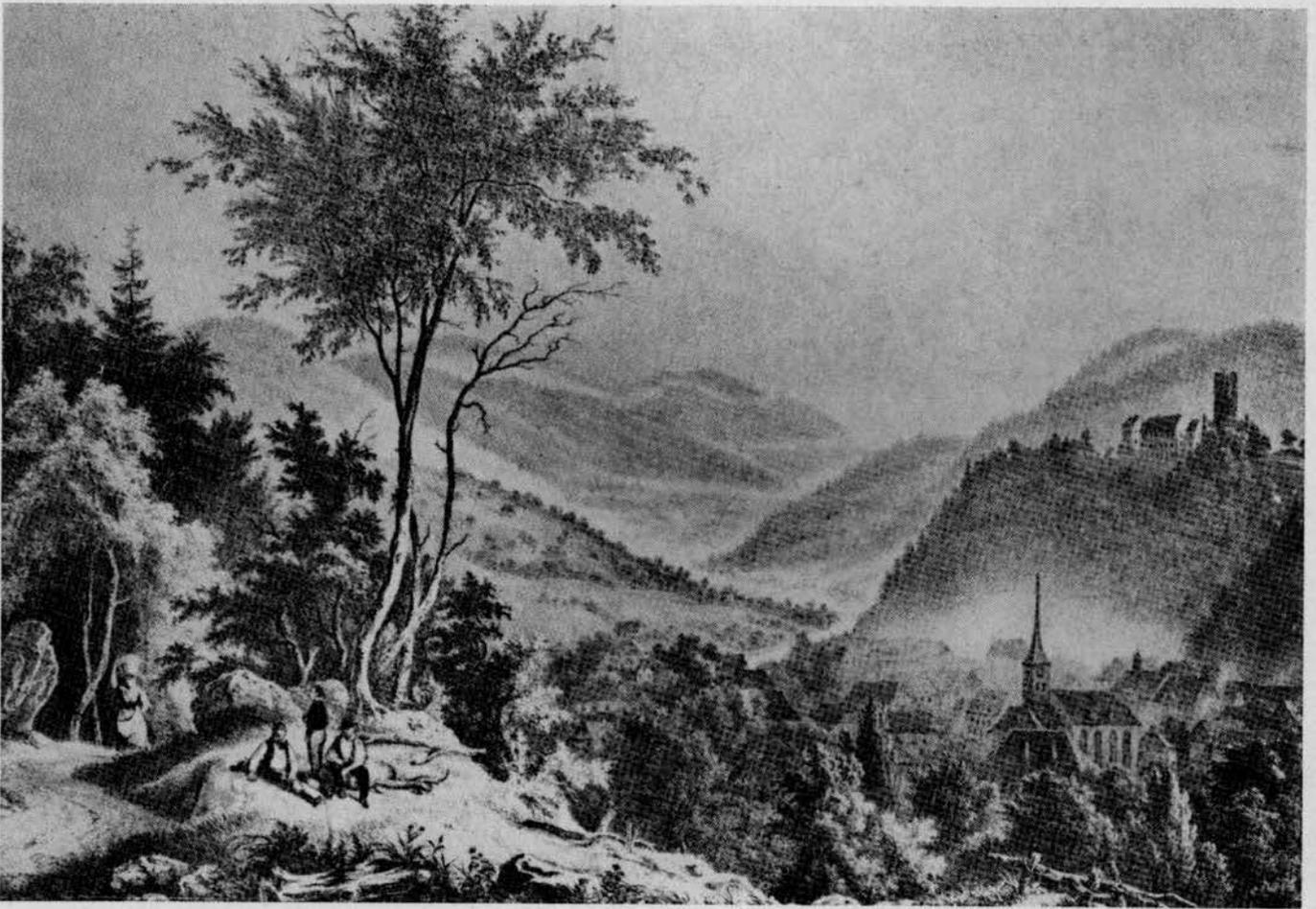
Von diesem ältesten Bauwerk stand zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges noch der Unterbau nach Ausweis des Bildes von Merian³⁾. Auf der Seite gegen den kleinen Hundsgaben (nach Westen zwischen den beiden Schlössern) hat man die ursprüngliche, teilweise noch ziemlich hohe Mauer im verfallenden Zustand belassen. Auf der Nordseite dagegen war die ehemalige Mauer auf gleichmäßige Höhe gebracht und mit Maueraussparungen versehen worden. Dahinter war seit dem 16. Jahrhundert der Platz für die Kanonen und sonstige schwere Waffen. Dieser Batterieplatz wurde durch die Decke des Untergeschosses gebildet, die sicher eine verstärkende Auflage erhalten hatte. Einen sichtbaren Turm hatte dieser Bau nicht mehr.

Der geräumige Unterbau hatte Zufahrt und Zugang vom kleinen Hundsgaben aus. Auf diesen Unterbau war im 15. Jahrhundert mit kleinerem Grundriß ein Wohnhaus aufgestockt worden, und zwar so, daß die Außenmauern auf 2 Seiten mit den früheren übereinstimmten, auf den beiden andern Seiten jedoch ein Stück zurückgesetzt waren. Auf dem Merianschen Bild ist nur ein einziges, allerdings sehr hoch angebrachtes Fenstergeschoß bei diesem Aufbau zu erkennen. Darauf saß ein steiler und hoher Dachstuhl, in welchem auch Räume waren, wie nach dem im Giebfeld sichtbaren Fenster zu vermuten ist.

In der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges hatte sich um 1640 eine Abteilung schwedisch-französischer Soldaten längere Zeit dort halten können. Der feste Burgbau konnte von den im Hauptschloß daneben sitzenden bayrischen Truppen auf keine Weise erobert werden. Als dann die Schweden-Franzosen wegziehen mußten, steckten sie am 20. Februar 1641 ihren Bau in Brand. Er wurde nicht wieder aufgebaut. Das Meriansche Bild zeigt also den Bestand und Zustand vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Letzter Hornberger Bewohner und Teilbesitzer war Konrad aus der Nebenlinie der Herren von Hornberg gewesen, der 1443 seine Besitz- und Herrschaftsrechte an die Grafen von Württemberg für 2400 Gulden verkaufte. Dann wurde die Burg die Wohnung des Untervogts der nunmehr vollständig württembergisch gewordenen Herrschaft Hornberg. Der Untervogt war zugleich der Kellereiverwalter. Der von ihm zu betreuende Fruchtkasten für die Naturalabgaben der Untertanen des ganzen

³⁾ Matthäus Merian, Topographia Sueviae, 1643.



Stadt und Schloßberg um 1840, Steindruck.

Hornberger Amts wurde jetzt hierher verlegt. Schließlich wurde der Bau auch Zeughaus und Gefängnis in den Zeiten, während denen Truppen in Hornberg lagen. Als Gefängnis wurde also wohl das Verließ im stehengebliebenen Unterteil des ehemaligen Turmes benützt. Um 1600 war er verrufen als unheimliches Geister- und Gespensterloch. Für den Untervogt ist wohl der neue Wohnbau auf dem in verfallenen Zustand gewesenen Altbau errichtet worden, wie er auf dem Merianschen Bild zu sehen ist. Bauzeit also nach 1443.

Wir fragen uns nun, wann ist das zweite Hauptschloß zu diesem älteren dazugekommen?

Der jetzt noch erhaltene stattliche Wartturm, über dessen Bauzeit ebenfalls keine direkten Nachrichten mehr erhalten sind, zeigt eine andere Bauart als der ältere Bau auf der Bergnase. Er wurde mit dem landschaftseigenen Baumaterial von ungleich großen, runden Granitwacken, wohl aus dem Gutachbett, nicht sehr regelmäßig gebaut und mit fast unzerstörbarem Schwarzkalk verkittet. Nur die Mauerkanten und die Einfassungen aller Turmöffnungen erhielten durch rote Sandsteinquadern einen festeren Halt und das Ganze eine bescheidene Gliederung.

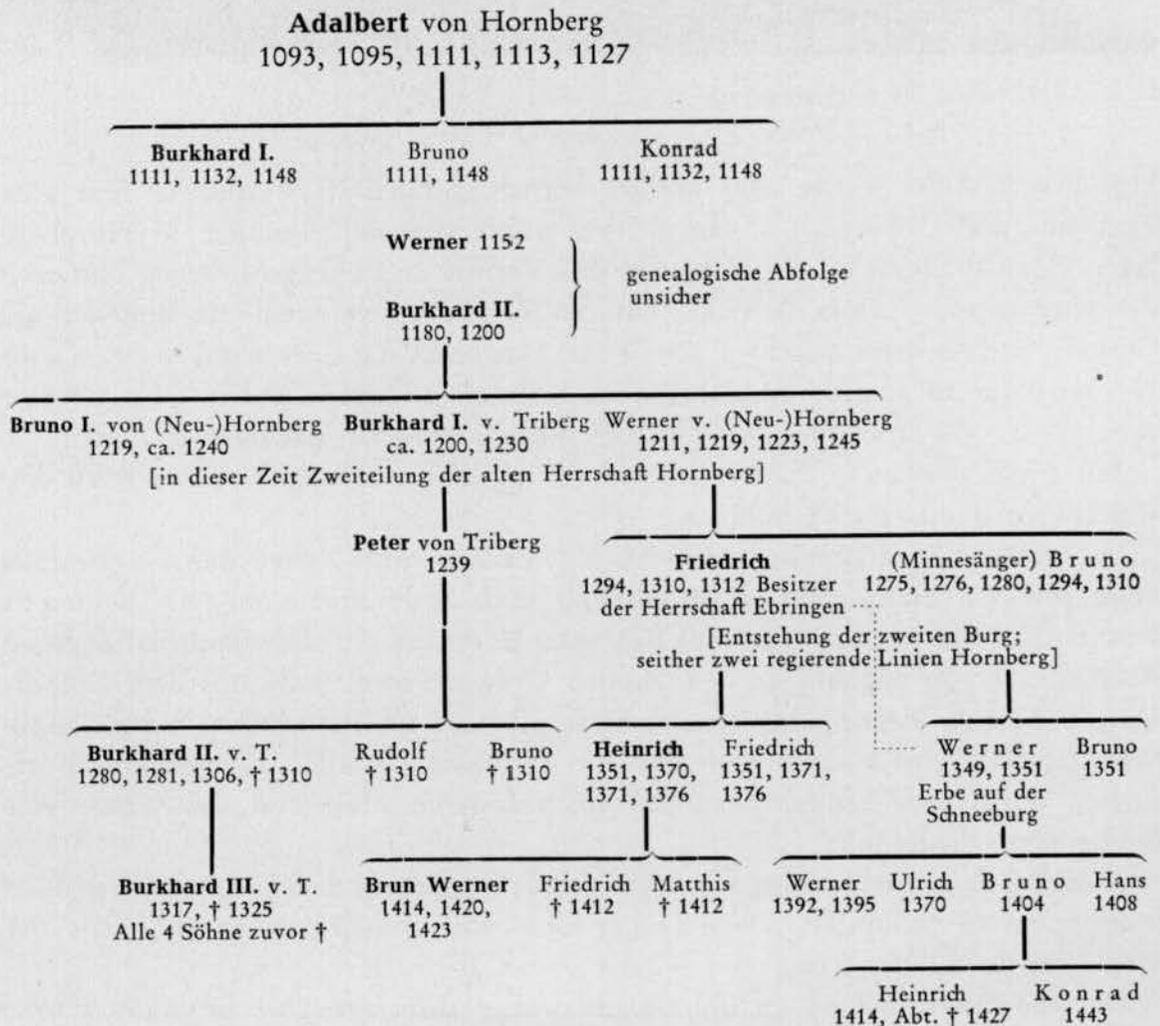
Nach dieser Bauart müssen wir als Ergebnis festhalten, daß dieser Turm des zweiten Schlosses einer späteren Bauzeit angehört als der ältere Bau an der Bergnase.

Da jenes ältere Schloß an der Bergnase aber auch weiterhin bewohnt wurde,

müssen wir nach einer Ursache forschen, warum daneben ein weiteres Schloß notwendig wurde. Dies muß in einer Zeit gewesen sein, in welcher der Wohnraum für die verschiedenen Familien des Hornberger Herrschergeschlechts zu knapp geworden war.

Nun fand um 1200 unter den drei Brüdern Werner, Bruno und Burkhard eine lehensrechtliche Verteilung der Gesamtherrschaft statt in eine Herrschaft Hornberg und in eine ebenfalls selbständige Herrschaft Triberg. Das kann daher für den Bau einer zweiten Burg auf dem Hornberger Burghügel keinen Anlaß gegeben haben. Der Anlaß für die Teilung der Herrschaft war zwar wohl auch die Raumnot gewesen, denn die neue Triberger Familie mit Burkhard erhielt die Althornburg und hat sich dazu in Triberg noch eine neue Burg gebaut.

In den Hornberger Herrscherfamilien kehren dieselben Rufnamen immer wieder, so daß es nicht leicht ist, angesichts des jeweils nicht häufigen Vorkommens in schriftlichen Quellen die genealogischen Zusammenhänge sicher anzugeben, zumal die Familien oft kinderreich waren. Zum besseren Verständnis folgt hier der Versuch, den Stammbaum übersichtlich zusammenzustellen, wobei allerdings zu beachten ist, daß manche Geschwister, vor allem die weiblichen, mit



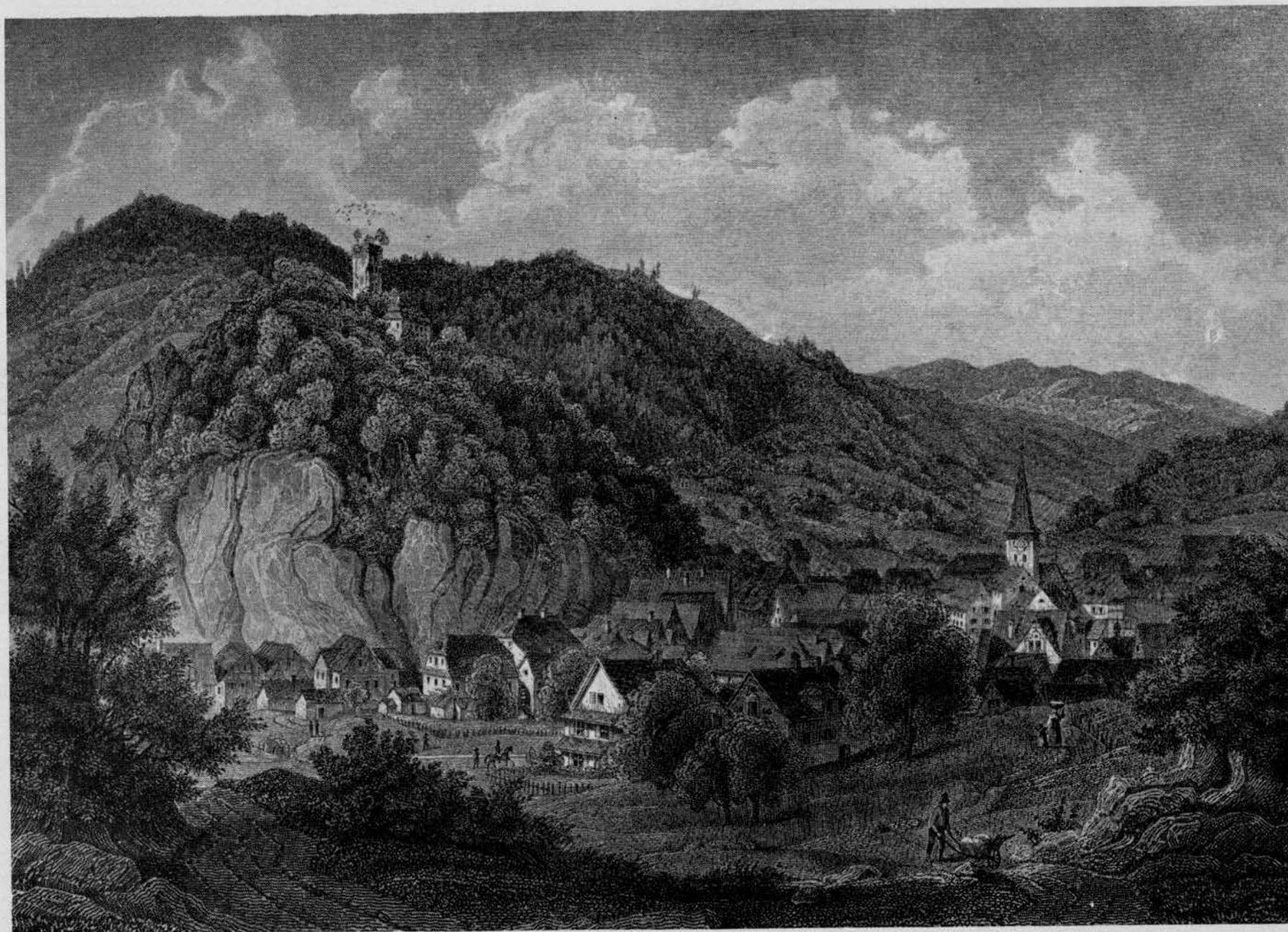


Wartturm, Barockschloß, Pulverturm auf der Höhe des Schloßbergs. Am Turm ist die Kaminvertiefung deutlich eingezeichnet. Die Turmkrone stark überwachsen. Unter dem Pulverturm sieht man den Eingang zur damaligen Mälzerei. Die neue Schloßbrauerei ist durch den Berggipfel verdeckt. Stand aus der Zeit nach 1841 und vor 1873. Blick in das liebliche untere Gutachtal. Stahlstich von Paine.

Namen nicht bekannt sind und daher fehlen. Ob von den beiden letzten regierenden Hornbergern Brun Werner (verkaufte den Hauptteil 1423) und Konrad (verkaufte seinen Anteil 1443) Nachkommen da waren, ist unbekannt.

In der seit 1200 verkleinerten Herrschaft Hornberg sind in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wieder zwei Brüder nachzuweisen, Friedrich (als der ältere) und Bruno, beide mit Familien.

Von da an sind zwei Hornberger Herrscherlinien zu unterscheiden. Da aber schon um 1200 die ursprüngliche Herrschaft auf etwa die Hälfte verkleinert worden war, wurde jetzt von diesen beiden Linien keine neue Lehensteilung des Herrschaftsgebietes vorgenommen, sondern jeder der beiden wurden Einkünfte und Herrschaftsanteile zugewiesen, und zwar der Linie Friedrichs der Hauptanteil. Gleichzeitig wurde für diese Hauptlinie auf der höchsten, ziemlich geräumigen und beherrschend liegenden Felsenkuppe des Schloßberges eine neue Burg mit Bergfried gebaut. Heute steht davon nur noch der Turm. Aber in der südöstlichen Mauer dieses Turmes läuft eine Kaminvertiefung etwa 12 m weit gerade in die Höhe und wird dort schräg aus dem Mauerwerk herausgeleitet. Dies beweist, daß mit dem Turm



Stadt und Schloß Hornberg um 1850. Auf dem Bergfried viele Sträucher, links davon die Bergnase, worauf das älteste Schloß stand, darunter der Hackenjosenfelsen. Hinter diesem der nicht sichtbare Große Hundsgaben.



Der Ritter im Burgfenster stellt den Minnesänger Bruno von Hornberg (1275, 1319) dar, den die von ihm verehrte Dame mit den Banden der Liebe an sich fesselt. Dieses Bild sowie die vier von ihm erhaltenen Lieder sind in der großen Heidelberger Liederhandschrift überliefert. Links oben Brunos Wappen und Helmzier.

Klischee:

Kurverwaltung Hornberg

zugleich ein Wohnbau errichtet wurde und daß der Wohnteil mehrere Stockwerke aufwies. Die neue Burg war im Vergleich zur alten die bequemere, größere und modernere, allein über ihr Aussehen wissen wir nichts; Abbildungen davon gibt es keine. Nach all dem dürfen wir die Bauzeit dieser zweiten Burg auf die Zeit gegen 1300 ansetzen. Dazu paßt auch die Bauart des Bergfrieds, dessen Mauerzusammensetzung aus unbehauenen, unsortierten runden Flußwacken noch eine altertümliche Bauweise andeutet. Darauf weisen auch die Dicke der Turmmauern mit etwa 2 m, die Höhe des Eingangs in 9,40 m über dem Erdboden

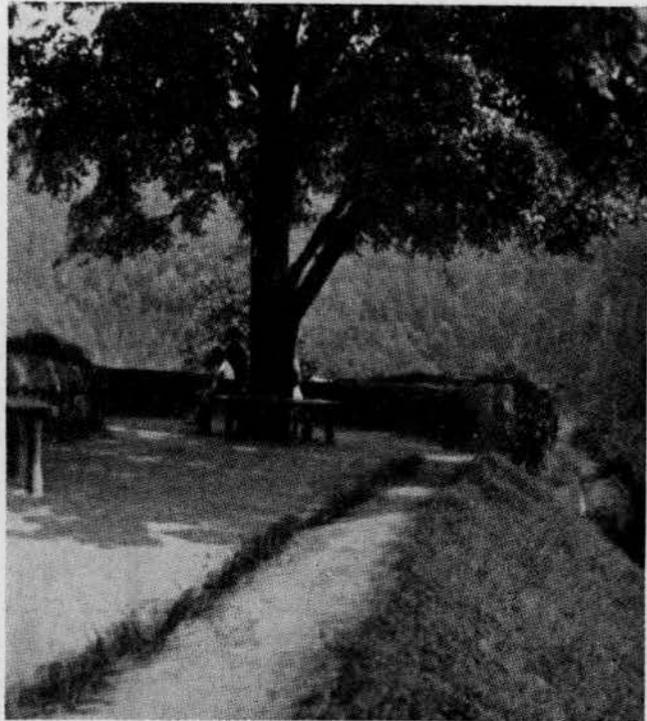
und das Fehlen eines Podestes bei diesem sowie die wenig regelmäßige Gestaltung der Mauerflächen hin.

Die andere Linie des Geschlechts (Brunos Nachkommen) blieb auf der bisherigen Burg an der Bergnase vorn am Steilabfall zum Gutachtal. Die damals einzige, steile Zufahrtsstraße, die zwischen den beiden Burgen in den kleinen Hundsraben führte, trennte die beiden Burgbereiche. Ins Ur-Lagerbuch von 1517 wurde die Beschreibung der zwei Burgbezirke aus alten Verzeichnissen übernommen: „angefangen zu unterscheiden: nemlich vom graben, da der weg vom oberen Schloß her ab get, demselben (Weg) nach über den woffenbach hinüber biß in den grat und dem grat nach uffhin biß uff die Ecker (heute = Storenwaldkopf, 702 m), was des holz und felds lyt zuo der linken handt, gehört zum oberen Schloß, und was zuo der rechten handt lyt, gehört zuo dem unndern Schloß.“ Darin waren auch die Felder und Wälder inbegriffen. Die übrigen Grenzen sind aus ihrer Quelle leider nicht mit aufgenommen worden. Daraus ergibt sich, daß die künftigen Inhaber der älteren Burg wesentlich weniger Grundbesitz zugeteilt erhielten als die Hauptlinie.

Der Begründer dieser Hornberger Nebenlinie war der vielzitierte Minnesänger Bruno von Hornberg, 1275, 1276, 1280 und 1310 urkundlich vorkommend. Zu seiner Zeit müssen die Hornberger noch in geordneten Verhältnissen gewesen sein, während schon in der nächsten Generation die wirtschaftlichen Schwierigkeiten begannen. Bruno, der Minnesänger, hat nämlich 1280 die Kapelle der Zisterzienserabtei Thennenbach gestiftet, die heute noch als einziger Überrest dieses Klosters an der Straße von Sexau-Keppenbach nach Ottoschwanden steht. Mit seinem Bruder zusammen begründete er 1310 eine Jahrtagsstiftung mit 120 Mark Silber. Wahrscheinlich war auch die Erwerbung der Herrschaft Ebringen im Breisgau mit der Schneeburg durch Friedrich 1312 ohne Einsatz baren Geldes nicht möglich. Diese Neuerwerbung ging beachtlicherweise später an einen Sohn Brunos über, was wohl auch zur Vermögensauseinandersetzung der beiden Linien gehörte. Daher kann die Erbauung der zweiten Burg auf dem Hornberger Schloßhügel auch nach der wirtschaftlichen Lage am begreiflichsten der Zeit der Brüder Friedrich und Bruno zugehören.

Hier noch ein Wort zu den verwirrenden Kennzeichnungen dieser beiden Schlösser in den schriftlichen Quellen. Die früheste noch vorhandene Mitteilung nennt das ältere Schloß auf der Bergnase das „obere“, nicht weil es höher läge als das andere; es lag in Wirklichkeit tiefer als das zweite, jünger³. Die Bezeichnung wurde gerechnet von der zitierten Grenzlinie (dem Abfahrtsweg aus dem kleinen Hundsraben). Das alte Schloß lag landschaftlich oberhalb dieses Weges, war daher kurz das „obere“. 1564 wurde beim ändern Schloß eine neue Wohnanlage erstellt. Danach hieß das bisherige „obere“ auch „altes“ Schloß und, weil es tiefer lag, zuweilen sogar „unteres“. 1564 wurde ferner zu dem neuesten Schloßbau von Westen her die bequeme künftige Hauptzufahrtsstraße geschaffen, während zuvor beide Schlösser ihre gemeinsame Zufahrt von der zwischen beiden mündenden alten, sehr steilen Schloßstraße aus hatten. Von nun an hieß das „neueste“ auch „vorderes“ Schloß, weil man vom neuen Hauptzugang zuerst auf dieses traf. Infolgedessen war seitdem das „alte“ zugleich das „hintere“ Schloß geworden.

Schöne Sicht von dem Ruhesitz an der Linde des sogenannten Rondells an der Bergnase. Das Mäuerchen wurde künstlich errichtet im 19. Jahrhundert, aber nur teilweise auf älterem Mauerwerk.



Das obengenannte neue Schloß des 13. Jahrhunderts mit dem Bergfried diente der regierenden Hauptfamilie derer von Hornberg als Residenz. Nachdem sie es 1423 für 7238 Gulden an die Grafen von Württemberg verkauft hatte, zog sofort der württembergische Obervogt für die fünf Ämter des württembergischen Schwarzwalds hier als seinem Amtssitz ein. Brun Werner, der Verkäufer, erhielt bis zur völligen Bezahlung des Kaufpreises das Schloß Schiltach als Wohnstätte zugewiesen.

Jedesmal, wenn ein neuer Hauptbau aufgeführt wurde, waren die Bürger von Hornberg und die Bauern von Gutach, Reichenbach und Kirnbach verpflichtet, den Bau in der Fron auszuführen. Wer Roß und Wagen hatte, mußte Material anfahren. Die andern mußten abwechselnd Handfron leisten durch Aufbauen, Handlangerdienste und dergleichen. Dafür sollte den Fronern Wein und Brot als sogenanntes Fronbrot gereicht werden, wofür seit etwa 1560 eine entsprechende Geldgebühr gezahlt wurde.

1564 wurde tatsächlich vor der Nordostseite des Turmes eine neue, wesentlich stattlichere Burganlage aufgeführt, worauf das seitherige Wohngebäude an der Südostseite des Turmes abgetragen wurde; nur der massive Bergfried blieb stehen. Das Aussehen des neuen, umfangreichen Wohnhauses offenbart uns das Meriansche Bild. Es war ein mehrgeschossiges Anwesen, das in drei verschieden gegliederte Hauptwohnbauten zerfiel. Jeweils das oberste Geschloß kragte ein wenig über den Unterteil vor. Eine Verbindung mit dem alten Bergfried gab es nur an einer Stelle: Vom höchsten Wohnteil aus war eine Überdachung da, die den Durchgang zum 9,40 m hoch liegenden, alten Turmeingang deckte. Die neuen Wohnbauten lagerten sich auf 3 Seiten um den in der Mitte alleinstehenden Turm herum. Diese ganze Baugruppe war von einer mit

kleinen Türmchen versehenen Ringmauer umgeben, die nach Westen und Süden zu einen größeren Platz einschloß. Wo dahinter der Platz für die Kanonen war, kann nur vermutet werden.

Von der Wohnbaugruppe führte eine gedeckte Holzbrücke zu den Wirtschaftsgebäuden hinüber, die sich bis zum kleinen Hundsraben hinstreckten und aus Fachwerk gebaut waren. Östlich vom Turmfelsen wurde auf dem nächsten Felsen der kleinere, auf dem Merianschen Bild nicht sichtbare sogenannte Pulverturm errichtet, über dessen Türsturz die Jahreszahl 1621 steht.

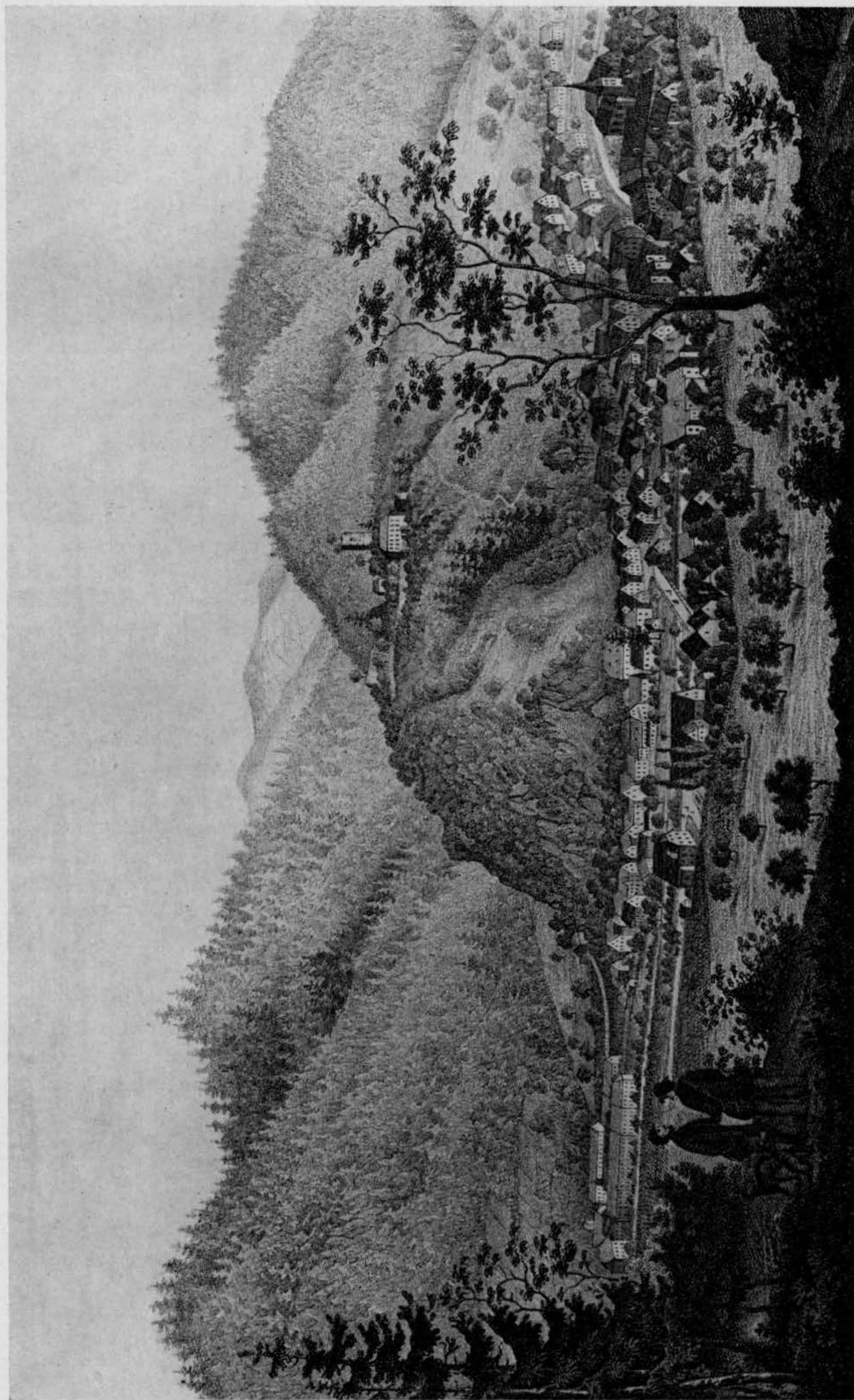
Als die Wirren des Dreißigjährigen Krieges 1633 sich in unsere Gegend zogen, sandte der neuernannte Festungskommandant, der berühmte Konrad Wiederhold, einen Bericht an den württembergischen Herzog, er habe das Haus übel versehen und in großen Abgang geraten vorgefunden und deshalb sofort die nötigen Ausbesserungen angeordnet. Von Schiltach ließ er Kanonen holen. Schon 1634 wurde er jedoch mit der Verteidigung der Feste Hohentwiel betraut.

Nach 1635 setzten sich in diesem Hauptschloß bayerische Truppen fest. Es konnte von den im Nebenschloß an der Bergnase lagernden Schweden nicht erobert werden. Erst im Pfälzischen Erbfolgekrieg steckten die Franzosen nach vorherigem kurzem Aufenthalt dort auch dieses letzte der Hornberger Schlösser, die Scheuer und die übrigen dazu gehörenden Gebäude am 9. Januar 1689 in Brand. Das Lagerbuch von 1716 bemerkte dazu, daß seither die Gebäude nicht wieder instand gesetzt worden sind und daß von ihnen noch der Turm und etwas Gemäuerwerk stehen.

Der auch nach diesem letzten Unheil noch stehengebliebene Turm (Bergfried) ist in seinem jetzigen Zustand noch 17 m hoch und in 16 m Höhe durch eine Plattform abgeschlossen; der Mauerabschluß ist mit Zinnenbekrönung versehen. Sein Grundriß ist nicht ganz quadratisch, etwa 8,05 : 8,85 m. Im Innern beträgt die lichte Weite etwa 3,60 : 4,25 m durch die ganze Höhe des heutigen Turmes. Die Mauer ist also über 2 m dick bis zur heutigen Plattform. Von dort an springt sie um etwa 1,25 m ringsherum zurück. Durch diese Mauer-
aussparung erweiterte sich das Innere des Turmes in 16 m Höhe zu einem Raum, der ehemals nach dem Merianschen Bild an allen Seiten je 2 Fenster hatte. Hier war unzweifelhaft die Wächterstube. Sie war überdeckt von einem sehr hohen und steilen Turmhelm, in dem allerdings auch eine Fensteröffnung angegeben ist.

Die Einteilung im Innern deuten die Auflagerlöcher für sechs starke Balken an in 4,80 m Höhe, wo eine Balkendecke eingezogen war. Der Raum darunter war das Burgverlies. Dieses unterste Turmgeschoß wurde erhellt durch einen in die nordwestliche Wand eingelassenen Lichtschacht. Er befand sich

Stadt und Schloßberg 1862, links Erweiterung des Gewerbeviertels vor dem ehemaligen Obertor durch die 1817 gegründete Steingutfabrik, rechts im Bild am Fuß des Berges die stattlichen Gebäude der einstigen Gutacher Vorstadt. Im Vordergrund vor den städtischen Häusern war die ganze Breite das für die Ernährung wichtigste Gewann Leimatte. Ihre Oberfläche wurde seit 1867 gründlich verändert durch die Aufschüttungen zu dem breiten Damm, der das Bahnhofsgelände trägt. Auf dem Wartturm gediehen Strauch und Baum. Links davon das Rondell mit der Linde. Der Fußweg aufs Schloß, der vom Hotel Adler aus hinaufführt, ist deutlich eingezeichnet. Nach einem Steindruck von E. Kaufmann, Lahr. →



nicht weit unterhalb der Balkendecke und verjüngte sich auf allen vier Seiten von innen nach außen.

Über der Balkendecke war als mittleres Turmgeschloß anscheinend nur der Ausgang zur Wächterstube. Er erhielt Licht durch einen Mauerschacht in der Südwestseite und einen jetzt zugemauerten in der Südostseite, bei denen sich nur die Seitenwände verjüngten.

Auf der Nordostseite ist ein größerer, einfacher, spitzbogiger Eingang in 9,40 m Höhe, also etwa in der Mitte des mittleren Turmgeschosses. Ein Podest ist nicht erkennbar, andererseits sind auch keine Bauspuren dafür vorhanden, daß etwa sonstwo jemals zuvor ein anderer Eingang gewesen sein könnte. Man wird daher für die Frühzeit an eine außen angebrachte Holzterrasse oder eine Leiter als beweglichen Zugang denken müssen.

Das oberste oder dritte Turmgeschloß war das bereits erwähnte Wächtergeschloß. Es war etwa 2,50 m hoch.

Um 1800 trug man sich mit dem Gedanken, den Turm wieder instand zu setzen. Denn er stand auch gar zu malerisch in der Landschaft. So suchte keimte auch in immer mehr Menschen das Gefühl und das Verständnis, die überkommenen, landschaftseigenen Werte in den bedeutsamen Baudenkmalern auch für weitere Zeiten zu erhalten. In einem Kostenvoranschlag von 1804 wurde er als 80 Fuß hoch (württembergisch = 22,90 m) einschließlich Dachstuhl geschildert. Es wurde aber nichts getan. In der badischen Zeit (seit 1810) gab ein Bericht von 1822 als damalige Höhe 58—60 Fuß (badisch = 17,40—18 m) an ohne Dach.

Indessen begannen so sachte die Witterungseinflüsse und ein lustiger Pflanzen-, ja sogar Baumbewuchs ihr Zerstörungswerk an den schwächeren Mauern des Wächtergeschosses (Fenstergeschloß) und am Dach.

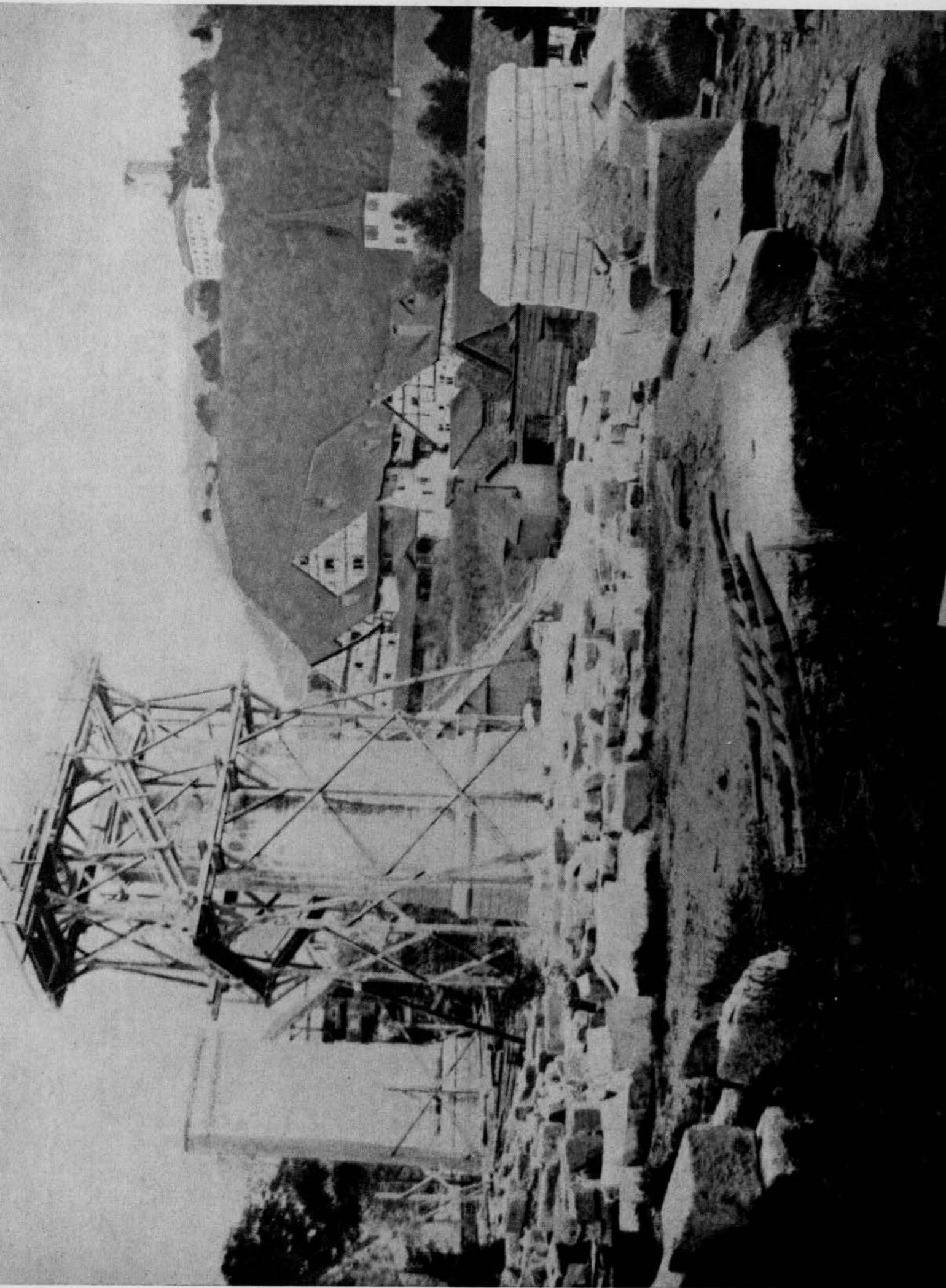
Man entfernte dann die Reste des Dachstuhls und sicherte das Gemäuer des Fenstergeschosses. Aber erst nach dem Siebziger Krieg wurde das Mauerwerk gleichmäßig bis auf 17 m abgenommen und denkmalpflegerisch gegen weiteren Verfall geschützt. Damals wurde im Sinne der Anschauungen jener Zeit die Zinnenbekrönung und die Plattform geschaffen und der Turm zugänglich gemacht.

C. Das Hornberger Barockschloß

Jedermann, der schon einmal das Gutachtal hinaufgefahren ist, hat den unvergleichlichen Anblick bewundert, den das Hornberger Barockschloßchen mit dem dahinterstehenden alten Bergfried dem Beschauer bietet. Es ist das herrlichste Schmuckstück in der Hornberger Landschaft. Jedermann möchte gern Näheres darüber erfahren. Allein gerade da haperte es gar sehr.

In einer Veröffentlichung über die Hornberger Schlösser wird behauptet, das Barockschloß sei im Jahre 1700 gebaut worden nach Angabe eines Schreibens vom

Ein einmaliges Bild aus der Frühzeit der Landschaftsfotografie 1871/72: Bau der Pfeiler für die Eisenbahnbrücke über das Reichenbachtal. Diese schmalen Pfeiler wurden aus Sandsteinquadern gefügt. Als aber die Lokomotiven und Züge größer und schwerer wurden, erhielten die Pfeiler einen stärkenden Mantel aus harten Granitquadern. Die damalige Technik des Aufbaus deutet das Gerüst um den Pfeiler an. →



Jahr 1800. So runde Zahlen sind an sich schon verdächtig. Alte Schriften können den Entzifferer so narren, daß er verkehrt liest. Sie können sich aber auch selbst irren. Beides war hier der Fall.

Wenn das Barockschloß 1700 erbaut worden wäre, dann wäre es doch wahrlich seltsam, daß die Franzosen bei ihrem Rückzug 1704 nach der verlorenen Schlacht von Höchstädt, obwohl sie zuvor das Gebiet besetzt gehabt hatten, bei ihrem Abzug nur die alten Häuser der Hornberger Vorstadt verbrannten. Ein Bericht an das Oberkommando in Wien von 1710 über den Zustand des Festungsbereichs von Hornberg erwähnt ebenfalls nichts von diesem Schloßchen. Die Lagerbücher von 1716 und von 1717 sprechen zwar eigens von den Trümmern der früheren Schlösser, aber nicht von etwaigen Neubauten. Warum denn wohl? Nun, weil damals noch gar keine vorhanden waren.

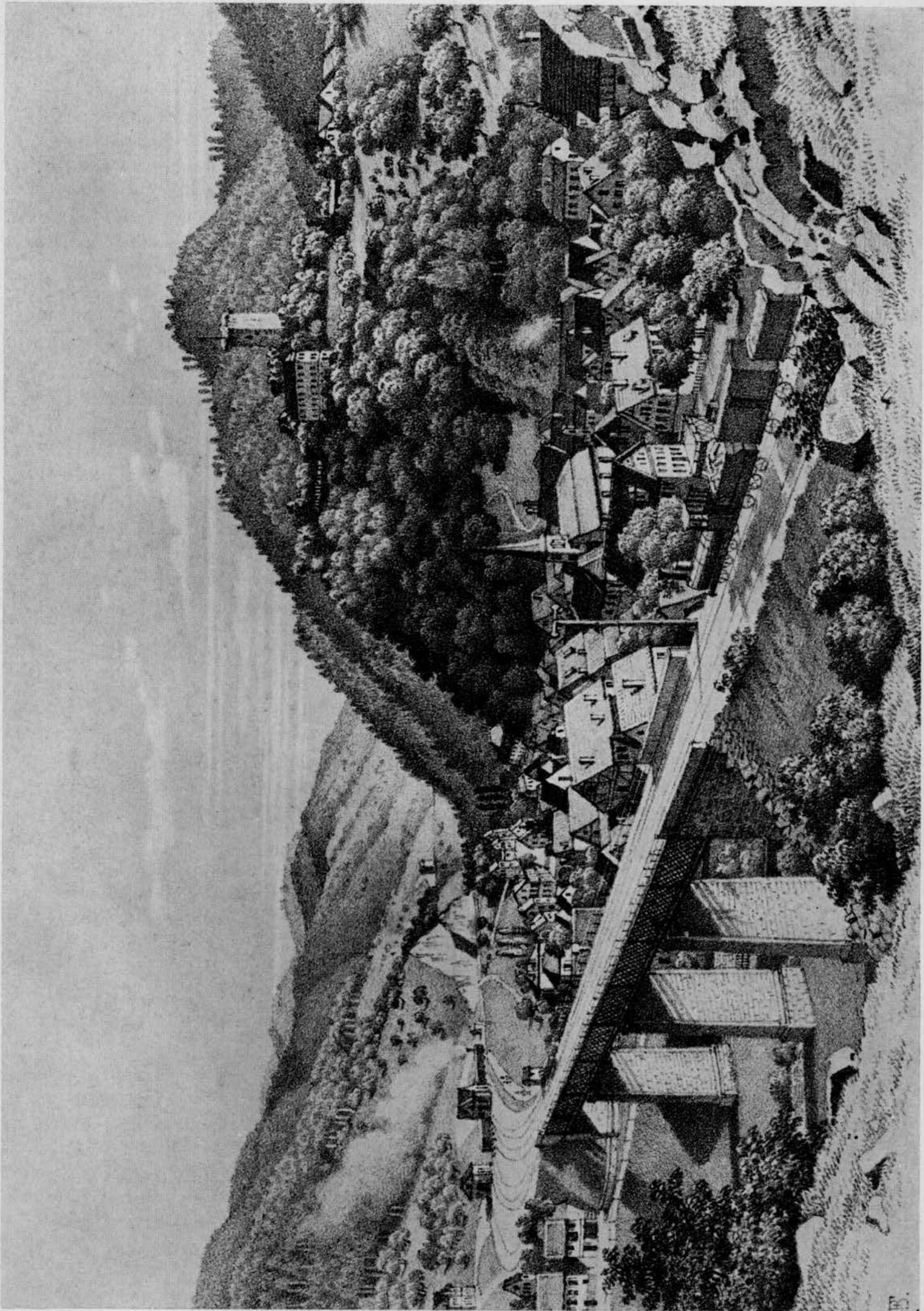
Erst jetzt ist es planmäßigem Suchen gelungen, bisher unbekannte Akten aufzufinden, die es ermöglichen, lückenlos die Geschicke des Barockschlosses zu erzählen.

Der Bau hängt zusammen mit der Unterbringung der Garnison Hornberg. In jedem Krieg gab es in der Stadt Hornberg Einquartierung von Soldaten, die zu Verteidigungszwecken längere oder kürzere Zeit dort zubrachten. Sie mußten in der Stadt selbst oder in der Nachbarschaft untergebracht werden, denn solange die alten Schlösser existierten, wohnten in jenen die Unter- und Obervögte mit ihrem Personal. Die Friedensjahre aber sahen keine Garnisonen hier bis ins 17. Jahrhundert hinein. Nach dem Dreißigjährigen Krieg blieb erstmals eine württembergische Garnison von 12 Mann unter dem Leutnant Robert Kreuchtumb als Kommandant zurück. Sie war auf dem Schloßbau von 1564 untergebracht, der damals noch stand. Aber schon 1673 wurden diese Schloßwachen abgeschafft, weil angeblich die Kriegsgefahr vorüber wäre. Wie erwähnt, wurde aber 1689 auch dieses schöne und wehrhafte Schloß verbrannt, das ältere schon 1641.

Hornberg war damals die am weitesten nach Westen gelegene württembergische Oberamtsstadt, und die Regierung in Stuttgart legte ihr aus verschiedenen Gründen erhöhte Bedeutung bei, denn hier war vor allem der Ausgang zu wichtigen Einfall-Pässen nach Altwürttemberg.

An Stelle der zerstörten Schlösser wurde nach 1700 die engere und weitere Umgebung der Stadt Hornberg vom Schwäbischen Kreis, dessen Hauptmann ja der Herzog von Württemberg war, durch Schanzwerke und die sogenannte Linienverschanzung aufs stärkste zur Abwehr eines etwa eindringenden Feindes gesichert. In diese Erdwerke wurde auch der Hornberger Schloßberg als wehrhaftestes Mittelstück einbezogen, ohne daß dabei neue Steinbauten entstanden wären.

Hornberg mit Schloßberg 1875. Eisenbahn und Bahnhofsanlage sind noch in den ersten einfachen Formen. Inzwischen war der etwas zurückgesetzte Bauteil an der rechten Seite des Barockschlosses entfernt worden. Der Schloßturm ganz überwachsen, rechts davon die Schloßbrauerei. Links vom Barockschloß das Rondell mit Linde. Steindruck von Fassoli. →



Aus diesem Sicherungswesen heraus ergab sich die Notwendigkeit einer ständig bereiten Garnison in diesem Raum. Zeitweilig befand sich hier eine 300 Mann starke Truppe mit einem Major als Kommandanten, die wie früher in Privatquartieren untergebracht werden mußte. Mittlerweile waren nachgerade die Bitten der Hornberger Bürgerschaft um Abnahme der ständigen Einquartierung unüberhörbar geworden, so daß der Schwäbische Kreis den Entschluß faßte, besondere Kasernengebäude zu errichten.

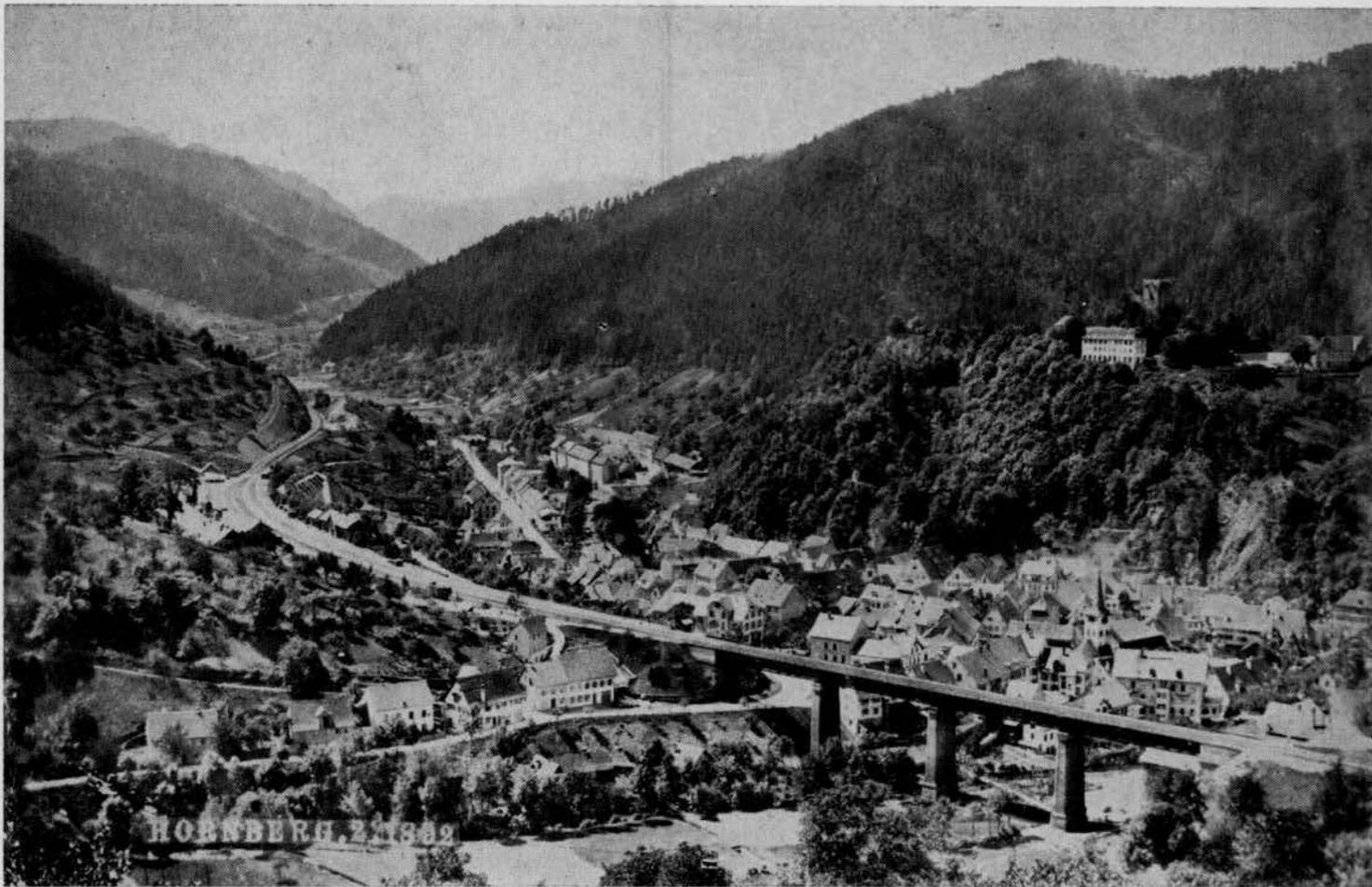
Zunächst wurde 1735 der noch stehende, gewaltige Bergfried als Mannschaftsunterkunft hergerichtet. Nun aber war der ehemalige Turmeingang in der unerreichen Höhe von 9,40 m über dem Erdboden. Deshalb mußte zu ebener Erde durch die Mauer ein bequemer Eingang (mit der Jahreszahl 1735) gebrochen werden und die einstige Wächterstube als Unterkunftsraum für einen Teil der Soldaten instand gesetzt werden. Ein zeitgenössischer Bericht meinte allerdings, die Soldaten würden „in einem schlechten Thurnstüblein liegen“.

Gleichzeitig mit der Modernisierung aller wichtigeren Landesfestungen wurde 1736 mit dem Bau geeigneter Behausungen für die Soldaten auf dem Hornberger Schloßberg begonnen. Unmittelbar vor dem Bergfried, aber eine Terrasse tiefer, entstand ein stattliches Gebäude mit wuchtigen, meterdicken Steinwänden. Es mußte in den schräg abfallenden Felsenhang gebaut werden mit klotziger Fundamentierung, so daß im Keller nicht viel Platz zur Verfügung war und ist. Dieser Bau erhielt von Anfang an den Namen „Schloß“, schon 1738 nachweisbar. Er war dreigeschossig in glatten, einfachen Formen, aber mit barocker Doppeldachung und einem repräsentativen Saal im Mittelgeschoß versehen, war für den Kommandanten und seinen Stab bestimmt und wurde daher häufig erläuternd auch als Kommandantenbau bezeichnet.

Nach Südosten zu wurde fast anschließend an den Kommandantenbau die eigentliche Kaserne erstellt. Sie war länger als jener, aber ebenso hoch. Indessen bestand sie im wesentlichen aus dünnen Fachwerkwänden. Die Leitung dieses gesamten Bauwesens hatte der württembergische Major von Leger; die Kosten trug der Schwäbische Kreis.

Die Bauten waren jedoch begonnen worden, ohne daß die Finanzierung voll gesichert war. Nachdem sie nun notdürftig unter Dach gekommen waren, mußte der Weiterbau aus Mangel an Mitteln eingestellt werden. Verständlicherweise drängte jedoch der damalige Kommandant, Obristleutnant von Krumholf, darauf, daß die Gebäude vollends fertiggestellt würden, denn er wollte natürlich selbst gerne in dem schönen Schloßchen wohnen, aber auch die Soldaten aus dem unzureichenden Wartturm in die Kaserne nehmen, in der etwa 200 Mann untergebracht werden konnten.

Inzwischen war Herzog Carl Alexander gestorben, und in der Zeit der Minderjährigkeit Carl Eugens wurde mächtig gespart. Aber trotzdem der Innenausbau immer noch unfertig war, ließ der Kommandant die Gebäude bereits 1739 von der Garnison beziehen. Der Herr von Krumholf sah also seinen Wunsch, Schloßherr zu werden, erfüllt. Freilich war noch manche Erinnerung nötig,



Aus der Frühzeit der Landschaftsfotografie 1892. Der Schloßturm jetzt denkmalpflegerisch betreut, ebenso das davorliegende Barockschloß. Die Schloßbrauerei ist zweistöckig geworden. Im Reichenbachtal links der Eisenbahnbrücke sind erst wenige Häuser.

bis im Jahr 1743 die letzten Arbeiten beendet waren. Diese Jahreszahl zierte auf einem Spruchband die prächtige Stuckdecke im großen Prunksaal des Schlosses, die auch Ansichten dieser Bauten sowie das große herzogliche Wappen zeigte. Inschrift des Spruchbandes: Carl Eugen, Herzog zu Württemberg, 1743. Diese Ziffer gab also das Jahr der endgültigen Vollendung an. Betrüblerweise wurde beim Umbau 1936 diese historisch so bedeutsame und herrliche Stuckdecke, die ausgesprochenermaßen hätte denkmalpflegerisch erhalten bleiben sollen, unversehens abgeschlagen, so daß nicht einmal fotografische Aufnahmen angefertigt werden konnten.

Durch die Bemühung des Kommandanten wurde seit November 1739 für die Soldaten auf dem Schloß alle 14 Tage durch den jeweiligen Diakon der Hornberger Kirche ein Gottesdienst gehalten, viele Jahre lang. Dann wurde er eingestellt, weil das Schloß eine andere Bestimmung bekam.

Herzog Carl Eugen war 1776 nämlich selbst in diesem Schloßchen. Es sollte seine eigene Schwester Auguste Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Carl Anselm von Thurn und Taxis, aufnehmen. Infolge ihrer krankhaften Veranlagung war es zur Trennung der beiden gekommen, und die Fürstin sollte hier verwahrt werden. Am 25. Oktober 1776 bezog sie den sauber hergerichteten Schloßbau. Anfangs war der Fürstin nur innerhalb des Schloßbezirks Bewegung gestattet, später durfte sie auch ausfahren.

Nach der fürstlichen Mode jener Tage hat sie durch einen französischen Gartenkünstler auf der Westseite des Schlosses barocke Gärten mit Gartenhäuschen anlegen lassen. Ihre Ehrenwache, die aus einem Kapitän mit vier Leutnanten und zwölf Gemeinen bestand, bewohnte die Kaserne. Mündliche Überlieferungen erzählen, daß die hohe Frau zuweilen Tollheitsanfälle bekam und in diesem Zustand Schinken, Würste, Butterballen, Wecken, Brote, Kuchen und dergleichen zum Fenster hinauswarf, den steilen Berghang hinunter. Die armen Hornberger machten sich ein Vergnügen daraus, diese Köstlichkeiten aufzusammeln, und wünschten ihr recht oft solche Anfälle. Die Fürstin mußte bis zu ihrem Tod 1787 hier bleiben.

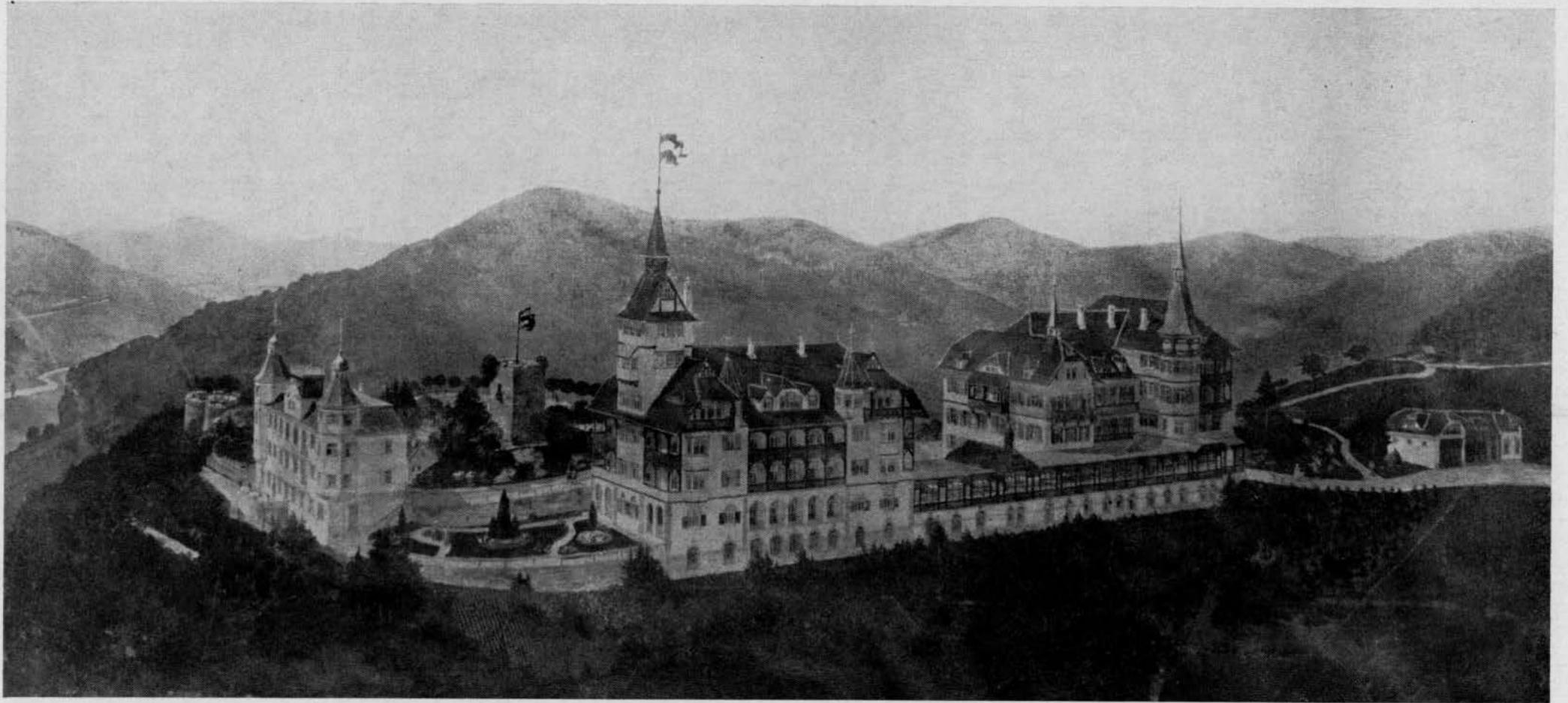
Nach der Französischen Revolution brausten die Revolutionskriege über die zunächst verwaisten Gebäude auf dem Schloßberg. Französische Emigrantentruppen waren lange in Villingen. Es war das sogenannte Prinz-Condésche Corps. 1793 wurde deren Bagage eine Zeitlang in die Hornberger Kaserne verlegt. Dann wohnten schwäbische und Reichstruppen darin, endlich kriegsgefangene Franzosen. 1796 wurden die Gebäude Lazarett des Schwäbischen Kreises. Im Mai 1800 sind sie wieder unbewohnt. Aber durch die genannte Benützung war die Kaserne so reparaturbedürftig geworden, daß die Instandsetzung große Kosten verursacht hätte. Am westlichen Ende waren die Wände zum Teil eingefallen. Da zudem dort ein Felsen herabzustürzen drohte, brach man diesen Flügel der Kaserne in einer Länge von etwa 8 m ab, zog eine Riegelwand ein in der Hoffnung, den Bau so noch glücklich verwerten zu können. Er wurde zunächst Försterwohnung.

In der Zeit äußerster Armut der Hornberger Bevölkerung schien 1802 eine günstige Verwendung zu winken. Um den Bewohnern aufzuhelfen, sollte Industrie angesiedelt werden. Der Lahrer Kaufmann Georg Kreidel verlegte seine Rauch- und Schnupftabakfabrik von Ettenheim hierher ins Schloß. Aber trotz aller nur erdenkbaren finanziellen Vergünstigungen hörte der Fabrikbetrieb wegen Zahlungsunfähigkeit schon nach einem Jahre auf.

1810 ging das Amt Hornberg sowie das Schloß als Krongut durch den Pariser Vertrag an den badischen Staat über.

Die Beamten der Domänenverwaltung in St. Georgen waren lange unschlüssig, was mit den Gebäuden auf dem Schloßberg geschehen sollte. Nach langen Überlegungen entschloß man sich, den Schloßberg mit allem Zubehör zu versteigern. Nach verschiedenen ergebnislosen Terminen wurden die aus Schönwald stammenden, jetzt in Luxemburg wohnenden Brüder Salomon und Anton Dold am 16. Februar 1822 für 1500 Gulden die neuen Besitzer mit dem Vorgeben, dort eine Uhrenfabrik einrichten zu wollen. Dabei erhielten sie erstmal eine denkmalspflegerische Auflage.

Kaum Eigentümer geworden, dachten sie nicht mehr daran, eine Uhrenfabrik zu eröffnen, sondern wollten für die vielen Besucher des Schloßbergs einen Wirtschaftsbetrieb aufmachen, wozu sie jedoch keine Genehmigung erhalten konnten. Daraufhin veräußerten sie alles, was nicht niet- und nagelfest war. Schließlich gelang es ihnen, den ganzen Besitz 1823 zu verkaufen. Der Kasernenbau



Würden Sie erraten, daß dieses Bild gar keine wirkliche Fotografie, sondern ein Architekten-Entwurf von 1895 ist über die geplante großartige bauliche Gestaltung des Hornberger Schloßberges? Aber das Mittelstück ist nicht ausgeführt worden. Die Glasterrasse kam nur an das rechte Hotelgebäude.

war mittlerweile so verfallen, daß er jetzt sofort abgebrochen werden mußte. Aus den noch brauchbaren Baustoffen wurde unten im Städtchen neben dem Hotel Sonne ein Haus gebaut, von dem man sich heute noch erzählt, es habe einst „auf dem Schloßberg gestanden“. Wer beim Hotel Adler auf dem Fußpfad zum Schloß emporwandert, kann oben, bevor man zum Barockschlößchen kommt, noch Reste einer älteren Grundmauer erblicken; sie gehörte zur einstigen Kaserne.

Die festen Steinmauern des Schlößchens dagegen haben den Nagungen der Witterung und der Menschen überlegen getrotzt. Infolgedessen konnte der Bau einige Jahre lang Spekulationsobjekt kleiner Leute werden, bis im Jahre 1841 die Aktien-Bierbrauerei-Gesellschaft Hornberg das Schloßgut für etwa 1900 Gulden erwarb. Auf dem ebenen Platz, wo die neuere, bequemere Fahrstraße von Westen her an das Burggelände trifft, erbaute die Gesellschaft auf dem ehemaligen Garten der Fürstin Auguste Elisabeth eine Brauerei und nannte sich seitdem Schloßbrauereigesellschaft. Der Kommandantenbau wurde das Wohnhaus. In dessen unterstes Geschloß kam eine Sommerwirtschaft, die in einem gedruckten Führer als das Schönste gerühmt wurde, was Hornberg damals aufzuweisen hatte. Der einstige Pulverturm wurde die Mälzerei. Der Eiskeller in dem Felsen am kleinen Hundsgaben verwahrte das Lagerbier der Brauerei.

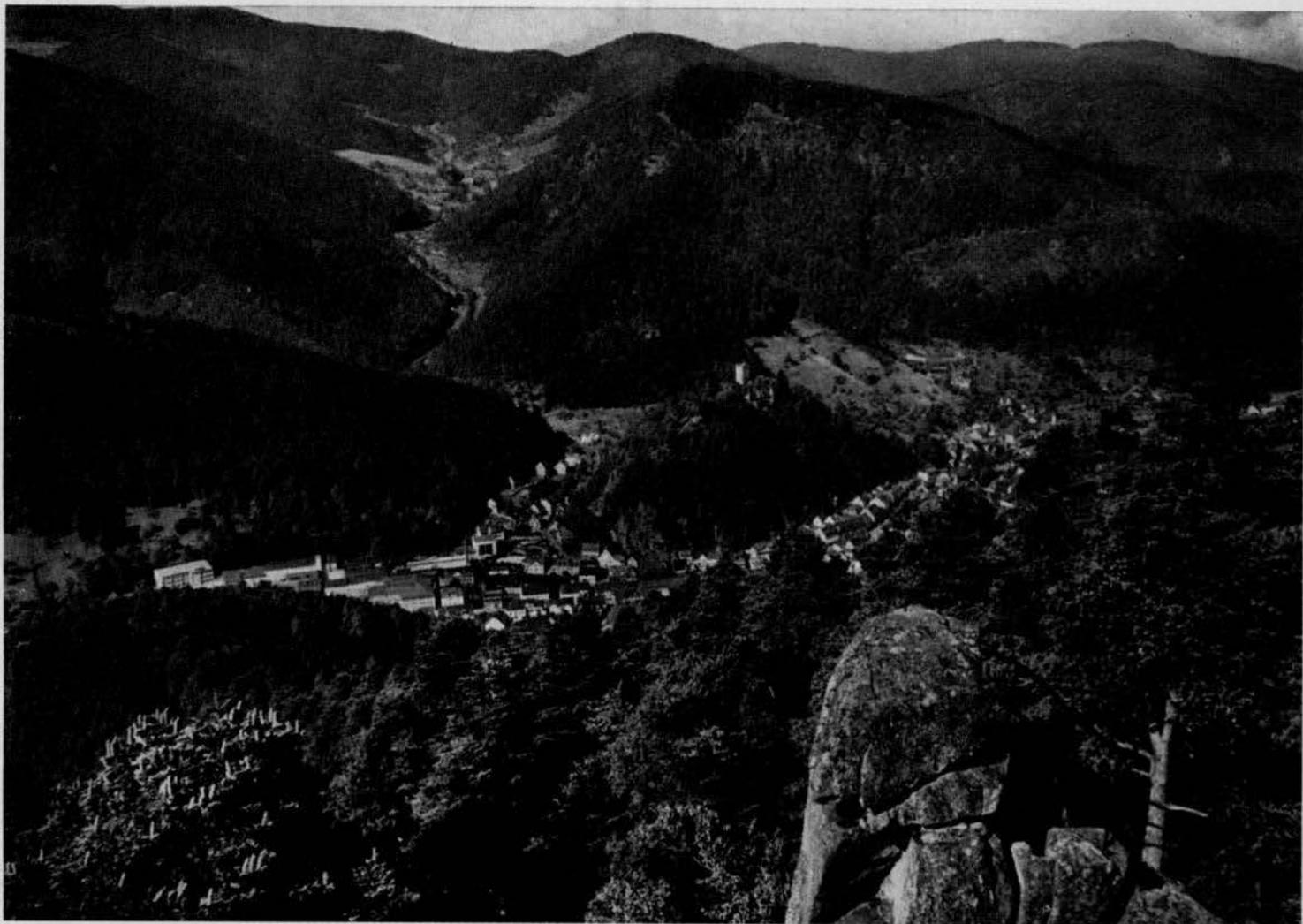
Die wirtschaftlich schwierigen und kreditarmen Zeiten nach der Revolution 1849 verursachten auch hier einen Besitzwechsel. Alles ging 1851 um billige 12600 Gulden an die Brüder Wilhelm und Hermann Horn über, welche letzterem auch die Hornberger Steingutfabrik gehörte. Zwanzig Jahre darauf konnten sie diesen Besitz an Apotheker Achert wieder gewinnbringend abstoßen, wobei sie fast das Dreifache ihres früheren Kaufpreises erzielten.

Doch schon 1873 übernahm ein Fachmann, Bierbrauer Donatus Böhler, um 39800 Gulden den Besitz. Dieser baute das zwischen dem Bergfriedfelsen und dem Pulverturmfelsen stehende zweigeschossige Wohnhaus. Gleichzeitig verschönerte er die Wirtschaft im Barockschlößchen gegen die Stadt zu durch eine Terrasse, von wo die Gäste eine entzückende Aussicht in die Landschaft genießen konnten.

Hermann Horn, der Sohn des obengenannten gleichnamigen Steingutfabrikanten, kam von der Schloßromantik nicht los. Deshalb erwarb er 1886 das Schloßgebiet zurück, jetzt allerdings für 90000 Mark. Nach 1871 war nämlich im neuen Deutschen Reich die einheitliche Markwährung eingeführt worden.

Wo es ging, sorgte er für Verschönerungen und Verbesserungen, wofür er echt schloßherrenmäßig manche Mark opferte, ohne daß sie ihm Zinsen brachte. Von ihm wurden auch am Rondell die losen Trümmer der alten Burg entfernt. Das Rondell auf der Bergnase, wo einst der älteste, nur noch im Fundament vorhandene Schloßturm ragte, erhielt von ihm seine heutige, romantische Gestalt.

Die Begrenztheit seiner Mittel bewog ihn 1896, den weiten Besitz an den



Hornberger Stadtbild um 1960, Blick vom Windeckfelsen nach Westen mit Burghügel, links davon das Offenbachtal, dessen städtisches Untertal ein Neubaugebiet des 20. Jahrhunderts ist, ebenso der noch teilweise sichtbare Nordteil der Gemarkung (rechts von der Burg).

Klischee: Kurverwaltung Hornberg

Hotelier Christian Wälde zu übergeben, der eher in der Lage war, seine ganz großen Pläne zu verwirklichen.

Erst unter diesem hat das Barockschloß seine heutige Gliederung erhalten, welche die meisten Menschen so original-echt anmutet; denn er baute die zwei Ecktürmchen sowie die turmartige Erhöhung über der Mitte des Gebäudes. Die bisherige Wirtschaftsterrasse dort wurde wieder entfernt.

Nun wurde alles ins Große übersetzt, und die Glanzzeit des Hornberger Schloßberges begann.

Das Brauereigebäude wich einem großartigen, mit allen Bequemlichkeiten und aussichtsreicher moderner Glasterrasse bereicherten Schloßhotel, das heute noch steht. Noch weitere Großbauten plante Wälde, brachte sie aber nicht mehr zur Ausführung (siehe den Entwurf). Nun war das Barockschloß selbst zum Nebengebäude des lauter gepriesenen Schloßhotels geworden. Dies alles lockte lange Zeit die wohlhabendsten Kreise, Fürsten und Staatsmänner, zu einem Sommeraufenthalt hierher. Aber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen rentierte es sich auf die Dauer nicht, weil dafür zuviel unrentable Neben-



Das Hornberger Stadtbild um 1960, Blick nach Osten ins weitgehend überbaute Reichenbachtal, an dessen Ausgang die Eisenbahnbrücke steht, die Berghänge hinter dem Bahnhof rechts an der St.-Georgen-Straße wurden eines der jüngsten Stadtteile.

Klischee: Kurverwaltung Hornberg

einrichtungen erforderlich wurden wie Wagenremisen, Dienerunterkünfte und dergleichen. Wälde begrub seine weiterzielenden Pläne, gab schon vor dem ersten Weltkrieg den Betrieb auf und verlegte sozusagen sein Hotel als Schloßhotel nach der Residenz Karlsruhe.

Der Schloßberg kam nun wieder an den badischen Staat, der dort während des ersten Weltkrieges eine Heilstätte mit elektrischer Behandlung für verwundete und erkrankte, insbesondere nervenkranke Soldaten einrichtete.

Nach jenem verderblichen Kriege zog von neuem der Hotelbetrieb in Form eines Erholungsheimes dort ein, nunmehr glücklicherweise erheblich bescheidener als vor dem Krieg, so daß von da an auch einfache Leute zur Erholung hierher reisen konnten. Der Schloßberg gehörte damals dem Reichsbund der deutschen Beamten in Berlin. Die nationalsozialistische Zeit brachte 1936 auch hier eine unerfreuliche Änderung. Das Hotel wurde nationalsozialistische Gauschule für Beamte, dessen Betrieb während der Zeit des zweiten Weltkrieges 1939—1945 freilich ruhen mußte. Im Barockschlößchen wohnten damals die Lehrer der Gauschule.

Dem unerwarteten Bombentepich am 9. Februar 1945 fiel ein erheblicher Teil der Hornberger Innenstadt zum Opfer. Dabei wurden auch die Gebäude auf dem Schloßberg getroffen und mußten geräumt werden.



Hornberger Stadtbild um 1960, Blick nach Süden mit den Baugebieten Schleifenmatt, Hofmatten und Frombach. Noch weiter hinten deuten die hellen Stellen die Rubersbachsiedlung an.

Klischee: Kurverwaltung Hornberg

Die gegnerischen Truppen besetzten Hornberg am 23. April 1945. Notdürftig hergerichtet wurde der Schloßberg die Unterkunft für Marokkaner, und ein Teil wurde zeitweilig als Seuchenlazarett verwendet wie schon 1796. Von den Besatzungstruppen wurde die bewegliche Inneneinrichtung später teils demoliert, teils mitgenommen, die Gebäude selbst soweit nur möglich ausgeschlachtet.

Für das arg zerstörte Hornberg brach eine schwierige Zeit an. Als ehemaliges, von der nationalsozialistischen Partei verwendetes Gut geriet der Schloßbezirk unter die Zwangsverwaltung der französischen Besatzungsmacht. Da sonst niemand sich um die verwaisten und dem Verfall ausgelieferten Gebäulichkeiten annahm, die Stadt aber nicht wußte, wo sie die vielen Ausgebombten unterbringen sollte, wurde der Berg mit allen Gebäuden auf städtisches Ansuchen von der Zwangsverwaltung mietweise der Stadt anvertraut. Sofort hat die Stadtverwaltung entschlossen und unter großen Kosten die verwahrlosten Bauten, soweit es möglich war, wieder für Wohnungen hergerichtet. Nach den Jahren der tatenlosen Zwangsverwaltung wurde dem neuen Deutschen Beamten-Wirtschaftsbund das Eigentum zuerkannt. Es hat sehr langer, zäher und geschickter Verhandlungen bedurft, bis es der Stadtverwaltung Hornberg am 5. Mai 1956 endlich gelang, den gesamten Schloßbezirk durch Kauf für 120 000 DM in die eigene Verfügungsgewalt zu bekommen.

Nun erst war die sinnvolle Möglichkeit gegeben, die Bauten pflegerisch zu betreuen und instand zu halten. Sowohl im früheren Schloßhotel als auch im Barockschloß wohnen bis heute Stadtbewohner und Flüchtlingsfamilien.

So spiegelt sich in den Geschicken des Schloßbergs auch das Schicksal der Landschaft, besonders in deren schweren Tagen, wider. Der alte Wartturm aber hat die Unbill der Zeiten gelassen überstanden und blieb unentwegt ein vielbesuchtes Erinnerungsstück an die Glanzzeiten des Schloßberges und wird bis zur Stunde von Einheimischen, Kurgästen und Wanderern der herrlichen Aussicht wegen gern bestiegen.

Quellen, gedruckte: M. Merian, *Topographia Sueviae*, 1643; A. Jäckle, *Der Luftkurort Hornberg im bad. Schwarzwald*, 1893; K. Heck, *Von der Althornburg und den Freiherren von Hornberg*, Ortenau 1925; Konrad Kaltenbach, *Geschichte der Herrschaft Triberg*, Heimatblätter des Triberger Boten 1926 bis 1934; E. Reiß-Vasek, *Schloß Hornberg*, Ortenau 1934; K. Hitzfeld, *Die Flurnamen von Hornberg an der Schwarzwaldbahn*, mit einem Textteil, 1944; Bößer, *Zur Gesch. der Schwarzwaldlinien*, Ztschr. d. Ges. z. Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg, Bd. 20; ungedruckte: Urkunde Brun Wernhers v. Hornberg von 1423, Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe; Akten Hornberg des GL Karlsruhe, des Württ. Hauptstaatsarchivs Stuttgart, des Ständischen Archivs Stuttgart, des Württ. Staatsarchivs Ludwigsburg, des Hornberger Stadtarchivs, Eichbuch des Ampts Hornberg 1517 im Württ. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Beraine 3853 u. 3857 im Bad. GLK, Erneuerung des Lagerbuchs mit Nachträgen im Hornberger Stadtarchiv, Grundbuch der Stadt Hornberg.

Die Straßburger Rheinfähren vom 6. bis 14. Jahrhundert und der Gewässer-, Flur- und Ortsnamen „Hund“

von Klaus Hornung

Der Name „Hundsfeld“ (angeblich römisch „campus in undis“) als ehemaliger Fährort zu Römerzeiten und der Name „Fahr zu den Hunden“ bei Kehl waren der Ausgangspunkt meiner Nachforschungen über die Rheinfähren zwischen Straßburg und Kehl und damit auch über die Entstehung und Bedeutung des Gewässer-, Flur- und Ortsnamens „Hund“.

Das Studium der Aufsätze „Die Straßburger Rheinfahr“ in „Zeitschrift für die Geschichte am Oberrhein“, Band 16, S. 129—138 von F. I. Mone (1864) und im Band 24, S. 390—399 von I. Beinert, sowie Silbermann „Lokalgeschichte der Stadt Straßburg“ brachte mir die Gewißheit, daß alle drei wohl über ein reichhaltiges Quellenmaterial verfügten, sich jedoch über klare Auswertungen desselben nicht einig wurden. Vor allem machten sie sich keine Gedanken über den bei Fähren immer wieder auftauchenden Eigennamen „Hund“ an Fähr-, Lande- und Abfahrtsstellen, wenn man von „undis“ (Wellen) absieht. Außerdem können sie die drei bisher bekannten, klaren Fähr-Fixpunkte: 1. Hundsfeld, 2. Kloster St. Johann „Zu den Hunden“ und 3. die Fahr „Zu den Hunden“ bei Kehl nicht miteinander in ein klares wasserwirtschaftliches und geographisches Verhältnis bringen.

Irrtümer von Silbermann, Mone und Beinert

1. Alle drei nehmen quer zum Stromverlauf gehende Fähren an. (Beinert schreibt allerdings unklar von einer linksrheinischen Landestelle unterhalb Hundsfeld auf einer Insel.) Sie vergaßen dabei aber, daß bei einer Flußbreite von 800—1000 m, einschließlich Inseln, bei einer Fähre eine normale Abtrift in der Länge der Breite des zu überquerenden fließenden Wassers stattfindet. Sie vergrößert sich noch, je schwerer das Wasserfahrzeug beladen ist. Es handelt sich dabei um sogenannte seillose Gierfähren, also um Wasserfahrzeuge, die durch Gierstellung = Schrägstellung zum fließenden Wasser allein an das andere Ufer gedrückt werden. Vielleicht hat man angenommen, daß die Fähren mit Rollen an einem langen Seil befestigt über den Rhein gierten. Aus zwei Gründen war dies aber vollkommen ausgeschlossen: erstens zerstörten Hochwasser die Verankerung der Seile und zweitens ließen die vielen Inseln eine direkte Querverbindung nicht zu. Es sei denn, man hätte von Insel zu Insel je ein neues Seilsystem aufgebaut, was aber sehr zeitraubend und umständlich gewesen wäre. Ein seilloses Giersystem

zwischen den Inseln läßt sich außerdem auch bei hohem Wasserstand in Betrieb halten, aber in jedem Falle nur mit einer großen Abtrift.

2. Professor Beinert schreibt auf S. 394 seines Aufsatzes sehr kompliziert: „Danach ist das Fahr genau zu bestimmen. Es lag südlich von Straßburg, nicht weit oberhalb des Klosters St. Johann zu den Hunden, sonst hätte es nicht Kehl und Iringheim gegenüber liegen können.“ Hier müssen wir unbedingt statt des Wortes „südlich“ die Himmelsrichtung ostwärts nehmen, denn Straßburg, St. Johann und Kehl lagen ungefähr auf einer Höhe. Man spürt bei Beinert immer wieder, daß er einen Landeplatz unterhalb Hundsfeld südlich Straßburgs sucht. Sein Fehler war aber, daß er unbedingt St. Johann zu den Hunden als Abfahrtsplatz nach Kehl haben wollte. Daß St. Johann nur in ein ganz anderes Fährsystem paßt, von welchem ich später berichten werde, konnte er, wie auch Silbermann und Mone, ohne Tullas erste genau vermessene Karte von 1821 als Grundlage gekannt zu haben, nicht wissen.

3. Silbermann sieht die Hundsfelder Fahr und die „Fahr zu den Hunden“ bei Kehl als identisch an. Er ist aber auch der Vater der Theorie, daß St. Johann die linksrheinische Abfahrtsstelle nach Kehl war. Einige Urkunden sprechen allerdings dafür, doch müßte die damalige Lage Kehls danach viel weiter nördlich gewesen sein. Mone und Beinert haben Silbermanns Theorie übernommen. Hier glaube ich nun, einen wesentlichen Irrtum entdeckt zu haben. Das obere Fährsystem verlangt einen linksrheinischen Landeplatz ungefähr in der Mitte zwischen Kehl und Hundsfeld beim ehemaligen Beginn des alten „Kleinen Rheins“. Hier beginnt auch ein heute noch vorhandener alter Weg, der Vestenfeldweg, der auf kürzester Strecke über die Musau in die Stadt führt. Nur dieser Platz kann die linksrheinische Lande- und Abfahrtsstelle der oberen Fahr gewesen sein, denn er allein erfüllt alle Voraussetzungen geographischer und wasserwirtschaftlicher Art (siehe Zeichnung).

4. Alle Urkunden, die Mone und Beinert anführen, datieren zwischen 1277 und 1392, also in einem Zeitraum von knapp über 100 Jahren. Alamannen und Franken waren aber seit ihrer Landnahme gezwungen, über den Rhein zu gehen. Vielleicht bestand die obere Fahr sogar schon zu Römerzeiten, denn alle alten Straßen führen nach Kehl zur zentralen Lande- und Abfahrtsstelle.

5. Der Übersetzung „campus in undis“ für Hundsfeld als „Feld an den Wellen“ und der Deutung Kloster in undis als „Kloster an den Wellen“ kam ich jedenfalls mit dem größten Mißtrauen entgegen. Von Hundsfeld auf campus in undis muß eine Rückübersetzung stattgefunden haben. Urkundliche Quellen sind für einen römischen Namen niemals vorhanden gewesen. Bei Kloster in undis dürfte es sich genau so verhalten. Silbermann ist hier umgekehrter Meinung. Er schreibt zuerst „undis“ und dann „Hund“. In Wirklichkeit klang wohl der altdeutsche Name „Hund“ sehr unpopulär, und man latinisierte ihn zu „undis“.

Bisher festgestellte Eigennamen mit -„hund“

Glückliche Zufälle und Nachforschungen machten mich auf eine Reihe weiterer Gewässer-, Orts- und Flurnamen mit „Hund“ aufmerksam. In unserer näheren

Umgebung fand ich zwischen Grauelsbaum und Lichtenau den untergegangenen Ort „Hunden“ und die „Hunderau“, gegenüber von Greffern den Ort „Dalhunden“, bei Stollhofen einen „Hunderhein“ als ehemaligen Rheinseitenarm. Grauelsbaum ist als alter Fährort bekannt, und bei Greffern existiert noch heute eine Fähre. Nördlich Linx, am Hochgestade, also ehemals auch am Wasser, liegt der „Hundsühl“.

In weiterer Entfernung stieß ich bei St. Goar auf einen Hundshafen (wohl kaum Wellenhafen), in Königsberg auf ein Hundsgatt, in Schleswig auf einen Hundshovel. Bei beiden letzteren wird ausdrücklich erwähnt, daß hier die Flößer, Fischer und Schiffer gewohnt haben. Bei Cuxhaven-Döse befindet sich im Watt eine auch bei Ebbe befahrbare Rinne, die sogenannte Hundebalje. Südwestlich von Berlin gibt es einen Hundekhlensee und einen Hundekhlgrund (ehemaliger Seitenarm der Havel). Die Hundekhle ist für Kehl besonders interessant, da auch der Name Kehl darin enthalten ist. Am Bodensee fand ich an der heutigen Anlegestelle der Fähre nach der Insel Reichenau bei Allensbach einen erratischen Block als Hundstein. Allem Anschein nach wurden hier die Fährboote früher befestigt.

Alle diese „Hund“-Namen haben irgendwie mit dem Wasser zu tun. Sicherlich sind es nur einige mir bekannte Namen, die sich in ihrer Anzahl bei intensiver Nachforschung noch erweitern ließen.

Die Bedeutung des Namens „Hund“

Anlässlich einer Pflegertagung im Amt für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg hatte ich Gelegenheit, Professor Bösch aus Zürich (Spezialist für Flurnamen) meine Entdeckungen vorzutragen. Es war für alle, auch Bösch, „vollkommenes Neuland“. Herr Prof. Bösch zog das mir bis dahin unbekannte Schweizerdeutsche Wörterbuch (Idiotikon) Band 2, Spalte 1428 zu Rate und fand unter „Hund“ nach fünf verschiedenen anderweitigen Deutungen als 6.

Hund = Kahn oder Fähre,

dabei als Erläuterung: ouch soll der meiger (Meier) einen hund han und da warten, daß er die lüte und karren und pferd überführe. Ursprung 1383 LA Burkhardt (Dinghöfe) 1860.

Im deutschen Wörterbuch von Grimm 1877 steht unter „Hund“: Bei den Flößern starker Tannenbaum. Das Idiotikon ist das einzige bisher mir bekannte Wörterbuch im deutschen Sprachgebiet, das „Hund“ = Kahn oder Fähre noch kennt. Dies deutet auf ein sehr hohes Alter hin und läßt vermuten, daß die ursprüngliche Bedeutung dieses Namens schon Ende des ersten Jahrtausends „verschüttet“ wurde.

Zu Römerzeiten eine Brücke und Fähre zwischen Straßburg und Kehl

Wir müssen uns damit abfinden, daß die Straßburger nicht die ersten waren, die zwischen Straßburg und Kehl eine feste Brücke gebaut haben. Die Römer

haben ihren Verkehr über den Rhein schon seit Julius Cäsar mit Brücken bewältigt. Dabei war es ihnen gleichgültig, ob sie 1 km oder 2 km lang sein mußten. Bekannt für Gradlinigkeit, legten sie ihre Straßen und Brücken auf dem kürzesten Weg an.

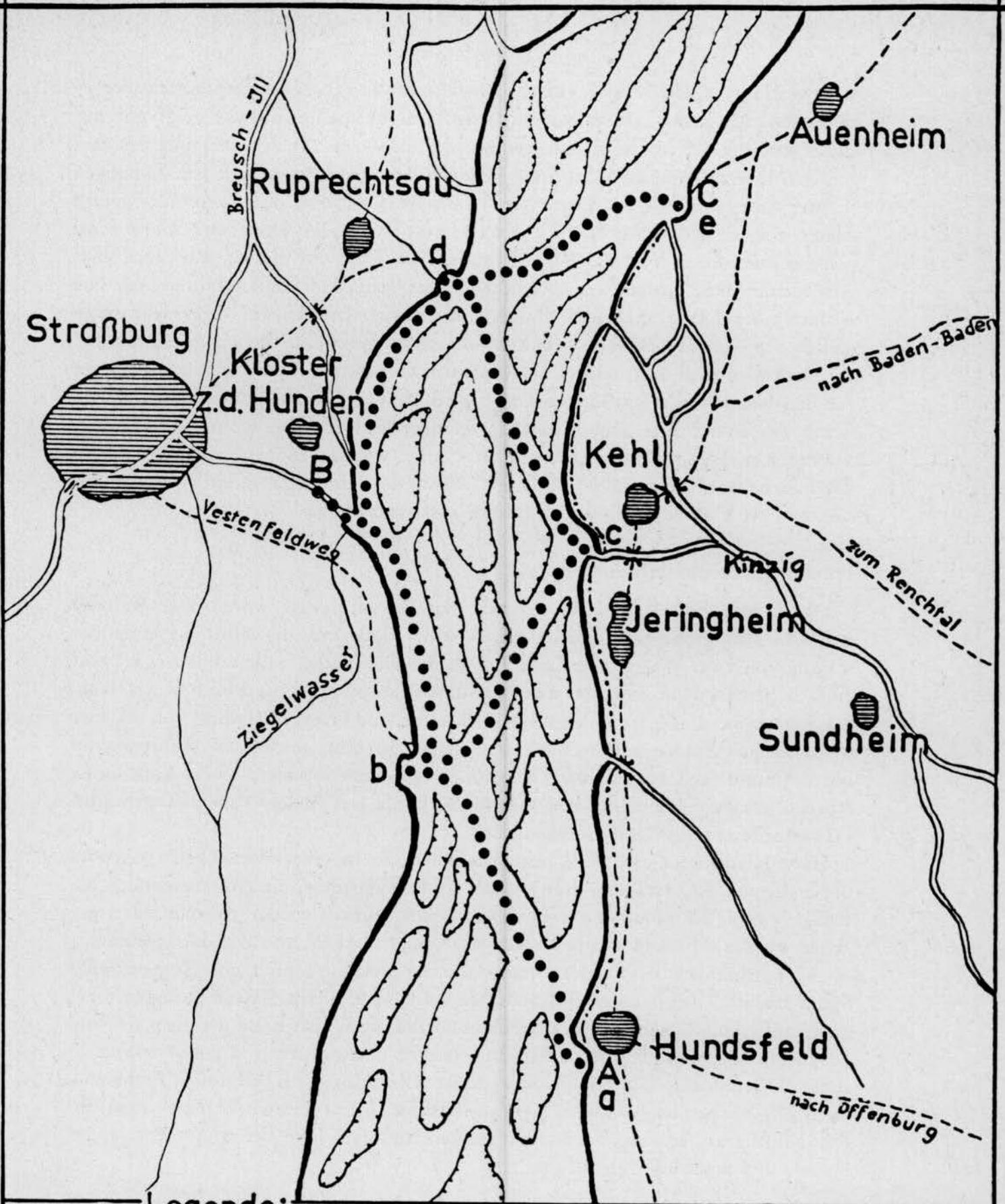
Da die von Bodersweier kommende Straße genau mit der Fluchtlinie der „Rheinstraße“, ab Kleinem Rhein nach Straßburg führend, übereinstimmt und die Straße von Neumühl ebenfalls in diese Richtung zielt, dürfte es nicht mehr schwer sein, die ungefähre Lage der römischen Brücke zu bestimmen. Außerdem führt diese Trasse beim alten Bahnhof über das Gewann Steinmatt, das schon immer durch Funde aus der Römerzeit bekannt war. Sicherlich stand hier eine Befestigung zum Schutze des römischen Rheinübergangs. Die Römer konnten ihre Legionssitze nur deshalb linksrheinisch anlegen, weil sie mit einer Brücke bei Gefahr sehr schnell das andere Ufer und somit den Limes erreichten. Ob nun im Süden eine zweite Brücke bestand, welche die Mainau mit Offenburg über Hundsfeld verband, wage ich nicht zu behaupten, denn hier ist eine geradlinige, darauf hindeutende Straße nicht festzustellen. Eine endgültige Klärung wird hier wohl nicht möglich sein. Wahrscheinlich war eine Kombination Brücke-Fähre vorhanden. Eine Brücke im Norden von Kehl und eine Fähre im Süden von Hundsfeld (a) nach dem Vestenfeldweg (b) und von hier nach Kehl (c). Die geographische Lage und die Wasserverhältnisse sprechen dafür. Diese Theorie erscheint sogar sehr wahrscheinlich, da die feste Brücke den gefährlichen Hochwassern nicht immer trotzen konnte und oft beschädigt, wenn nicht gar zerstört wurde. Nur so wären die Römer nie in Verlegenheit gewesen, Truppen und Nachschub zur Versorgung ihrer rechtsrheinischen Stützpunkte über den Rhein zu bringen.

Mit der alamannischen Landnahme und der Preisgabe der linksrheinischen Besitzungen durch die Römer nach 350 und durch die endgültige Eroberung Argentorates (Straßburg) 406 durch die Alamannen dürfte die Römerbrücke schon nach 350 zerstört worden sein.

Die Notwendigkeit der Rheinfahrt vom 6. bis 14. Jahrhundert

In der Mitte des 6. Jahrhunderts erstand Straßburg wieder. Diesmal als fränkische Königsresidenz. Da man im frühen Mittelalter bei uns keine Brückenbauten so großen Ausmaßes kannte, ergibt sich einwandfrei die Notwendigkeit eines Fährbetriebs. Fortwährende Kämpfe zwischen Alamannen und Franken waren für den erneuten Bau einer Brücke auch nicht geeignet. Die Franken waren jedoch gezwungen, zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in Alemannien, den Rhein sehr oft und in großer Zahl zu überschreiten.

Bis zum 12. Jahrhundert müssen wir uns den Rheinverlauf zum Teil bis zu einem Kilometer weiter im Westen vorstellen. Natürlich gibt es dafür keine Unterlagen topographischer Art. Jedoch kann man an Hand der Vermessungskarten (1821) von Tulla sehr gut eine Rekonstruktion des Rheinverlaufs der damaligen Zeit (vor der Begradigung) vornehmen. Man braucht nur die untergegangenen Orte Hundsfeld und Jeringheim, die zum Teil mitten im heutigen



Legende:

- ABC- großes Fährsystem Hundsfeld - Kloster zu den Hunden - Hundsmatt
- abc - obere Fahr Hundsfeld - Vestenfeldweg - Fahr zu den Hunden
- cde - untere Fahr Fahr zu den Hunden - Hundsgiessen - Hundsmatt
- Straßen - - - - - Treidelpfad ●●●●● Fährsystem

Rheinverlauf lagen, wieder einzuzeichnen und die zu weit nach Osten vorge- triebenen Rheinarme verlanden zu lassen. Der ehemalige Talweg zeigt uns auf dieser ältesten Karte, die genau vermessen wurde, daß auf dem Gelände des ehe- maligen Dorfes Hundsfeld das linke Ufer des heutigen Rheines mit dem damaligen Talweg fast identisch ist. Der schiffbare Talweg floß also nur wenige Meter an dem Orte Hundsfeld vorbei. Das Dorf war somit ideal gelegen für die Abfahrtsstelle einer Fähre. Sicher war auch hier eine kleine Bucht vorhanden, in welcher immer genügend Schiffe (Hunde) für den Bedarf einer Fähre ankerten. Wahrscheinlich war ihre Anzahl sogar sehr groß, so daß der Name Hundsfeld = Fährenfeld entstehen konnte. Zwangsläufig mußten sich auch Menschen ansiedeln, denn Reparaturwerkstätten, Stallungen und Anlagen für den Neubau von Schiffen waren unerläßlich. Das Holz dazu dürfte den Rhein herab gefloßt worden sein, soweit die umliegenden Eichen-, Rüster- und Erlen- wälder nicht genug Material hergaben. Sicher wurden in den frühesten Zeiten des Fährbetriebes auch noch Einbäume verwendet oder sogar noch Baumstämme, die man als Flöße zu primitiven Fähren zusammenband.

Und so sahen die Fähren aus

Diese Floßfähren hatten den Vorteil, daß sie unsinkbar waren. Der Nachteil war eine sehr große Schwerfälligkeit. So eine Floßfähre, die selbst bei einer Be- lastung von zwei Wagen mit Zugtieren an der Oberfläche trocken blieb, war recht einfach herzustellen. Von ca. zwölf Baumstämmen, zehn bis zwölf Meter lang, die eng an- und übereinandergelegt und durch eine Querverbindung von ca. vier Meter langen Bohlen befestigt wurden, lagen nur acht im Wasser, während vier obere Stämme erst bei stärkster Belastung ins Wasser tauchten. Vorne und hinten wurden je zwei Steuerruder von vier Meter Länge auf Böcken ruhend angebracht. Das erforderte vier Mann Floßbesatzung.

Diese Urform der Lastenfähren wurde immer wieder verbessert. Zuerst traten an die Stelle der Baumstämme drei bis vier große Einbäume, die eng aneinander be- festigt waren. Sie konnten am Ende der Fahrt leichter wieder rheinaufwärts ge- zogen werden. Mit dem immer stärker werdenden Verkehr von und nach Straßburg ab 6. Jahrhundert verwendete man dann an Stelle der Einbäume langgezogene Spantenschiffe, sogenannte „Sniken“. Sie waren sehr leicht, hatten geringen Tief- gang und konnten beim Aufwärtstreibeln notfalls auch über Land getragen werden. Bei diesen bedeutend leichteren Fähren genügten nun auch zwei Mann beim Steuer- ruder als Bedienung. Die Sniken lösten in der Alleinfahrt auch die großen Einbäume, die mit Seitenplanken erhöht waren, im Personen- und leichten Lastenverkehr ab. Ein Fährmann bediente ein an der rechten hinteren Seite befestigtes Paddel als Steuer- und Senkruder gleichzeitig.

Das System der drei Fähren

Von Hundsfeld (Aa) wendet sich der Rhein in sanftem Bogen nach Nordwesten, und ein zu Wasser gelassenes Boot oder eine Fähre kam ohne Anwendung großer

Muskelkraft in einer Entfernung von 600 m bis 800 m an das andere Ufer. Hier begann bereits der ehemalige Kleine Rhein*), und die Fähre konnte, weiterhin nur die Strömung ausnutzend, bis in die Nähe von Straßburg, nämlich zur Landestelle beim Kloster St. Johann zu Hunden (B), gelangen. Die ehemalige Lage von St. Johann war um den heutigen Platz St. Nicolas nördlich des St.-Johannes-Gießens. St. Johann wurde allerdings erst 1252 erbaut. Wir müssen aber diese Gegend schon in vorhergehender Zeit als Landestelle annehmen.

Die Fähre konnte aber auch schon beim Beginn des Kleinen Rheines (b) anlegen, und der Reisende konnte zu Fuß über den bereits erwähnten „Vestensfeldweg“, am heutigen Gewann Linsenkopf beginnend, über die Meinau nach Straßburg gelangen. Diese Möglichkeit war billiger und deshalb für das Fußvolk auch beliebter.

Neue Reisende von Straßburg konnten sich von hier aus (b) in die leere Fähre einschiffen und, wieder nur durch geschicktes Manövrieren des Fährmanns (Baumert?), das östliche Rheinufer bei Kehl am Fahr zu den Hunden gewinnen (c). Auch hier muß nun wieder eine Bucht, eine Kehle, vielleicht eine Hundekehle, gewesen sein (am Jeringheimer Bronnen als erstem Mündungsarm der Kinzig, bei heutiger Falkenhausenschule). Denn die Fähren sammelten sich hier, um wieder zu Berg nach Hundsfeld, vorbei am Dorf Jeringheim, getreidelt (d. h. mit einem Seil gezogen) zu werden. Ob man dazu schon oder immer Pferde in ausreichender Zahl zur Verfügung hatte, muß bezweifelt werden. Sicher ist, daß hauptsächlich Menschenkraft dazu verwendet wurde. Die noch heute gebräuchliche Redensart „Vor die Hunde kommen“ wird wohl aus dieser Zeit und von dieser Tätigkeit stammen.

Silbermann, der die Hundsfelder Fahr und die Fahr zu den Hunden bei Kehl für identisch hielt, nahm an, daß Hundsfeld an der Stelle des heutigen Kehl lag. Dies ist natürlich vollkommen ausgeschlossen.

Als besten historischen Beweis für das obere Fährsystem (a-b-c) auf dem unkorrigierten Rhein dient der bekannte Übergang General Moreaus am 24. Juni 1796. Er hat bis zur Einschiffung seiner Truppen, die in Stärke von 16 000 Mann auf dem Polygon südlich Straßburg lagerten, den Vestensfeldweg benutzt. Am Beginn des alten Kleinen Rheins waren unzählige Schiffe und Boote zusammengezogen worden. (Heutige Lage: ungefähr 300 m oberhalb der Straßburger Südschleuse.) Moreau landete 800 m nordöstlich am ehemaligen Erlenwört, also südlich von Kehl, mit einer ersten Welle von 2500 Mann. Die leeren Schiffe mußten dann bis zur Gemarkung Hundsfeld rheinaufwärts gezogen werden, um von dort für die weiteren Transporte den Beginn des Kleinen Rheins erreichen zu können.

Nun ist uns aber noch eine weitere Fahr bekannt, und zwar jene von Rupprechtsau. Das Dorf Rupprechtsau ist aber erst eine Gründung

*) ehem. lig zum Unterschied für den 2. Kleinen Rhein seit Tulla, der aber seit einigen Jahren auch nicht mehr existiert.

aus dem 13. Jahrhundert. Im folgenden Jahrhundert hat die lange Bruck aber den Fährbetrieb hier zum Erliegen gebracht. Also muß auch diese Fähre schon länger vorher bestanden haben, denn Straßburg mit seiner schon im Mittelalter sehr großen Bevölkerungszahl benötigte im Norden ebenfalls eine Abfahrts- und Landestelle, zumal die Fähren vom Kloster St. Johann aus bereits den Weg durch den Kleinen Rhein hier vorbei zum anderen Ufer nahmen und hier Zwischenstation machen konnten. Um das Rupprechtsauer Gebiet zu erreichen, wandte sich von Kehl aus (c) der Talweg des Rheines wiederum nach Nordwesten, und man konnte auch da ohne Schwierigkeit mit einer Fähre nach dem anderen Ufer kommen, diesmal an die Mündung des Kleinen Rheines (d). Hier treffen wir wieder einen typischen Namen an, diesmal H u n d s g i e ß e n. Er bildete eine Verbindung vom Rhein zur Ill. Auch von ihm ist bekannt, daß an seinem Ufer die Flößer, Fischer und Schiffer wohnten. Von dieser Landestelle aus konnte man wieder bequem auf einem Landweg nach Straßburg gelangen.

Reisende nach Osten konnten auch hier die leere oder von Straßburg her nur zum Teil besetzte Fähre besteigen (d) und kamen ebenfalls mit der auszunützendes Talwegströmung an das andere Ufer südlich von Auenheim (e), wo die Landestelle im heutigen Gewann „Hundsmatt“ war. Hier muß ich erwähnen, daß die Kinzig seit dem Erreichen des Kehler Gebietes durch mehrere Arme mit dem Rhein verbunden war. An der Landestelle „Hundsmatt“ floß also Rhein- und Kinzigwasser gleichzeitig. Hier kamen die Holzflöße aus dem Schwarzwald an, die dort zu großen Flößen für die Fahrt auf dem Rhein zusammengebunden wurden. Ein Teil der Flöße aus dem Schwarzwald wurde hier auseinandergenommen und die Stämme rheinaufwärts nach Kehl oder Hundsfeld gezogen, von wo sie nach dem holzbedürftigen Straßburg als Bauholz gefloßt werden konnten.

Es bestand bei günstigem Wasserstand aber auch die Möglichkeit, die Flöße bei Kehl direkt durch den sogenannten „Iringheimer Bronnen“ (erste Kinzigmündung) nach Straßburg mit Landestelle Rupprechtsau zu bringen (c—d).

Jene Fähren, die von Hundsfeld direkt zum Kloster St. Johann zu den Hunden (B) fuhren (Glückhaftes Schiff, Züricher Hirsebrei), wurden dort wieder beladen, schwammen, wie bereits erwähnt, den Kleinen Rhein hinab und gelangten ebenfalls zur Landestelle Hundsmatt (C) südlich Auenheims. Dieses letztere große Fährsystem Hundsfeld (A) - Kloster zu den Hunden (B) - Hundsmatt (C) beweist eine Zusammengehörigkeit aller drei Systeme, denn es benutzt den ersten Teil der oberen und den zweiten Teil der unteren Fahr. Die an der Hundsmatt (Ce) gelandeten Fähren wurden dann als einzelne Boote in ca. 2 bis 3 Stunden die Strömung aufwärts gezogen, um entweder bei Kehl oder bei Hundsfeld, je nach Bedarf, zu neuem Einsatz bereit zu stehen.

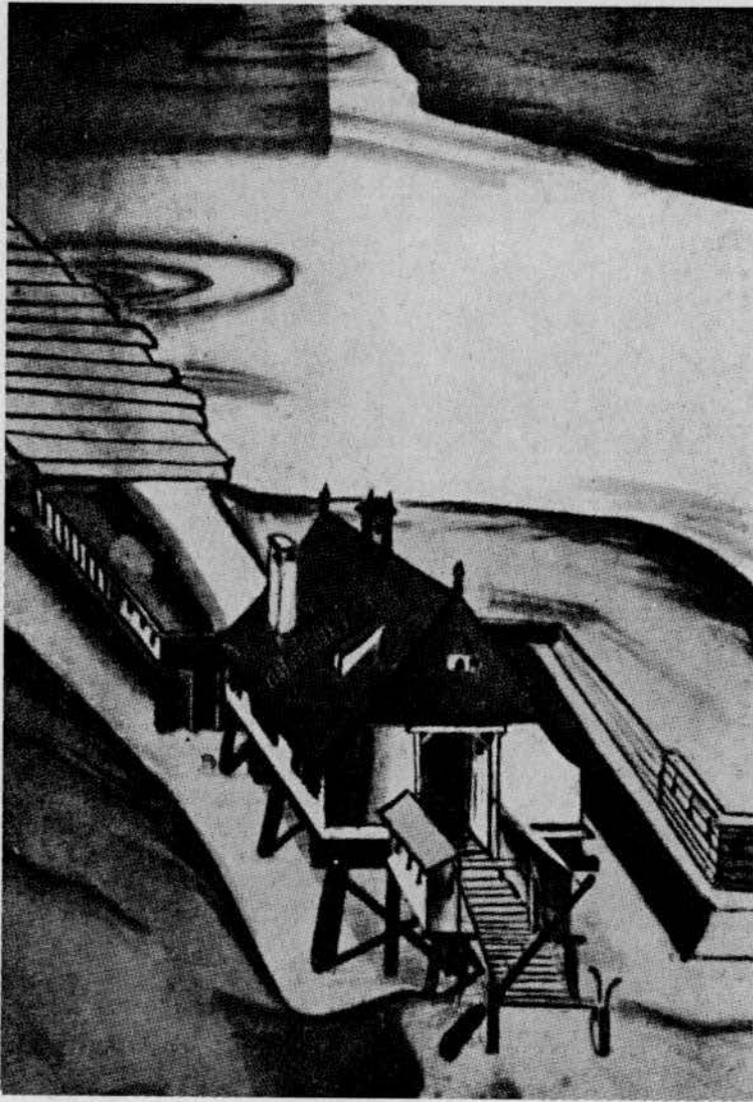
Wenn nach einem großen Hochwasser die Fahrrinnen sich verlandet hatten, mußte man sie auch damals schon wieder instand setzen. Zwangsläufig war man also zu stetem Wasserbau gezwungen. Unbedingt haben sich durch die Hochwasser auch die Landeplätze verschoben, so daß man vorübergehende

Schwankungen bis zu 300 m annehmen muß. Natürlich war man bestrebt, möglichst schnell wieder den alten Zustand herzustellen, denn eine enge Verbindung Landestelle - Straße, Straße - Abfahrtsstelle war unerlässlich für den geregelten Fährbetrieb.

Zusammenfassung: Alle drei Fährsysteme müssen zwangsläufig miteinander verbunden gewesen sein. Ob sie nun unter einer Leitung standen und von Straßburg aus dirigiert wurden, ist zwar nicht bekannt, aber doch sehr wahrscheinlich. Jedenfalls waren sie aufeinander angewiesen und mußten aus wirtschaftlichen Gründen sich gegenseitig Boote zum Bau von Fähren ausleihen. Geschichtlich sind alle drei Fähren urkundlich belegt, wenn auch erst vom 12. Jahrhundert an. Ihre Notwendigkeit, möglicherweise in Abwandlungen, ergab sich aber schon sehr viel früher, vielleicht schon im 4. Jahrhundert. Die obere Fahr könnte schon unter römischer Regie bestanden haben.

Die fränkischen Könige, die Bischöfe und der Rat der Stadt Straßburg müssen diese verkehrstechnisch günstige Möglichkeit, die der Rhein hier zur Überfahrt anbot, erkannt und genutzt haben.

Abschließend möchte ich betonen, daß an 5 von 6 Abfahrts- oder Landeplätzen ein Gewässer-, Flur- oder Ortsname mit „-hund-“ in Erscheinung tritt.



Kehls Schicksal – der Rhein und seine Brücken

von Wilhelm Mechler

Der Brückenzugang durch das Brücken- und Zollhäuschen auf der rechten Rheinseite 1595. Die Brücke selbst noch recht einfach und ohne Schutzgeländer. Zeichnung von Hans Enoch Meyer.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

„... das diesselbe brücke dem reich und dem lande nütz ist, wan da gros und vil wandels doselbst über den Rein ist meinlichen oft hin und herwider zu faren, und das die schiffe uf dem vare von wassers und unwiters wegen nicht gefaren mogen und ouch etwenn lute grossen schaden uf denselben faren haben genommen ...“

In dieser Urkunde, in welcher Kaiser Wenzel am 5. Juni 1393 der Reichsstadt Straßburg den Besitz ihrer neu erbauten Brücke bestätigt, wird durch obige Worte deren Bedeutung und Notwendigkeit mit dem Umfang des Verkehrs über den Rhein, mit der Unregelmäßigkeit wie der Unzuverlässigkeit der Fähren, mit den Unwettern und den Hochwassern begründet. In dem Entwurf für die Verhandlungen mit dem Kaiser sagten die Herren des Rates der Stadt Straßburg, daß ihre Brücke „dem richen und dem armen nutze und guot ist“.

In Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Zwar genügte der F ä h r v e r k e h r ¹⁾ schon lange nicht den Erfordernissen der mächtig gewordenen Reichsstadt. Bei

¹⁾ Siehe den Aufsatz von Hornung, Die Straßburger Rheinfähren, in diesem Band.

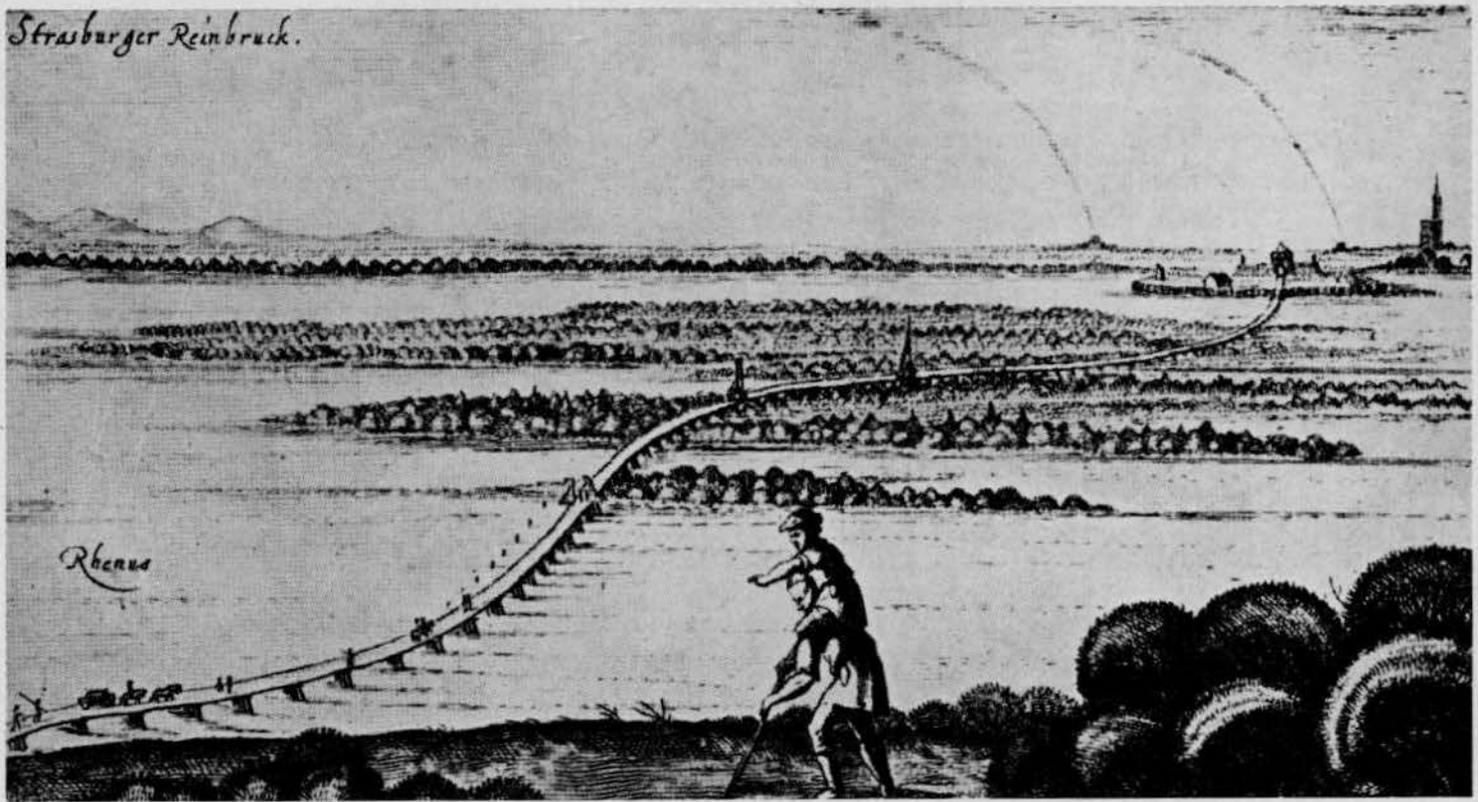
Lehensstreitigkeiten mit den Geroldseckern war 1333 eine militärische Schiffbrücke errichtet worden, um Schuttern und die Burg Geroldseck zu zerstören. Auch 1370 hören wir wieder von einer Schiffbrücke, welche die Stadt, um den Krieg ins rechtsrheinische Gebiet zu tragen, erbaute. Besser als die langsameren Fähren machten es Schiffbrücken den bewaffneten Bürgern möglich, Überfälle auszuführen und wieder schnell in die geschützte Stadt zurückzukehren. So konnten die Straßburger 1370 die Burg Windeck und Höfe im Bühlertal zerstören, weil der Windecker ihre Souveränität verletzt hatte, indem er den Straßburger Domherr von Ochsenstein festhielt.

Die Reichsstadt baut im „Achtkrieg“ die erste feste Brücke über den Rhein

Anlässlich eines Krieges gegen den Markgrafen von Baden erwähnt der Straßburger Stiftsherr Jakob Twinger von Königshoven in seiner Chronik (1382 bis 1420) für 1388 eine dritte Brücke, gestützt auf Pfeilern, „wie es heute noch ist“. Mehr weiß man zunächst über diese wohl feste Brücke nicht. Sie erregte jedoch sofort Unruhe und Animosität bei den Fürsten, besonders bei dem Bischof von Straßburg und bei den Lichtenbergern. Bald schief die ohne Nachdruck geführte Fehde gegen Baden — in der Hauptsache ein Räubern, Brennen und Auflauern nach Gefangenen — ein. Inzwischen zog sich aber 1389 ein neues Gewölk über der Reichsstadt zusammen: der Straßburger Pfahlbürger von Rappoltstein hatte einen englischen Adligen gefangengenommen. Der englische König erreichte bei Kaiser Wenzel, daß über Straßburg die Reichsacht verhängt wurde. Nun stürzen sich in dem folgenden „Achtkrieg“ alle Gegner und Neider Straßburgs auf die Reichsstadt. Spätestens 1392 muß die Schiffbrücke — wie in Basel — durch eine hölzerne Jochbrücke ersetzt worden sein (Königshoven: „die selbe brücke wort donoch [danach] mit phelen [Pfählen] geslagen und gemacht“). Es erfolgte ein Angriff mit Brandern und Flößen. Am 22. September 1392 griffen die „Verbündeten“, die Lichtenberger, der Bischof, der Markgraf von Baden, der Graf von Württemberg, gleichzeitig von beiden Seiten an, „mit großen buhsen und geschützen“. Nachdem sie mehrere Angriffe abgeschlagen hatte, ging die geächtete Stadt zu Gegenangriffen über und zu Razzien auf das rechte Ufer, wobei Vieh mitgebracht wurde. Nachdem die Zerstörung der Brücke gescheitert war, wollten die Verbündeten ihren Abbruch erzwingen; dieses Kriegsinstrument „war ein torn in irme ougen“. Mit dem Bau der Jochbrücke hatte die Stadt eine weitschauende Politik eingeleitet, dabei aber auch die Verletzung von allerlei Fährrechten und Grundeigentumsrechten auf sich genommen, da sich die Brücke auf dem Kehler Gebiet der Herren von Geroldseck und Lahr befand.

Das Reich gewährt der freien Stadt das Brückenprivileg

Gesandte der Stadt hatten schon 1390/91 trotz des Achtkrieges versucht, wieder die Gunst des Kaisers, des Herrn aller hohen Straßen des Reiches, und das kaiserliche Privileg für die Brücke zu erhalten. Die Abgesandten des Magistrates, welche dem Kaiser die Genehmigung mundgerecht machen sollten, bekamen die



Die Lange Brück 1613, nicht rechtwinklig zum Ufer, sondern in weitausholender Schwingung wegen den Strömungsverhältnissen, mit mehreren Sperren. Der elsässische Anfang ist sehr deutlich. Zeitgenössischer Stich von J. van der Heyden, mit der symbolischen Inschrift „Gegenseitige Hilfe“.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Vollmacht, bis zu 3000 Gulden in Silber („da Mangel an Gold“) für die kaiserliche Bewilligung anzubieten.

Die Straßburger erreichten ihr Ziel: der Kaiser hob die Reichsacht auf und gewährte der Stadt für immer das Recht auf die Brücke und drohte jedem, der die Brücke beschädigt. Die Besitzer der Fähren mußten entschädigt werden. Noch eine Bedingung wurde ausgesprochen: der Kaiser und sein Gefolge sollten immer frei und unentgeltlich passieren dürfen.

Die Nachbarfürsten mußten sich mit der Existenz der Brücke abfinden

Da Straßburger Stiftungen und Bürger über dem Rhein Felder, Wälder und Höfe besaßen, wurde die Stadt oft in rechtsrheinische Territorialhändel verstrickt, zumal der Bischof in Mittelbaden beträchtlichen Besitz hatte und die Lichtenberger auf dem rechten Ufer zwei Ämter (das heutige Hanauerland) besaßen. Beide Nachbarn warfen der Stadt vor, sie mißbrauche die Macht, schädige ihre Interessen, da die Fähre bischöfliches Lehen der Lichtenberger sei; die Brücke diene zur Verwüstung bischöflichen Gebietes („domit sy wuostent und zerstoerent“).

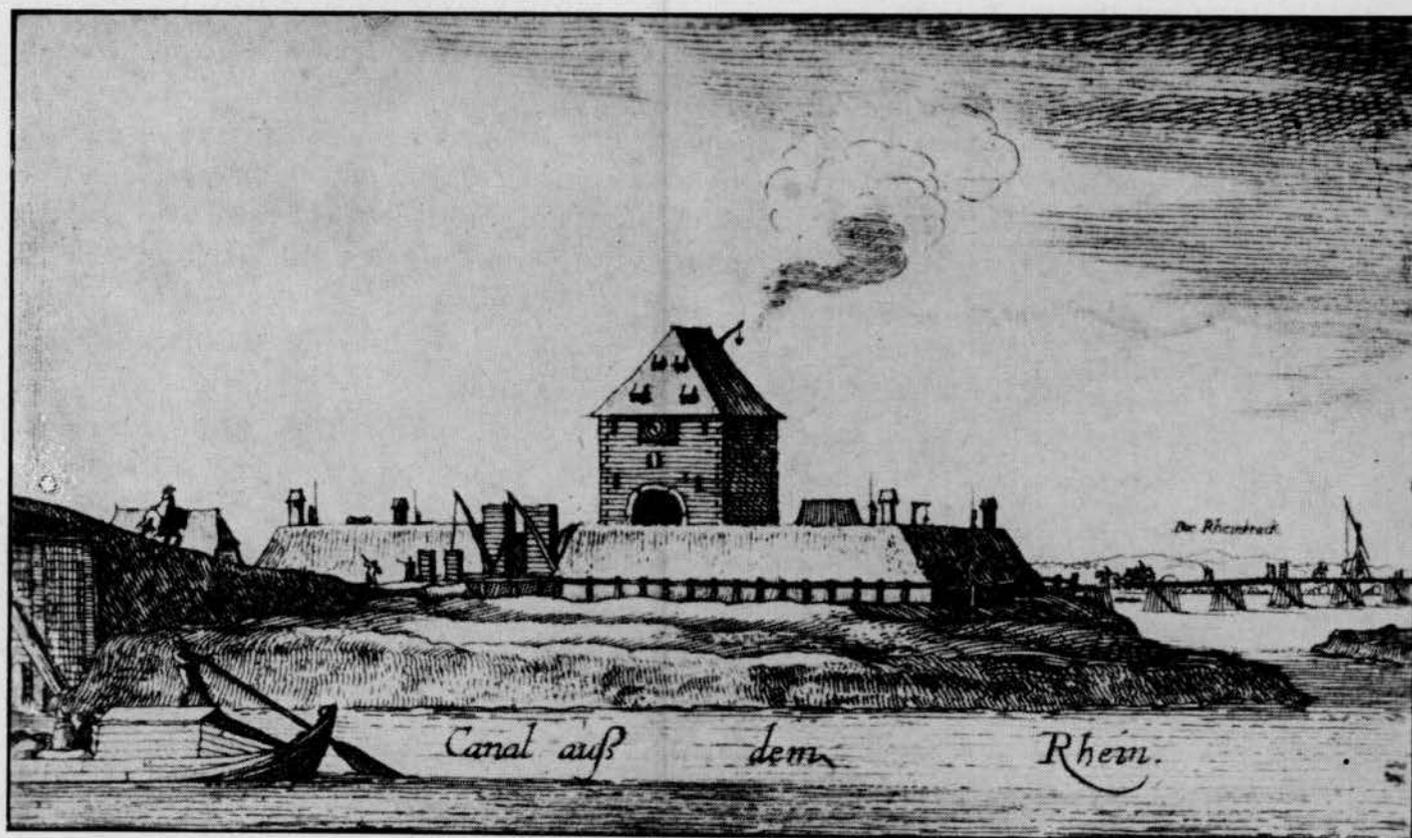
In wenigen Jahren war es der Stadt gelungen, ihr politisches Gewicht zu erhöhen, indem sie durch das Weiterbestehen der Brücke und durch das Privileg des Reiches einen Vorsprung vor ihren fürstlichen Konkurrenten gewann. Das Kriegsinstrument blieb als Friedenswerk erhalten. Straßburgs Waffen, Diplomatie und Kapital haben das Ziel erreicht. Die Stadt, die eben noch König und Reich gegen sich gehabt hatte und fast auf ihren Mauerring beschränkt worden war, hat es

verstanden, „aus Ächtung und schwerer Fehde noch eine königliche Sicherung der Rheinbrücke“ (Hermann Aubin) heimzutragen.

Der Brückenbau am Oberrhein — eine große Leistung

Neben ihren anderen gelösten Aufgaben war es recht beachtenswert, daß die Reichsstadt 1388 die feste Brücke errichtet und sie dann immer — nur durch kriegerische Ereignisse beeinträchtigt — erhalten hat. War doch ein Brückenbau am Oberrhein, unterhalb Basels, außerordentlich erschwert durch den bei geringem Gefälle breit dahinfließenden Strom, der im Rheinniederungsgebiet — seinen Lauf oft verändernd — in viele Arme sich teilte. Die dadurch entstehenden Inseln waren durch die regelmäßigen Hochwasser in Zahl und Form ständig Veränderungen unterworfen. Ill und Breusch, Kinzig und Schutter, welche im Raume Straßburg in den Rhein mündeten, fanden im Gewirr der Inseln und Wörthe keinen rechten Abfluß, so daß lange Zeit hindurch der Verkehr durch Sumpf und Morast gehemmt blieb.

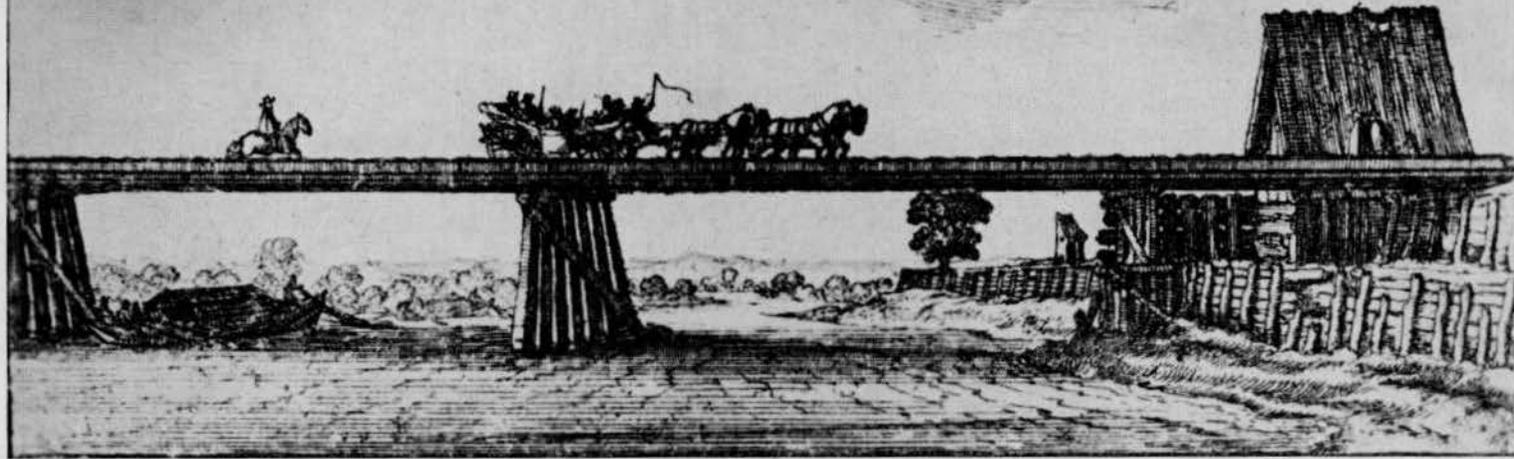
Bei Straßburg eine feste Brücke zu errichten war für die Römer wohl technisch möglich; nachgewiesen wurde sie jedoch noch nicht. Von dem römischen Argentoratum bestand ein Fährverkehr zu den rechtsrheinischen Römerstraßen nach Rottweil und Baden-Baden. Während zur Römerzeit wohl fünf feste Brücken (Stein,



Die Zollschanze auf der elsässischen Seite 1630; rechts die Rheinbrücke, links die Mündung des elsässischen sog. Rheingießens, welcher Straßburg zu Wasser unmittelbar mit dem Rhein verband. Stich von Wenzel Hollar.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

*Stück von der Rheinbrücke
bei Straßburg*



Seitenansicht dieses technischen Meisterwerkes jener Zeit. Die Bautechnik und die Art der Uferbefestigung sind deutlich zu erkennen. Hier erstmals ein niedriges Geländer an der nur 5,20 m breiten Brücke. Interessant das Aussehen und die Fahrweise der Rheinschiffe. Stich von Wenzel Hollar 1630.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Zurzach, Augst bei Basel, Kembs, Mainz) und unter Karl dem Großen für kurze Zeit bei Mainz eine feste Brücke den Rhein überquerten, gab es im Mittelalter zunächst nur am Hochrhein acht Rheinbrücken: Stein, Dießenhofen, Schaffhausen, Eglisau, Kaiserstuhl, Laufenburg, Säkingen und Rheinfelden. Acht kleine Stadtgemeinden, bzw. ihre Grundherren, haben in Abständen von 10 bis 20 km die Tatsache ausgenützt, daß hier die geringe Strombreite und steile Ufer die Errichtung von festen Brücken verhältnismäßig gut ermöglichten. Meist sind sie aus militärischem Augenblicksbedürfnis, aber auch wegen der Erfordernisse des lokalen Marktverkehrs entstanden. Manche Städte verfolgten mit dem Bau einer Brücke die Gewinnung der Autonomie.

Für Basels Wirtschafts-, Handels- und Kulturgeschichte bedeutet der erste Brückenschlag von 1225 ein folgenreiches Datum. Die Eröffnung des Gotthard-Passes machte Basel zu einem Schnittpunkt des blühenden flandrisch-oberitalienischen Warenstroms. Auch hier bot das hohe linke Ufer eine solide Stütze für die Überquerung des hier 200 m breiten Stromes. 50 Jahre später folgt Breisach, dem König Rudolf das Rheinüberfahrtsrecht verlieh. Auch hier wurden die beiden Brücken (135 und 60 m) von einem Hügel aus errichtet.

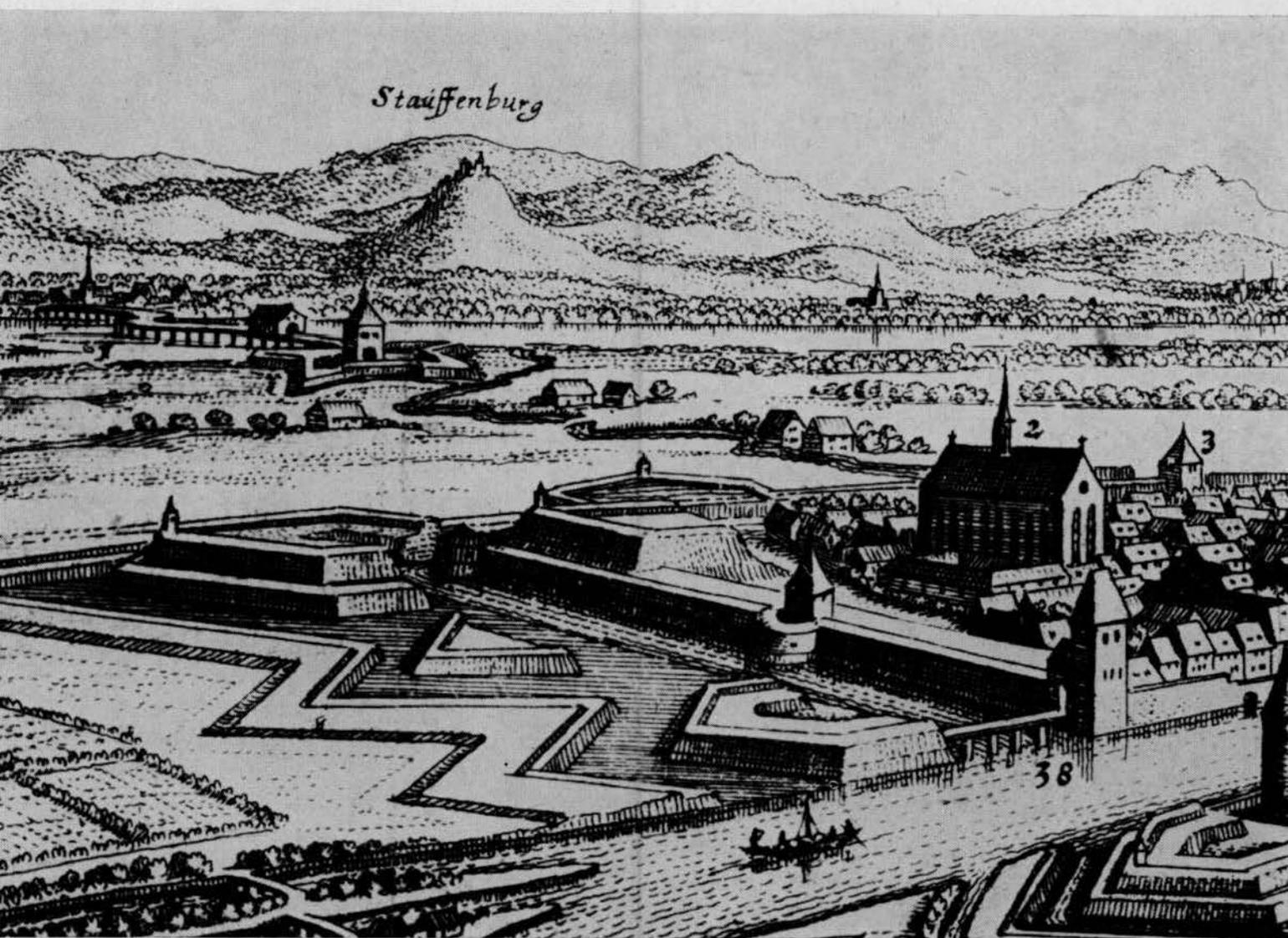
Bei Straßburg bestand wieder im Mittelalter ein mehrgliedriges Fährsystem. Straßburger Bürger und Adlige waren die Besitzer der Anteile der Fährgesellschaft.

Technisches Wunderwerk jener Zeit

150 Jahre nach Basel, 100 Jahre nach Breisach hat die Reichsstadt Straßburg unter viel schwierigeren Verhältnissen und Bedingungen die feste Brücke gebaut.

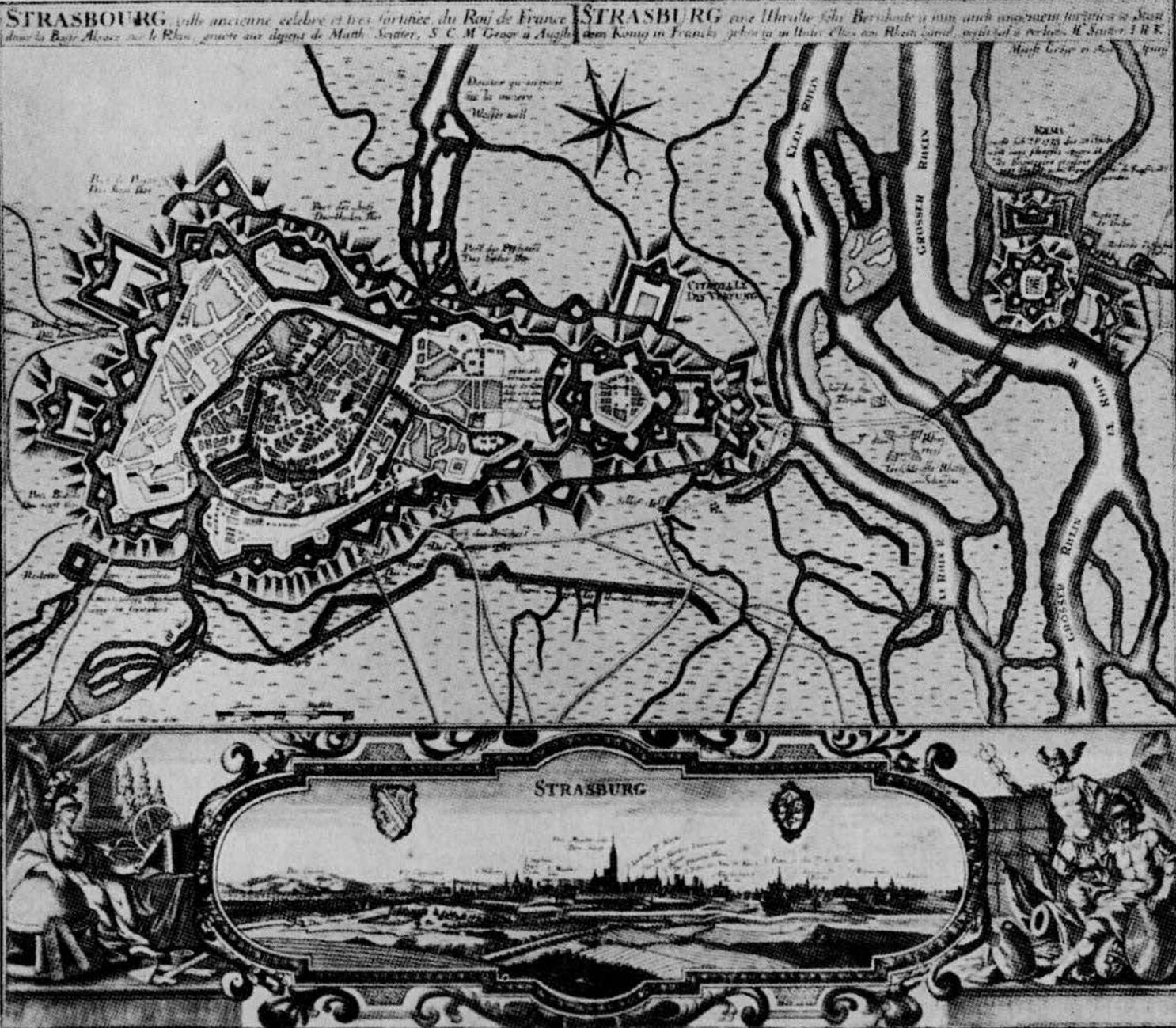
Wie so oft bedeutete der Krieg den stärksten Antrieb zur Konzentration wirtschaftlicher Mittel und zur technischen Ausnützung, stand doch in Notzeiten alles auf dem Spiele, betrachtete man die Opfer zur Vorbereitung des Sieges geringer als die bei einer Niederlage.

Die Brücken zwischen Straßburg und Kehl haben sich in Länge, Breite, Form und Konstruktion, in Lage, Höhe und Material oft geändert. So war die Brücke im Jahre 1570 1000 gemeine Schritt = 700 Meter, 1605 1000 Meter, 1621 = 1400 Meter lang. Die älteste Darstellung von J. Enoch Meyer zeigt zwei Arme des Rheines (der breitere bei Kehl), auch die beiden Stiche van der Heydens 1613 zeigen die s-förmige Führung. Martin Zeiller (*Itinerarium Germaniae* 1638) bestätigt, daß früher die Krümmung noch stärker gewesen sei; ein Hochwasser hat



Die Rheinbrücke (mit der sichernden Brückenbastei) auf dem Merianstich von Straßburg 1644; erstaunlich starke Festungswerke lang vor der Vauban-Zeit. 2 = St. Johann zu den Hunden. Stauffenburg = heutiges Staufenberg bei Durbach. Der Rheingießen ist schön zu verfolgen. Auf ihm wurde auch Floßholz nach Straßburg gezogen.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl



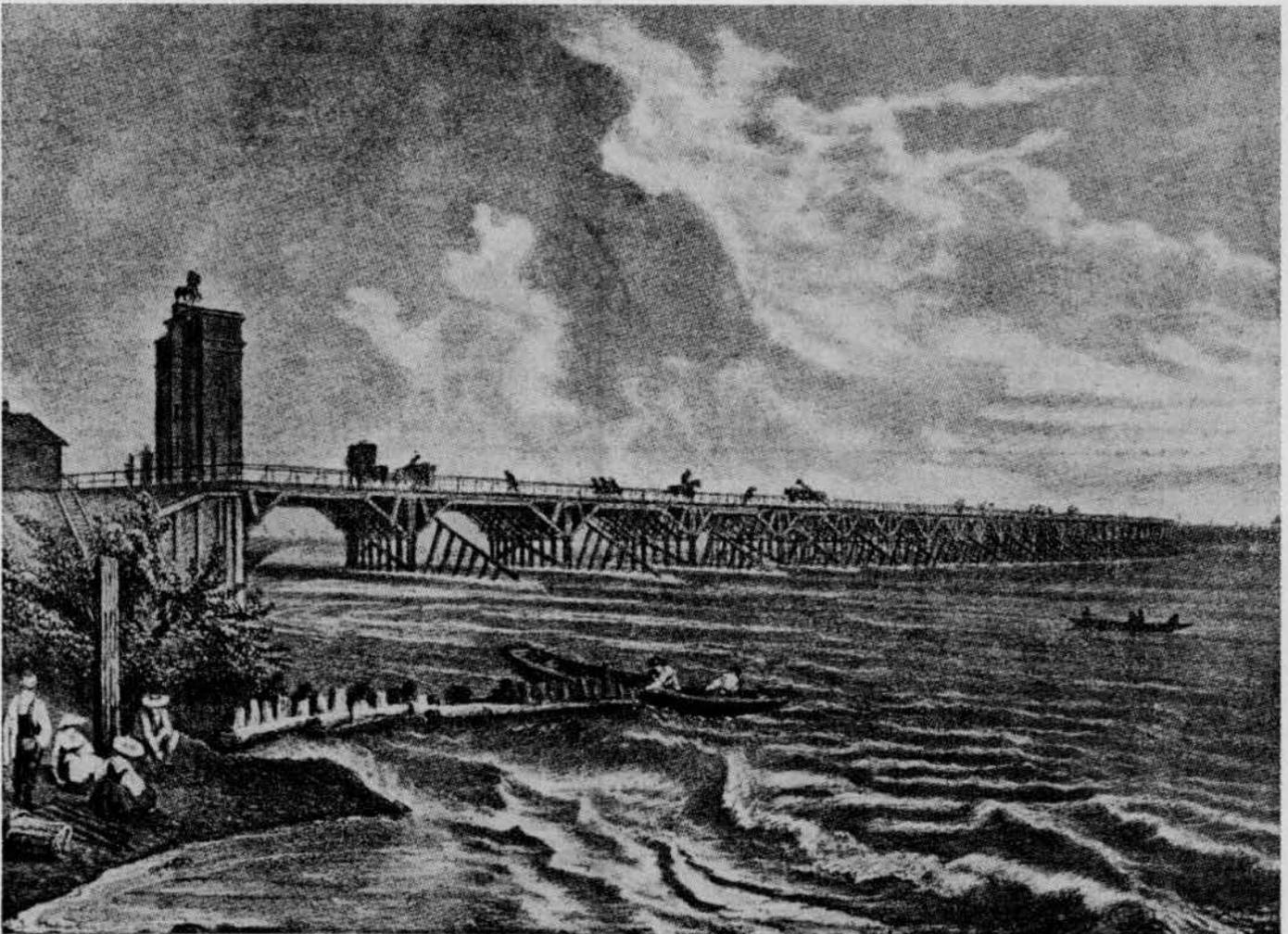
Straßburg und die Vauban-Festung Kehl 1773, eines der gewaltigsten Befestigungswerke jener Zeit. Stich von Matth. Seutter. Klischee: Stadtverwaltung Kehl

1566 zehn östliche Pfeiler weggerissen, bei der Instandsetzung wurde dieser Teil der Brücke mehr nach Norden verlegt, „also daß sie nicht mehr so krumm wie zuvor gewesen“. Sie bestand aus 66, nach 1621 aus 87 Jochen, der Abstand von Joch zu Joch betrug etwa 16 Meter; ein Joch hatte 8 Pfähle, diese waren mit einem Eichenbalken verbunden, tannene Balken waren quer gelegt, durch Flecklinge zusammengehalten. Teile der Brücke werden oft behelfsmäßig auf Schiffen und Booten, nicht immer auf Pfeilern gestanden haben. Bei einer Brückenbreite von nur 5,20 m waren Gewicht und Tempo der Fahrzeuge beschränkt; so durfte im 18. Jahrhundert das Höchstgewicht eines Fahrzeuges nur 60 dz betragen. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts besaß die Brücke keine Brustwehr, kein Geländer. Hochwasser rissen oft Teile weg.

Sebastian Brant (1458—1521) über die „Lange Bruck“

In seiner „Chronik über Teutschland“²⁾ (etwa 1515) schrieb Sebastian Brant, Straßburgs Syndikus, Kanzler und Humanist, den manche diplomatische Mission in die deutschen Lande geführt hat:

„zu Straßburg eyn l a n g e b r u c k /
ist durch veränderung und verschütung des Rheins schwär und kostlich
zu halten /
doch vast notdurfftig (notwendig) und nutzlich frembden und heymischen /
und dem gantzen land /
deßhalb da von nöten und auß keyserlicher freiungen /
eyn leidlich weggelt /
des sich billig niemandt weigern oder sperren solt /



Die Rheinbrücke Napoleons I. mit dem Triumphbogen 1806. Die Brückenkonstruktion ist zwar immer noch aus Holz, aber technisch viel stärker geworden.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

²⁾ Bei Hedio 1543 im 4. Band seines Werkes: „Eine außerlesene Chronik von anfang der Welt bis auff das iar 1539.“

nach gestalt der sachen / genommen wirdt /
dann es als vil als eyn ewiger pauw / daran zu halten /
ist die letst bruck des Rheins bis in den See.“

So gibt Sebastian Brant, der bereits die durchwanderten Landschaften mit den romantisch-ästhetischen Augen des modernen Reisenden wertet, in anschaulicher Weise mehr als einen chronikalischen Bericht. Wir hören auch die Stimme des Straßburger Stadtschreibers, der mit überzeugender Beredsamkeit weiß, die reichstädtischen Interessen zu vertreten, aber auch der Errichtung der Brücke eine nachträgliche moralische Begründung zu geben, ebenso der neuen Einnahmequelle (weggelt, zoll), die der Rat als Beitrag zu den Kosten der ständigen Instandsetzungsarbeiten rechtfertigt, eines Beitrages, „des sich billig niemandt weigern oder sperren solt“.

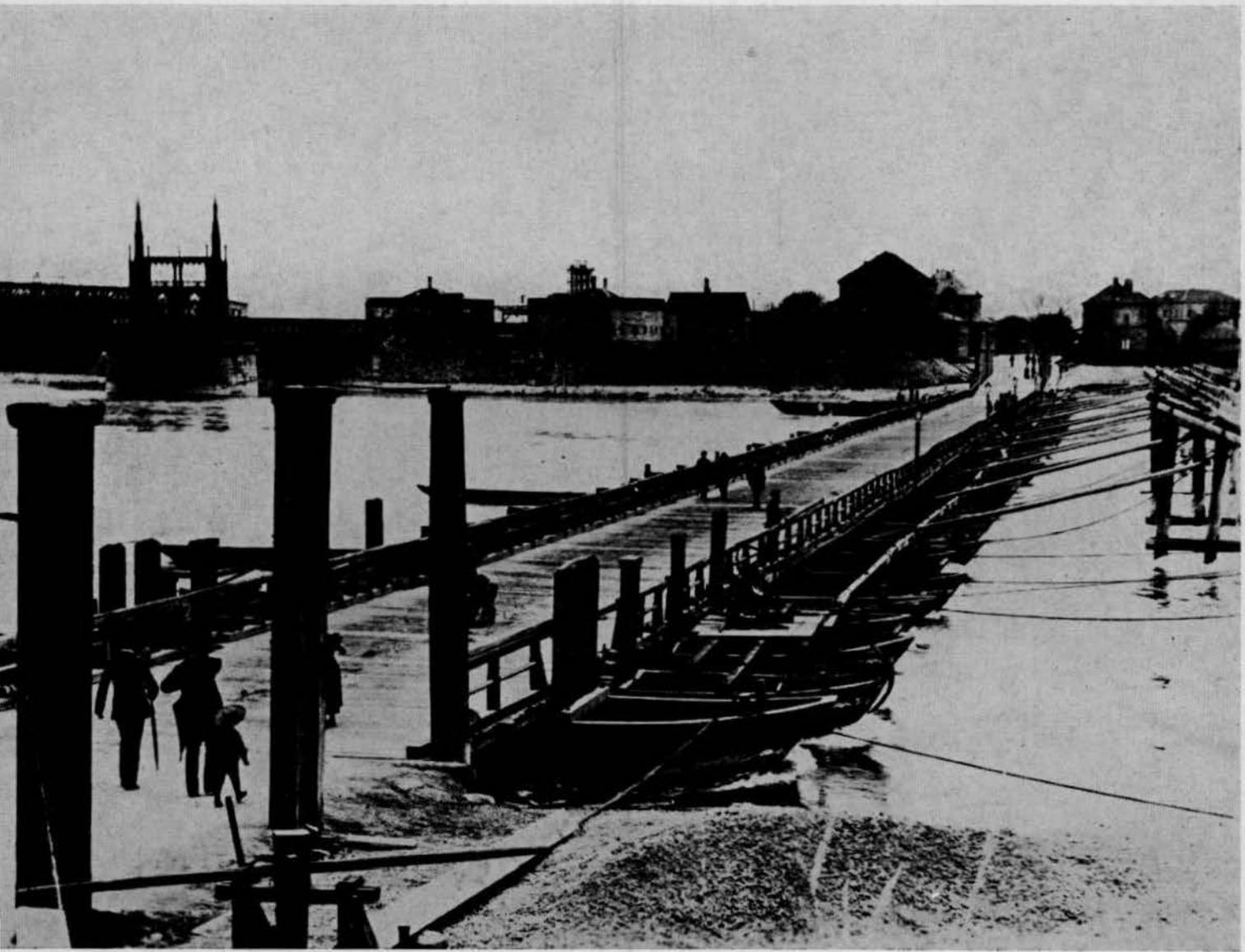
Brückengeld (weggelt) wurde erhoben

Das Z o l l h a u s befand sich auf den ersten Jochen des linken Ufers, den Dienst versahen zwei, später vier und fünf „Zoller“. Der Zugang zur Brücke führte durch das Z o l l h a u s (B r ü c k e n h a u s) und die spätere Z o l l s c h a n z e, wodurch der Verkehr, besonders an Markttagen (Freitag), gehemmt wurde. Die Zoller hatten das B r ü c k e n g e l d für Fußgänger, Reiter, Karch und Vieh und den Z o l l für Waren auf Wagen zu erheben. Befreit waren: Der Kaiser mit Gefolge, die Reichstagsmitglieder, der Bischof, die Domkapitulare, das Kapitel von Molsheim, hohe Beamte der Stadt, Leprosen (Aussätzig) und Bettler.

Dem bedeutenden W a r e n v e r k e h r v o n d e r O r t e n a u u n d d e m H a n a u e r l a n d nach Straßburg trug man Rechnung, indem die rechtsrheinischen Bauern einen niedrigeren Zoll zu entrichten hatten, wenn sie auf dem Markte verkauften. Ein ermäßigter Tarif galt bei Verbrauch in der Familie und bei Produkten eigenen Ursprungs (Holz, Stroh, Heu, Wein). Nachts war keine Passage, die Aufsicht oblag der Besatzung der Zollschanze.

Sicherlich waren die U n t e r h a l t u n g s k o s t e n beträchtlich; vollständige Unterlagen fehlen, es kann also nicht bestimmt gesagt werden, ob die Brücke ein Profit für die Stadt war. Es sind drei Tarife bekannt: Von 1390—1570 mußte für einen Fußgänger 1 Denar, für den Reiter 2, für einen Karch 4 und für einen Wagen 8 Denare entrichtet werden. Weil der Rhein breiter geworden war, erfolgte 1570 ein 50 %iger Aufschlag, den der Kaiser nach Umfrage bei den Nachbarfürsten genehmigte. 1606 verlangte Straßburg wegen der Verlängerung der Brücke einen 100 %igen Aufschlag, aber erst 1612 wurden 50 % gebilligt. Bald darauf wurde das Brückengeld erneut erhöht; die Ursachen waren: Geldabwertung und Preissteigerung im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges, besonders aber die Tatsache, daß Straßburg in diesen turbulenten Zeiten und in Wahrung seiner Neutralität seine Brücke durch Söldner (Schweizer) schützen mußte. Mit Zustimmung aller interessierten Fürsten wurden bis zur Französischen Revolution 1789 erhoben: 3, 7, 14 und 21 Denare.

In den 15 Jahren 1606—1620 ergab sich bei 64 000 livres Einnahmen und



Die Schiffsbrücke des 19. Jahrhunderts; die Pontons sind durch Anker und durch Seile festgehalten und untereinander verbunden; links die Eisenbahnbrücke (1861). Blick auf die Kehler Seite; starke, gemauerte Uferbefestigung.
Klischee: Stadtverwaltung Kehl

48 000 Ausgaben ein Überschuß von 16 000 livres. Ein anderes Jahr brachte doppelt soviel ein, als die Unterhaltung kostete.

„die letst bruck des Rheins bis in den See“

Noch 1632 schrieb Martin Zeiller: „Ist die letste Bruck, so über den Rhein gehet.“ Tatsächlich gab es vor 1661 unterhalb Straßburg keine Rheinbrücke mehr; in diesem Jahr baute Mainz und um 1725 Mannheim eine feste Brücke. Es fällt doch sehr auf, daß trotz der vielen, blühenden Stromstädte rheinabwärts bei doch stetiger Zunahme des Warenverkehrs auch quer zum Strome keine Brücke mehr entstanden ist. Wahrscheinlich waren in jener Zeit die Überbrückung des breiteren Stromes und die rasche Abwicklung des Fernhandels noch keine Notwendigkeit, da die Städte diesen durch den Stapelzwang und Niederlassungsbestimmungen ohnehin verlangsamten. Für die großen Rheinflöße war eine Brücke ein schweres Hindernis.



Die erste Eisenbahnbrücke (von 1861 bis 1944) auf vier Steinfeilern mit zierlicher Eisengitterkonstruktion und schlanken Türmchen; die Anschlußstücke zu den beiden Ufern sind die Drehbrücken. Rechts die Kehler Seite.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Umkämpfter Rheinübergang

Aus militärischen Gründen entstanden, brachte die Brücke der Stadt erhöhte strategische Bedeutung, die im 15. und 16. Jahrhundert noch gering war, weil das Elsaß sich im Verband des Reiches befand und nicht Kriegsgebiet war. Das änderte sich im Dreißigjährigen Krieg und in den Kriegen Ludwigs XIV. Die Heere der Großmächte standen sich im Elsaß gegenüber, wollten den Straßburger Rheinpaß in die Hand bekommen oder dem Gegner die Passage verwehren. Die Reichsstadt, die die Brücke wesentlich verstärkte, auf den Rheininseln Bastionen errichtete, suchte zu lavieren und ihre Neutralität zu wahren. Die Fürsten, voran der Bischof, bestätigten, daß die Stadt in diesen gefährlichen Zeiten viel für den so wichtigen Brückenkopf ausgab und daß es sich um eine dem Reiche treue Stadt handelte.

Als Richelieu und Gustav Adolf in den Dreißigjährigen Krieg eingriffen, gewährte Straßburg aus Sympathie für die evangelische Sache den Gegnern des Kaisers für 2 Jahre den Durchmarsch. Nach der Nördlinger Schlacht kehrt Straßburg jedoch zur Neutralität zurück. Die Kriegführenden schafften sich öfters Ersatz, indem sie an anderen Stellen des Oberrheins Schiffbrücken errichteten.

Im „Holländischen Krieg“ ließ Condé von Breisach aus durch Brandschiffe acht Joche verbrennen. Während dieses Krieges hatte die Stadt den Kaiserlichen mehrmals den Durchmarsch gewährt, den Franzosen nie. Als der Magistrat dem französischen Marschall Créqui den Übergang verweigerte, nahm dieser von Breisach aus Kehl ein und zerstörte die zehn östlichen Brückenjoche. Obwohl die

Kaiserlichen Kehl wieder eroberten, wurde es im Frieden zu Nimwegen 1679 — zwei Jahre vor Straßburg — französisch. Ludwig XIV. sicherte sich nun den wichtigen Rheinpaß durch den Bau der Vauban-Festung Kehl. Die Erbauer machten sich viele natürliche und künstliche Wasserläufe, über welche 13 Brücken führten, zunutze; die Kehler Festung war eine Insel-Festung. Nachdem nun Kehl und große Teile des Elsaß sich in französischer Hand befanden, war Straßburg, noch immer freie Reichsstadt, isoliert und eingekreist. Die gewaltsame Wegnahme Straßburgs wurde 1681 mitten im Frieden vollzogen. Am Tage nach seinem Einzuge in Straßburg besichtigte der Sonnenkönig die schon seit einem Jahre im Bau befindliche Festung Kehl. Straßburg und der „Brückenkopf“ wurden durch zwei Forts auf Rheininseln und durch die Errichtung der Vauban-Zitadelle Straßburg (zwischen der Stadt und dem Rheine) militärisch gesichert. Diese außerordentlich starke Sicherung des Rheinüberganges zu beiden Seiten des Rheines wollte wohl Marschall Villars kennzeichnen, als er die Kehler Festung als die damals wichtigste und stärkste Festung Europas bezeichnete. Zusätzlich wurde damals die französische Herrschaft am Oberrhein durch die Festungen Breisach,



Inbetriebnahme der Eisenbahnbrücke am 6. April 1861 in Kehl; jedermann wollte diesen historischen Augenblick erleben. Die Trachten, vor allem die Kopfbedeckungen, sind reizvoll. Die Eisenbahn noch in der ersten Entwicklung. Heute von diesen Bauten nur noch der Bahndamm vorhanden.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Freiburg und Fort Louis gesichert. Im Frieden zu Ryswick 1697 mußte Frankreich alle rechtsrheinischen Befestigungen zurückgeben.

So hat die „lange Bruck“ im Kriegstheater am Oberrhein eine große Rolle gespielt, weniger durch die Heere, die sie überquert haben, als durch die Furcht, sie in der Feinde Hand zu sehen. Rhein und Brücke bilden nun nach 1697 in vielen Jahrzehnten politisch und militärisch Frankreichs Ostgrenze.

Stadt an den Straßen

Das Rheintal als Nord-Süd-Weg ist die große Handelsachse des Elsaß. Aber auch eine sehr wichtige europäische Ost-West-Route, die Nordfrankreich mit Süddeutschland verbindet, verläuft über Straßburg.

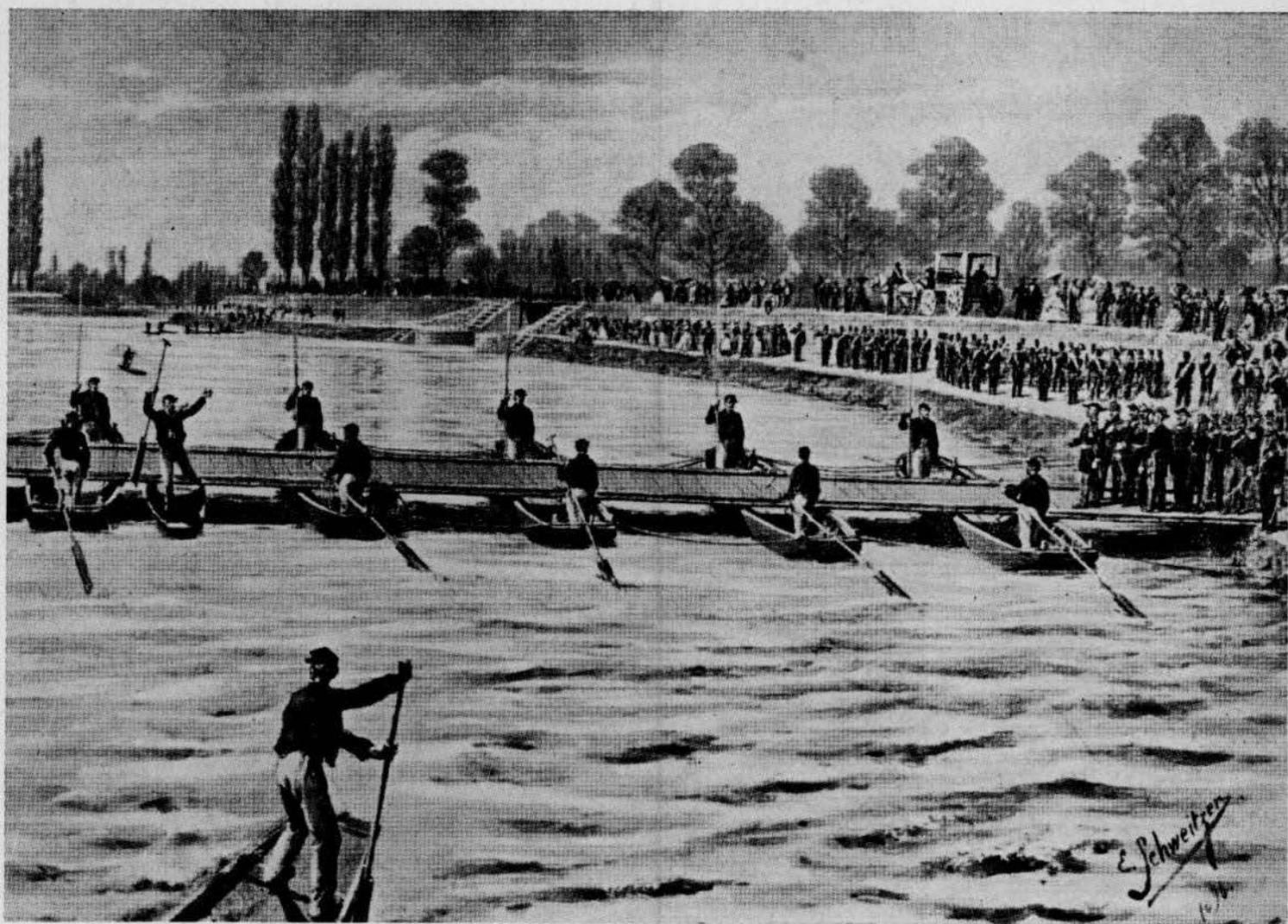
Rechtsrheinisch führen vier Straßen von der Brücke über Kehl ab:

1. nach Frankfurt über Lichtenau. Der Verkehr Schweiz—Frankfurt führte oft auch über die Straßburger Brücke, da in Kriegszeiten das linke Ufer oft sicherer war.
2. ins Kinzigtal nach Rottweil und Schaffhausen, Konstanz, Tirol.
3. Kehl, Bergstraße (am Rand der Vorberge), Durlach, Pforzheim, Cannstatt, Ulm, Augsburg.
Diese Strecke brauchte keine größere Steigung überwinden.
4. ins Renchtal nach Kniebis—Freudenstadt—Ulm—Augsburg.
Diese Straße weist eine hohe Steigung auf und war, besonders im Winter, meist unpassierbar.

Salz von Bayern für Schwaben und den Schwarzwald kam über Ulm—Reutlingen—Eßlingen, dann fuhren diese Wagen ins Elsaß und holten dort Wein als Rückfracht für Ober- und Niederbayern. Der Warenverkehr von Straßburg nach Nürnberg vollzog sich über die Brücke oder über das Unterelsaß—Frankfurt. Durch Überschwemmungen, Schnee, Vereisung und Kriege gab es auf mehreren Strecken oft Schwierigkeiten.

Mittelbaden versorgt Straßburg

Die Bauern des rechtsrheinischen Hanauerlandes lieferten nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Hanf, Flachs, Brenn- und Bauholz, Reisig, Heu und Stroh, Docht (Zunder), Flechtwerk, Garn, Gerberlohe, Pech und Harz, Holzkohle, Häute und Glas. Für die „Hanauer“ war Straßburg der einzige Markt, an welchem sie verkauften, während die „Östreicher“ (die Bewohner der östr. Landvogtei Ortenau) Offenburg und Gengenbach, die „Markgräfler“ (die Bauern der Markgrafschaft Baden-Baden) Rastatt, Baden und Bühl als Märkte besaßen. Selbst in Kriegszeiten benötigten daher die Bauern des Hanauerlandes und der Ortenau beim Verkauf ihrer Erzeugnisse in Straßburg und die Bürger der Stadt, die sich zu ihrem Eigentum über den Rhein begaben, keinen Paß.

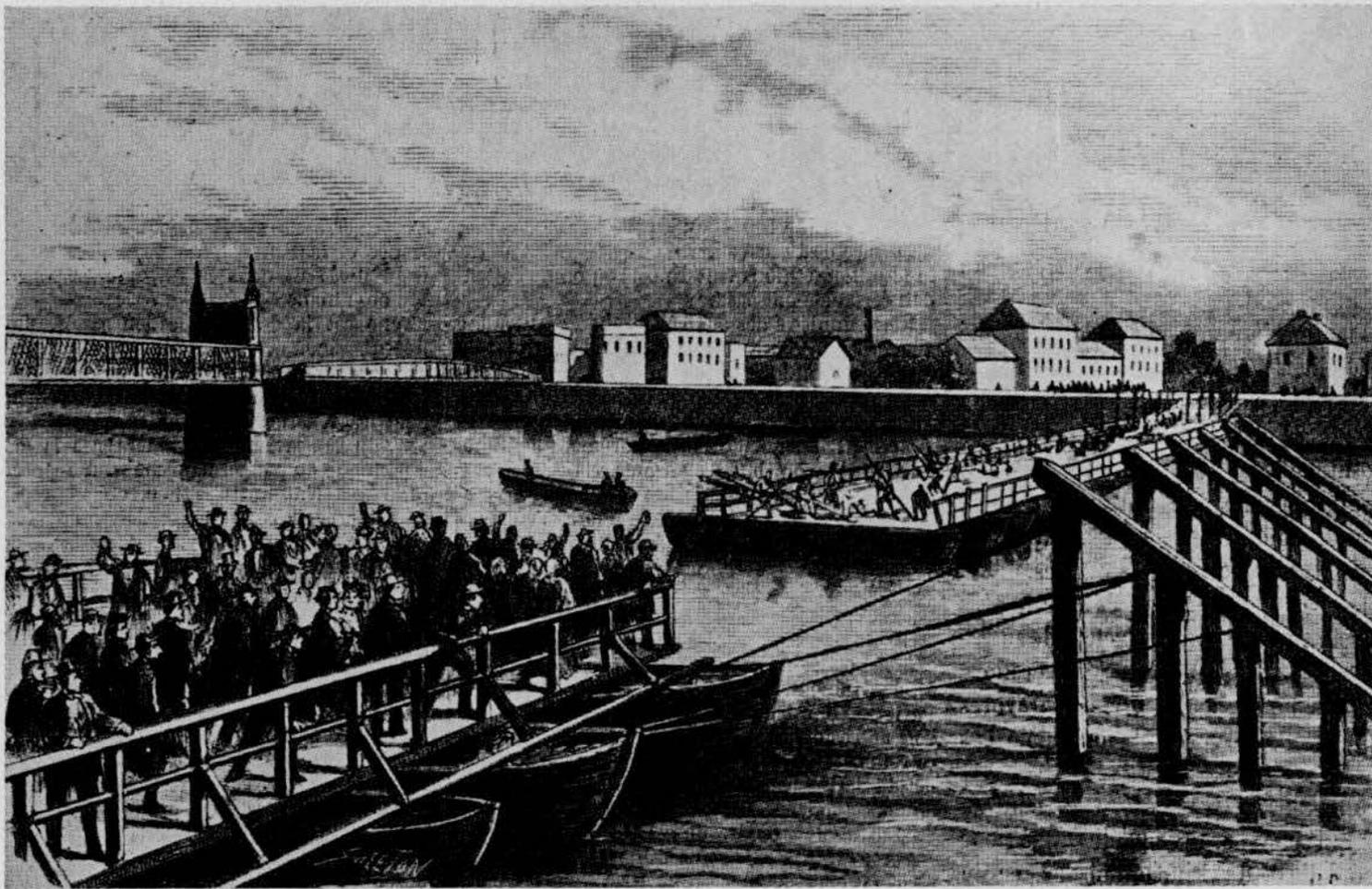


Deutsch-französische Zusammenarbeit vor 1870. Französische und badische Offiziere schreiten bei einem Brückenmanöver über eine von Pionieren gebaute Schiffsbrücke bei Kehl. Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Holz und Vieh kamen aus rechtsrheinischen Gebieten

Straßburg, das immer einen großen Bedarf an Holz, besonders an Tannen und Eichen, hatte, bezog Brennholz, Bauholz und Holzkohle bis ins 18. Jahrhundert fast ausschließlich aus dem Schwarzwald und nicht aus den Vogesen, wo die Arbeitskräfte rar und die Transportwege damals noch schlecht waren. So ist, vom Straßburger Magistrat bezeugt, selbst noch 1769 alles Tannenholz nicht nur für Straßburg, sondern auch für Benfeld, Hagenau, Zabern und Molsheim aus dem Schwarzwald gekommen. Auch die französische Wasser- und Straßenbau-Verwaltung kaufte Holz in Kehl. Da Straßburg durch den Rheingießen unmittelbar „am Rheine“ lag, wurde zum Transport des Holzes oft der Wasserweg benutzt. Brennholz kam aus den nahen Orten und dem vorderen Kinzigtal, Bauholz, meist über die Brücke, aus dem mittleren und oberen Kinzigtal. Die Schwarzwälder lieferten ferner Uhren, Glas und Papier.

Über die Brücke kam aus Baden, aber auch aus Schwaben und Bayern, viel Vieh (Pferde, Rinder, Schafe, Schweine). Der Schlachthof Straßburg erhielt 1786 Vieh im Werte von 1560000 livres über die Brücke, es wurde bis Paris verkauft. 1788 lieferte allein die Markgrafschaft Baden 5000 Ochsen, Franken



Der erste Mobilmachungstag: 16. Juli 1870. Badische Pioniere brechen den deutschen Brückenteil der Schiffsbrücke ab und führen ihn stromabwärts. Die Drehbrücke bei der Eisenbahnbrücke (links) ist bereits abgedreht.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

ebensoviel. 1840 kamen 15 000 Ochsen über die Kehler Brücke. Noch weit ins 19. Jahrhundert hinein brachten schwäbische Schäfer Vieh in Herden über den Kniebis nach Straßburg.

Straßburg — das oberrheinische Wirtschaftszentrum

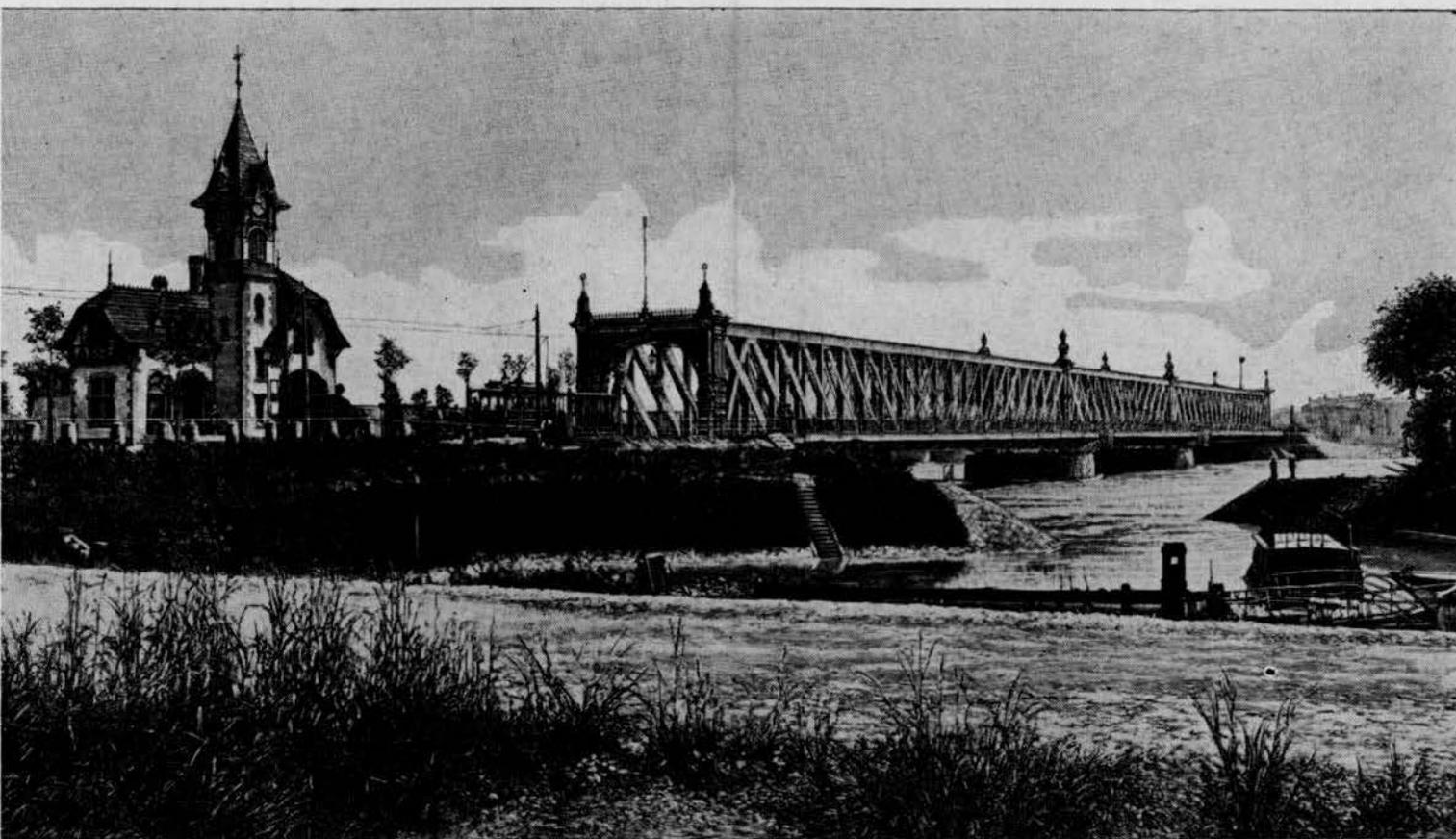
Es war eine Stadt (rittlings über den Rhein) „à cheval sur le Rhin“. Von beiden Seiten hat es Lebensmittel und Rohstoffe bezogen, nach beiden Seiten Produkte seines Gewerbefleißes und Waren anderer Länder gesandt. Sie ist das große oberrheinische Wirtschaftszentrum zwischen Schwarzwald und den Vogesen, für die Bewohner Mittelbadens „die Stadt“ schlechthin gewesen. Dies hat sich auch nicht geändert, als sie 1681 französisch wurde, behielt sie doch — in der „Kapitulation“ feierlich bestätigt — die verbindende Brücke und die Autonomie im Handel. Im Laufe des 18. Jahrhunderts, in den 60 goldenen Friedensjahren 1736 bis 1796, haben sich in Kehl Geschäftsleute und Gewerbetreibende niedergelassen, so daß Markgraf Karl Friedrich von Baden dem in der Festung Kehl entstandenen Gemeinwesen 1774 die Stadtrechte verleihen konnte.

Straßburgs Glockengießer, Geschützigießer und Schlosser waren weithin berühmt. Der elsässische Wein war weit über Süddeutschland hinaus begehrt. Im

17. und 18. Jahrhundert wurde elsässischer Tabak nach Frankfurt, Schwaben, Bayern, ja bis Moskau geliefert. Straßburger Kaufleute vermittelten französische Luxusartikel und Kolonialwaren (Zucker, Kaffee) nach Deutschland. 1786 kamen über die Brücke 26 % der in Straßburg eingetroffenen, 36 % der abgesandten Güter. Der Nahverkehr übertraf den Fernverkehr.

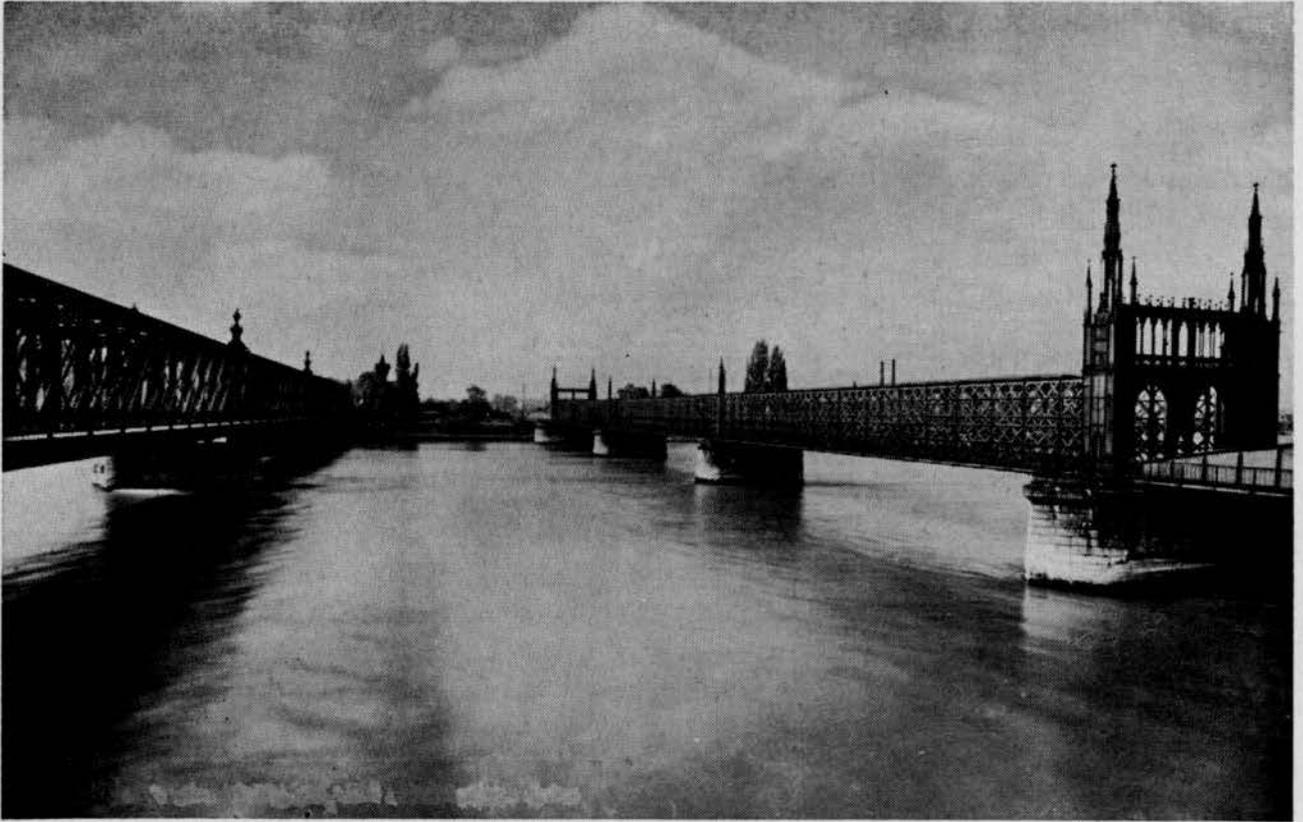
Die Brücke wird kürzer

Am Anfang des 18. Jahrhunderts betrug der kleinere Teil der Brücke 310 m, der größere 440 m. 1772 wurde die Brücke dadurch verkürzt, daß das Lange Wörth durch Einbeziehung einer großen Sandbank nach Osten zur „Sporeninsel“ verbreitert wurde. In den Kriegen der Französischen Revolution und Napoleons spielte der Rheinübergang bei Kehl eine wichtige Rolle. Immer wieder ist die zum Teil zerstörte Brücke wiederhergestellt worden; die Kriegführenden haben sich oft an anderen Stellen den Übergang erkämpft. Napoleon ließ eine feste Holzbrücke erstellen, längere Zeit stand ein Triumphbogen mit dem Reiterstandbild des Kaisers am linksrheinischen Brückeneingang.



Die Straßenbrücke von 1897 bis 1944 in der damals noch erforderlichen Hochkonstruktion mit dem „Oktroi(= Zoll)-Häuschen“ auf der Straßburger Seite; die elektrische Straßenbahn verband Kehl mit Straßburg.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl



Straßenbrücke und Eisenbahnbrücke bis 1940.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

1815—1897 Schiffbrücke

Eine solide Schiffbrücke vermittelte in dieser Zeit den Verkehr. Die Brückenlänge betrug 1834 350 Meter, seit 1850 nur noch 250 Meter. Die Tullasche Rheinkorrektur, die den Strom in ein Bett zwang, gab ihm hier diese Breite. In diesen Friedensjahrzehnten konnte die Brücke — trotz der Grenzziehung — ihre wahre Aufgabe erfüllen: die Menschen, ihre Gedanken und ihre Erzeugnisse zusammenzuführen. In der Biedermeierzeit und besonders noch in den 60er Jahren hat die Brücke mitgewirkt, zwischen Deutschland und Frankreich gute nachbarliche Beziehungen zu schaffen, die weitgehend frei von Vorurteilen und Ressentiments waren.

Die Eisenbahnbrücke 1861

Mit der Fertigstellung der Eisenbahnbrücke Straßburg—Kehl (etwa 150 m unterhalb der Straßenbrücke) wurden das deutsche und das französische Eisenbahnnetz, Paris und Wien verbunden. Als bei der Eröffnung die eine (militärische) Drehbrücke zur Probe abgedreht wurde, gab der Präsident der französischen Ostbahngesellschaft, Perdonnet, der Hoffnung Ausdruck, daß die Drehung an diesem Tage zum ersten und letzten Male ausgeführt worden sei. Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung: nach der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen 1870 wurde der drehbare Teil dieser Gitterbrücke von badischen Pionieren gesprengt,

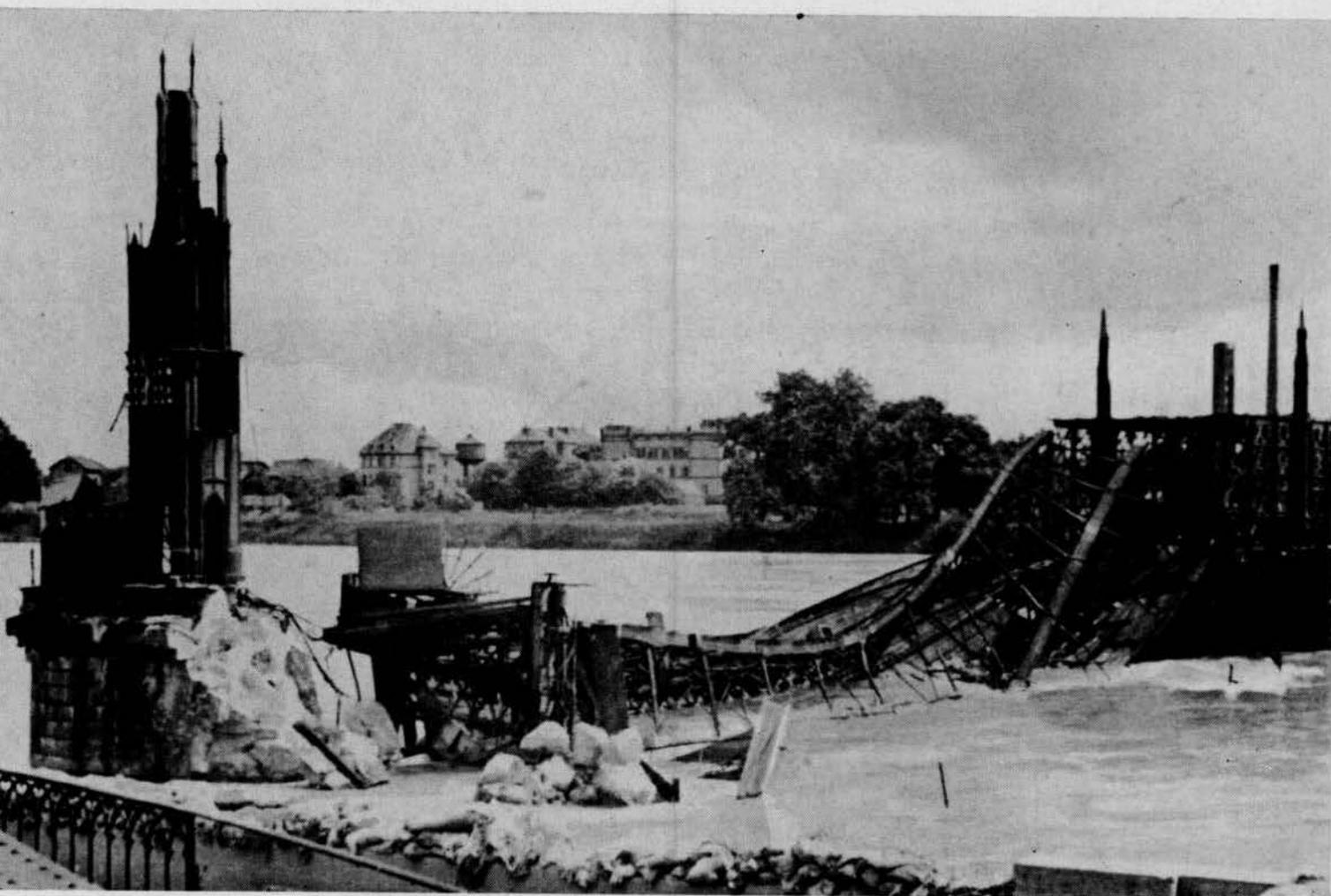
nachdem diese den deutschen Teil der Schiffbrücke abgebrochen und weggeführt hatten.

1897: neue Straßenbrücke

Die Rückkehr des Elsaß zum Reich 1871 brachte beiden Brücken eine größere Bedeutung. Beträchtlich entwickelte sich der Nah- und Fernverkehr. Die Straßburger fuhren ins Hanauerland, ins Renchtal und in den Schwarzwald, für die Bewohner Mittelbadens wurde Straßburg wieder — wirtschaftlich und kulturell — die Stadt. Mit einem Fackelzug feierte man 1875 die Aufhebung des Brückengeldes, das zuletzt pro Person 1½ Kreuzer betragen hatte.

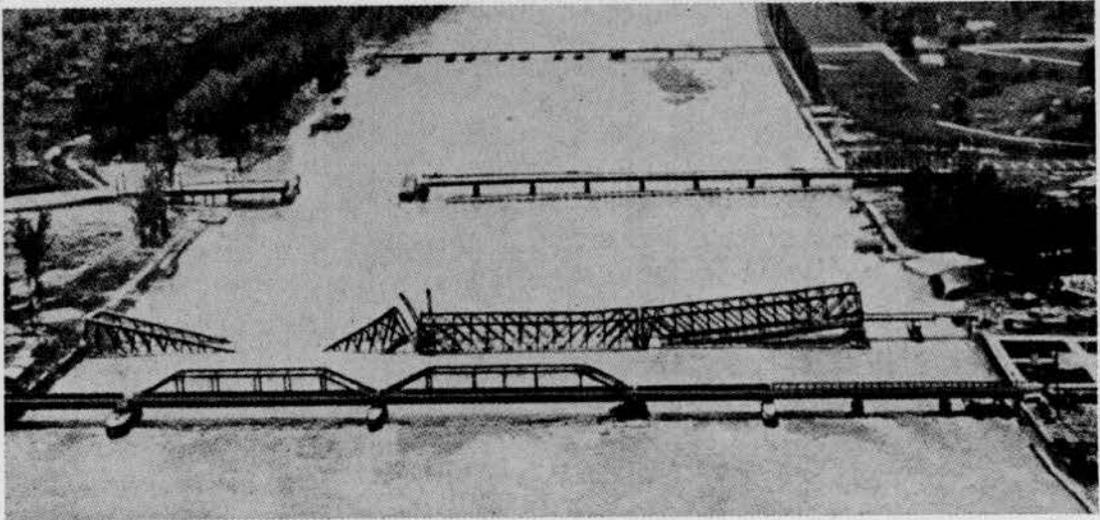
Die Schiffbrücke war dem Verkehr nicht mehr gewachsen: 1897 wurde sie durch eine feste Straßenbrücke von 7,80 m Breite und zwei Gehwegen ersetzt. Zwei Jahre später fuhr Straßburgs elektrische Straßenbahn bis in die Stadtmitte Kehls.

Nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages 1919 wurde Frankreich alleiniger Besitzer der beiden Brücken. Zwischen den beiden Weltkriegen nahm die



Von französischen Truppen im Januar 1940 gesprengter westlicher Pfeiler der Eisenbahnbrücke.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl



Die Rheinbrücken im Juli 1946. Im Vordergrund die Eisenbahnbrücke, dann die gesprengte Straßenbrücke, dann die Holzbrücke auf Pfeilern, schließlich die militärische Behelfsbrücke auf Kähnen.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Oberrheinschiffahrt von Kehl—Straßburg nach Basel, besonders durch die 1929 begonnene Rheinregulierung Kehl—Istein, sehr zu. Die für die Oberrheinschiffahrt so notwendige Höherlegung der beiden Brücken erfolgte in jener politisch erregten Zeit nicht.

Im 2. Weltkrieg wurden beide Brücken mehrmals zerstört

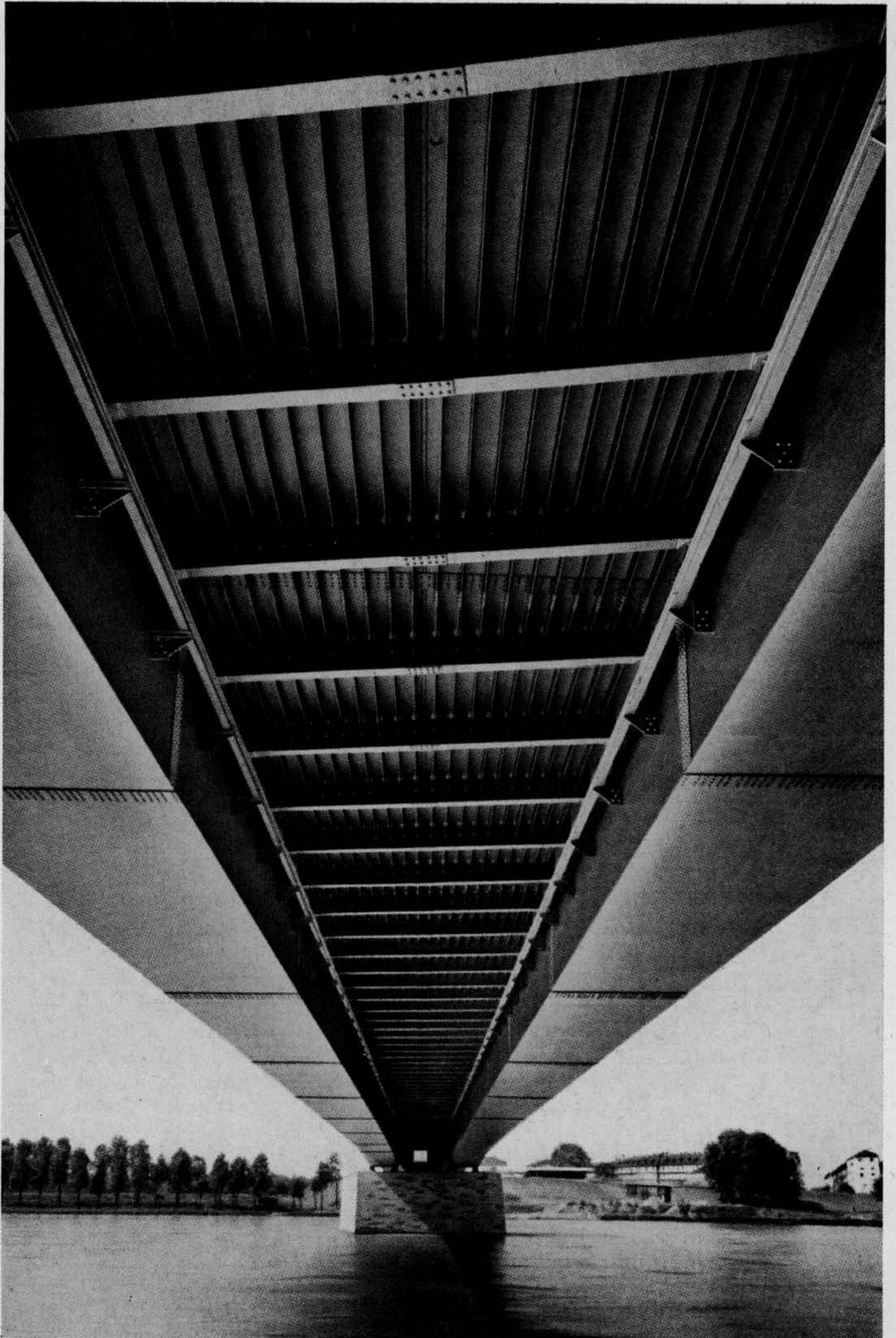
Das Oberrheintal erlebte alte Schicksale wieder: die Maginot-Linie und der Westwall verwandelten die Rheinlandschaft und die Brückenübergänge in ein



Die drei Rheinbrücken im Juni 1951; wieder benutzbar.

Klischee: Stadtverwaltung Kehl

Die Stahlbetonbrücke des 20. Jahrhunderts (1960), das technische Wunderwerk unserer Zeit mit nur einem einzigen Pfeiler im Strombett; Brückenuntersicht in technische Einzelheiten. *Klischee: Stadtverwaltung Kehl* →



Festungsgebiet, das einst wirtschaftlich (und kulturell) blühende Land drohte „Niemandland“ zu werden. Mit der Evakuierung der Bevölkerung zu beiden Seiten des Rheines begann hier der zweite Weltkrieg. Französische Truppen sprengten im Januar 1940 den westlichen Pfeiler der Eisenbahnbrücke und im Juni 1940 den Mittelpfeiler der Straßenbrücke, welche in den Rhein sank. 1942 war sie wieder instand gesetzt. In der Zwischenzeit war als erste, nur für militärische Zwecke bestimmt, eine Ponton-Brücke (die 1937 in Speyer abgebaut worden war) 700 m stromaufwärts errichtet worden. Am 7. Oktober 1940 wurde — etwa 150 m oberhalb der zerstörten Straßenbrücke — eine Pfahlbaubrücke aus Holz fertiggestellt. So standen 1942—1944 zwei Straßenbrücken für den militärischen und zivilen Verkehr zur Verfügung. Auch die Eisenbahnbrücke konnte bald wieder benützt werden.

Nach dem Einmarsch der alliierten Truppen in Straßburg am 23. November 1944 sprengten deutsche Truppen die Straßen- und die Eisenbahnbrücke und brannten die Holzbrücke teilweise nieder. Bald nach der Besetzung Kehls durch französische Truppen im April 1945 wurde eine Schiffbrücke erstellt, 1946 war die Holzbrücke instand gesetzt.

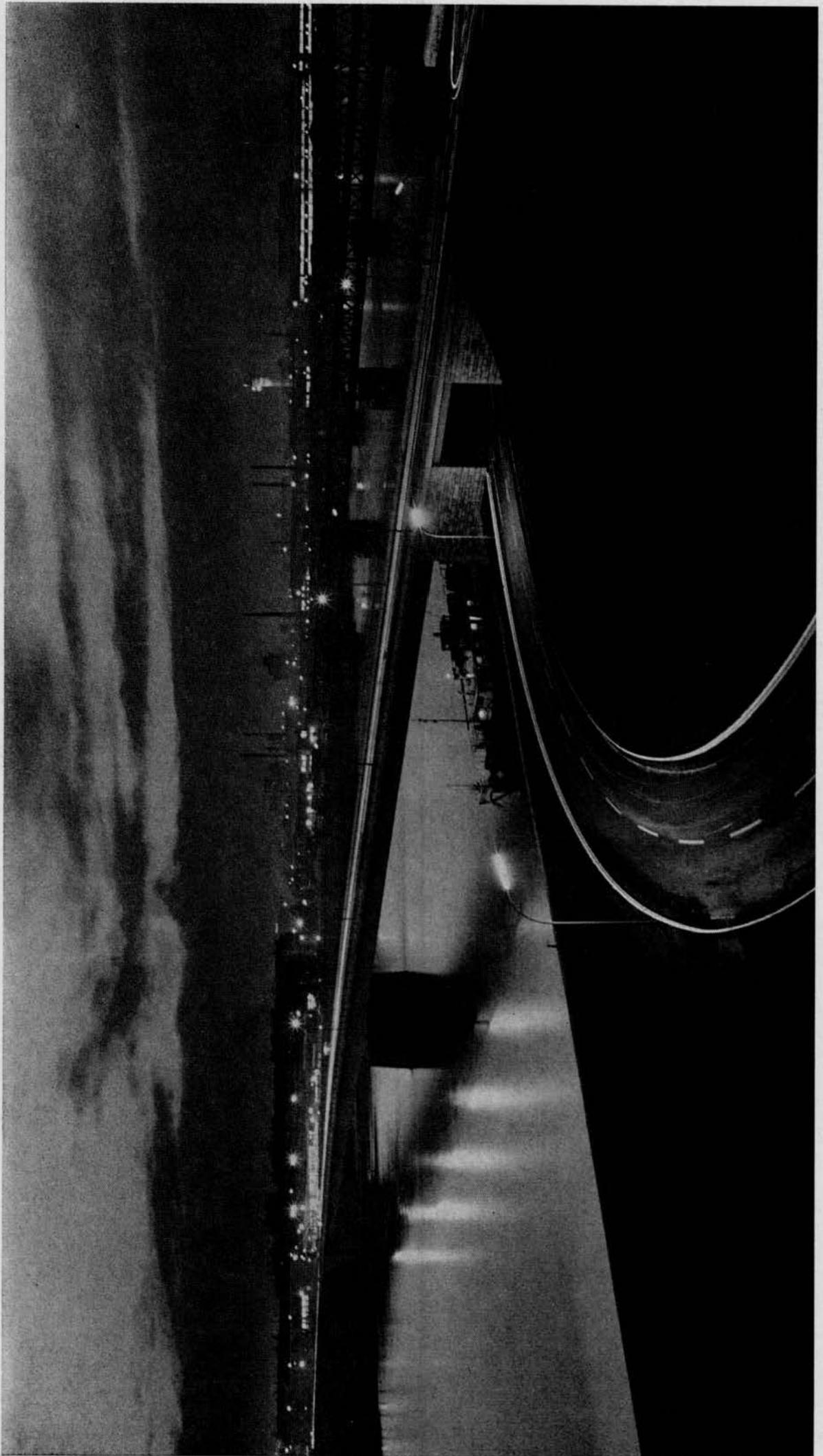
Die Wiederherstellung der Straßenbrücke bereitete damals große Schwierigkeiten. Wegen der hohen Kosten ließ man den Plan, eine neue Metallbrücke zu bauen, fallen. Statt dessen entschloß man sich, eine „halb-definitive“ Brücke zu errichten. Diesmal waren es beide Staaten, welche die Arbeit in Angriff nahmen. Man setzte — unter Benützung der bisherigen Fundamente — 2 halbe Brücken, die in ihrer Breite unterschiedlich waren, zusammen. Am 12. Juni 1951 wurde diese „neue“ alte Straßenbrücke wieder in Betrieb genommen. Die Holzbrücke war nun überflüssig geworden.

Alliierte Pioniere haben schon im Juli 1945 die Eisenbahnbrücke behelfsmäßig und eingleisig instand gesetzt. Den Wünschen der Schifffahrt trug man Rechnung, indem man die neue Eisenbahnbrücke (21. August 1956) bereits um 70 cm höher legte. Sie wird um weitere 2,60 m gehoben werden, um die Schifffahrt auch bei Hochwasser zu ermöglichen. Dies kann aber erst dann verwirklicht werden, wenn der neue Personenbahnhof (der bisherige lag sehr nahe am Rhein) und der Rangierbahnhof fertiggestellt sind.

Die Zentralkommission für die Rheinschifffahrt hatte die Genehmigung zum Bau der 1951 fertiggestellten Straßenbrücke erst erteilt, nachdem Frankreich und Deutschland den Bau einer um 3,30 m höheren Brücke zugesagt hatten. Die Einhaltung dieser Verpflichtung machte ein anderer Umstand zur dringenden Notwendigkeit: Die starke Motorisierung und der zunehmende Durchgangsverkehr — Kehl zählt zu den wichtigsten Grenzübergängen der Bundesrepublik (auch nach Spanien, Belgien, Niederlande und England) — erforderten eine großzügige Lösung. Diese neue vierspurige Straßenbrücke machte auf beiden Stromseiten

Die Lichter der Europabrücke von 1960 lassen keine Grenze zwischen den Ländern erkennen. Der Gedanke an Europa erhellt die Nacht. Hier ist der Rhein, der Schicksalsstrom des Abendlandes, zur Lebensader einer neuen Völkergemeinschaft geworden. Vergleichen Sie dazu noch das Bild im Jahresband 1963, Seite 12. →

Klischee: B. Seibert GmbH., Saarbrücken



umfangreiche Straßenbauten notwendig. Sie ermöglicht eine flüssige Abfertigung der Fahrzeuge. Unter freudiger Teilnahme der deutschen und französischen Bevölkerung wurde sie am 23. September 1960 als „Europa-Brücke“ dem Verkehr übergeben.

Schrifttum

- A m m a n n, H e k t o r, Von der Wirtschaftsgeltung des Elsaß im Mittelalter. Lahr 1955.
- A p e l l, F. v o n, Geschichte der Befestigung von Straßburg i. E. vom Wiederaufbau der Stadt nach der Völkerwanderung bis 1681. Straßburg 1902.
- A u b i n, H e r m a n n, Die Rheinbrücken im Altertum und Mittelalter, Rheinische Vierteljahrsblätter, 1937, S. 111—126.
- B e i n e r t, J., Die Straßburger Rheinfähre im Mittelalter, ZGO, 1906, S. 390 ff.
- , Geschichte des badischen Hanauerlandes, unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909.
- B l u m, O., Geschichte des Zollwesens der Stadt Straßburg im Mittelalter. Diss. phil. Freiburg (nicht gedruckt) 1923.
- Chroniken der deutschen Städte, Bd. 8 und 9, Closener und Königshoven. Herausg. K. H e g e l. Erlangen 1870/71.
- E h e b e r g, K.-T h., Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Straßburg bis 1681. Nur: Urkunden und Akten, Straßburg 1899.
- G o e h n e r - B r u m d e r, Geschichte der räumlichen Entwicklung der Stadt Straßburg. Straßburg 1935.
- K r ü g e r, H., Brücke, Fähre und Zoll im Rheinstromgebiet um 1500, nach Sebastian Brant. Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 1943, S. 127—156.
- M o n e, F. J., Das Rheinfahr bei Kehl. ZGO 1864, S. 129—139.
- R u s c h, O t t o, Geschichte der Stadt Kehl und des Hanauerlandes. Kehl 1928.
- S c h u l t e, A l o y s, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. Leipzig 1900.
- S i l b e r m a n n, J. A., Local-Geschichte der Stadt Straßburg. Straßburg 1775.
- S t e n z e l, K., Die Politik der Stadt Straßburg am Ausgange des Mittelalters in ihren Hauptzügen dargestellt. Straßburg 1915.
- U n g e r e r, J., Le Pont du Rhin à Strasbourg du XIV^e Siècle à la Révolution. Strasbourg 1952.
- W e n t z k e, P., Der Straßburger Rheinpaß im Holländischen Krieg. Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 1937, S. 126—180.
- W e r n e r, R., Les Ponts et Chaussées de l'Alsace en 18^e siècle. Heitz, Straßburg 1929. Collection des Etudes du Droit et des institutions de l'Alsace.

Sitte und Brauch im Volksleben des Landkreises Bühl

von Friedrich K o b e r

Erster Abschied vom Elternhaus

Die Freude der Eltern beim Festmahl des Weißen Sonntags war beschwert durch mehrere Abschiede: Sechs Jahre lang hatte das schulpflichtig werdende Kind sonderlich der Mutter fast allein gehört, dann hatte sie es Tag für Tag durch acht Jahre in die Obhut der Schule geben müssen. Und jetzt verließ das Kind das Elternhaus, um eine meist auswärtige Handwerks- oder kaufmännische Lehre anzutreten oder in sonst einen Dienst zu gehen. Das war für Mädchen schon eine recht große Sorge. Nicht ohne Grund war daher der Montag nach dem Weißen Sonntag fürs ganze Dorf ein freier Tag. In Neusatz backte die Mutter dem scheidenden Kind als letzte Mahlzeit einen Eierkuchen, in dessen Teig sie ein Stäublein Kehrlicht gerührt hatte: Kehrlicht haftete an den Schuhsohlen, er würde das Kind über alle Wege auch wieder heimführen. Zu völliger Sicherheit mußte es das Hemd verkehrt, mit dem Rückteil nach vorn, anziehen; so schaute die Herzseite auf der Wanderschaft zurück zum Elternhaus, das scheidende Kind behielt es im Auge in der Fremde.

Der erste Schultag

Die in Neusatz schulpflichtig gewordenen Kinder wurden von den größeren spöttisch als „S a m e n“ bezeichnet und auf dem ersten Schulgang mit gelind sein sollenden Püffen „zum Eingewöhnen“ bedacht. In der ersten Pause regnete es dann derartige Liebkosungen. Die Lehrer konnten die Augen nicht überall haben, da versteckte sich ein kinderreicher Vater und stellte mit einer Wiede den Brauch ab.

Doch fanden sich insbesondere die Buben bei den Schulgängen in Regen und Schnee zu ritterlichen Taten zusammen: sie nahmen die aus durchlässigem Stoff genähten Schultaschen der Mädchen in ihre wasserdichten Ranzen aus Leder, Blech oder Holz. Im Winter wurden den hölzernen Ranzen Schlittenkufen angeschraubt, und jauchzend fuhren die kleinen wie auch — erst recht — die großen Mädchen mit ihren Rittern zu Tal.

In den Orten der Ebene stakten die Schulkinder über die zugefrorenen Wasserläufe zur Schule, zur Kirche und zu Botengängen.

Der erste Mai

In Oberachern leiteten die Burschen den ersten Maiensonntag durch einen frühmorgendlichen Ritt in den Wald ein und spendeten dann ihren Mädchen und den Angehörigen Maiblumensträuße und jungfreudiges Buchengrün.

Die Sasbacher Jugend stieg beim ersten Morgengrauen über dem Mummelsee zur Grinde hinauf, um die Maiensonne zu grüßen. Bis zum Beginn des Gottesdienstes waren alle wieder daheim.

Wasser, Luft und Morgentau galten (lange vor Sebastian Kneipp) im Mai als besonders heilsam beziehungsweise vorbeugend, daher stammt wohl die Bezeichnung „Mai-Tour“ für diese frühmorgendlichen Ausflüge.

Pfingsten

In den meisten Orten der Rheinebene veranstalteten die Burschen an Pfingsten eine Art Tournier mit ihren Rossen. Wer sich in Hildmannsfeld daran beteiligen wollte, mußte eine Treibschnur (Vorfach der Geißel) spenden. Mit diesen Schnüren verzierte der Vorreiter seinen Binsenhut und ritt dann zum Wettrennen an. Die anderen in Linie aufgestellten Reiter ließen ihm 30 bis 40 Schritte Vorsprung und jagten ihm dann auf ein von ihm gegebenes Zeichen nach. Der ihn überholende Reiter erhielt als Siegespreis den Binsenhut.

Vom Pfingstritt in Moos war um die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein nicht gerade feiner Spruch übriggeblieben:

Ich komme von Sichen und von Sachsen,
Wo die schönen Mäd'el auf den Bäumen wachsen.
Man kauft sie billig und wohlfeil,
Sieben Dutzend auf ein Strohseil!

In den Gebirgsorten feierten die Hüterbuben das Pfingstfest durch einen Wettlauf nach dem Weideplatz: Der Zugang zu diesem Feld in Neusatz war ein un gepflegter, schmaler Weg durch sorgfältig eingezäuntes Wiesenland. Ein üppig ausgestattetes Frühmahl anstatt der sonst üblichen Brotsuppe wartete eines jeden der Hüterbuben. Wer an diesem Morgen des ersten Pfingsttags die Augen zu spät ausrieb oder sich am Frühmahl zu ausgiebig erlustierte, kam bei dem streng überwachten Auftrieb zu spät. Der Erste am Platz wurde durch die Bezeichnung „Frühspitz“ geehrt. Der Letzte mußte mit seiner Herde durch den Dreck des vorangegangenen Viehes waten und erhielt dafür den Ehrentitel „Pfingstdreck“. Des zum Zeichen wurde er in alte Weiberkleider gesteckt. Neben dem Spott der Dorfjugend über das „Ehrenkleid“ war beim Eintreiben am Abend das Rufen des Ehrentitels „Pfingstdreck! Pfingstdreck!“ das Schlimmste. In Eisental gab es für den Pfingstdreck noch ein beschämendes Nachspiel: er mußte im nachschleppenden Rock einen Tanz versuchen und dabei sprechen:

Pfingstdreck im Oberland, Ungerland (Unterland),
Gi(b) mer e' Stückle Speck in d' Hand,
Net so groß, net so klei(n),
Daß es geht in de(n) Sack hinei(n)!

Die Neusatzecker Kinder verspotteten ihn noch mit einem Vers:

Der Pfingschtdreck
Isch 's ganz Johr keck,
Der Frühspitz
Ißt 's ganz Johr nix!

Im Zinken „Kirchbühl“ zu Neusatz war das ursprüngliche Wettrennen der Herden gänzlich ausgeartet: Gegenüber dem Gasthaus „Zur Laube“ war ein laufender Brunnen für die Viehtränke. Am Trog hatte sich ein „Pfingstdreck“ postiert mit einem Birkenmai. Wer zum morgendlichen oder nachmittägigen Gottesdienst an diesem Brunnen vorbeigehen mußte, für den tauchte der Pfingstdreck den Wedel seines Maiens in den Brunnentrog und gab ihm den „Pfingstsegen“. Weil der Pfingstdreck vermummt war, wußten die also Bespritzten nicht, welcher Unhold unter den Fetzen steckte, deshalb nahm er sich manche Unart heraus. Wer vor ihm auswich auf den ins Mätti führenden Fußpfad, den verfolgte er unter Umständen bis an den über den Bach führenden Steg und tunkte den Maien nochmals ausgiebig, so daß er gründlich durchnäßt wurde. Einer der also Bedrohten drehte den Stiel um und „tunkte“ den Pfingstdreck ins eiskalte Wasser des Baches. Das bedeutete das Ende dieses „Brauches“ in Neusatz.

Die Geh-Ordnung beim Austreiben der Herden

In Seebach gingen die Jungtiere an der Spitze des Zugs. Fragte man den Hüterbuben, ob ihm denn seine Tiere auch schön folgten, so wies er auf die Herde: „Die Güsten (Kälber) sind immer unschierig, sie können noch nicht eingespant und noch nicht gemolken werden, da sind sie übermütig, gar die Stierlein; zwischen den g'rüehwig (geruhig) laufenden Kühen parieren sie schon, gar wenn ich mit der Geißel knalle. Aber in der Nacht kommen sie in einen besonderen Stall.“

Johannistag

Die Bewohner des zur Gemeinde Neusatz gehörenden Zinkens Schönbrunn, eines abgelegenen Hochtals, wahren noch heute in merkbarem walchischem Trotz ein Wissen um das Sonnwendfeuer am Immenstein. Ihre Toten wurden noch um 800 n. Chr. im Schelmenloch in ungeweihter Erde verlocht, weil sie ihren Göttern die Treue hielten, und ihre Nachfahren bewahrten weiter, was sie wußten. Nach den Aufzeichnungen des bischöflichen Archivs in Straßburg wurde um die genannte Zeit der Götterkult von den Schönbrunnern noch geübt, war aber in offenbarem Rückgang. Einen Bericht der militärischen Besatzung des

Immensteins aus dem Jahr 1797 ist folgende Beschreibung des J o h a n n i s - f e u e r s zu entnehmen: Etwa um die neunte Abendstunde entfachten zwei ältere Männer auf diesem Stein eine mäßige Flamme. Hinzutretende Paare nährten sie mit Wacholderzweigen, und in kurzen Abständen übersprangen sie mit verschlungenen Händen schweigend die sparsam unterhaltene Glut. Auf einem Steinblock mit geebener Fläche brannte ein zweites Feuer. Um dieses bildeten die Paare einen Ring, während in der Flamme der Körper eines kleinen Tieres verbrannt wurde.

Zwei Flammen also brannten: die eine war das O p f e r f e u e r, die zweite war das der Krankheit vorbeugende bzw. solche heilende N o t f e u e r.

Die Besatzungsbehörde nach dem 2. Weltkrieg verbot diese Sonnwendfeier, sie kam nach dem Abzug der Truppe nicht mehr in Übung. An einem Hang am Ausgang des Tals der Büllot kam sie nochmals auf. Aber die Zünder waren einmal heimgegangen, bevor die Flamme verlöscht war, das Feuer hatte um sich gegriffen und Schaden angerichtet. Die Obrigkeit hatte daraufhin ein Dauer- verbot erlassen.

In E r l a c h sammelten die Jungburschen am Tag des Johannisfeuers bei den Bürgern Brennmaterial für das Feuer. Wer das geheischte Scheit verweigerte, dem blieb der Hanf im Wachstum stehen . . .

Das Heibermännle

Das Heidelbeerbrechen ist ermüdende Arbeit von der Frühsonne bis zum Abend bei kargster Kost. Man hört deshalb kein fröhliches Lied dabei. Schon deshalb nicht, weil die Kinder das über die Plünderung der Heidelbeerstauden erboste Heibermännle fürchten. Die N e u s a t z e r nannten es vor der Jahrhundertwende „Schibber“. Ich bin seiner einmal ansichtig geworden in der „Förole“, als ich mit meinen Schwestern und Kameraden Heidelbeeren zum Einmachen pflückte. Hinter den Stamm einer ausnehmend starken Forle drückte sich ein Männlein. Ein verwaschenes Filzhütlein deckte eisgraue Haare, das faltige Antlitz war umrahmt von grauem Spitzbart, graue Augen funkelten mich böse an, ein löcheriger Kittel umfaltete den schwächtigen Leib, ebensolche Hosen steckten in brüchigen Langschäftern. Eine rissige Hand umklammerte den Hirschhorngriff eines spitz gezwungenen Stockes. Keine Frau, kein Kind getraute sich in den nächsten Tagen ins Heidelbeerholz. Der Schibber war ein Einspänner aus dem abgelegenen L o c h - w a l d (Grenzwald) zwischen N e u s a t z und L a u f. Niemand wußte, wovon er lebte, nur die Jäger vermuteten es. Aber erwischt hat ihn noch keiner, weder beim Schlingenlegen noch bei der Zubereitung seiner Mahlzeiten; nicht einmal seine Wohnhöhle hatten sie gefunden. Und die Leute, bei denen er Rehleber gegen Brot und Kartoffeln tauschte, wußten zu schweigen. Seine Vorsicht entsprang dem Streben, „seine“ Wälder von Kindern „sauber“ zu halten, vor Erwachsenen wußte er sich schon zu wahren.

Die B ü h l e r t ä l e r Kinder jedoch fürchteten den Schibber nicht gar sehr, sie brummelten sogar ein Spottlied über ihn:

's Heibermännle isch zu uns 'komme,
Het uns alle Heibere g'nomme.
Heibere hi', Heibere her,
Wenn i' numme 's Heibermännle wär'!

Die Eisentäler Kinder klagen:

's Heibermännle isch zu uns 'komme,
Het uns alle Heibere g'nomme.
Heibere hi', Heibere her;
's Häfele leer, 's Schüssele leer,
Hinge (hinten) noch (nach) kommt der Zottelbär.

Die Erdbeeren

„Erber“ gab's in den Neusatzter Waldungen kaum, vereinzelt fand man ein Beerlein an einem „Hamme“ (Rain). Die Lehrer hielten ein paar Stöcke der Ananas-Erdbeeren in ihren Gärten. Gelang es einem Kind einmal, ein Sträußlein der Walderdbeeren zusammenzubringen, so gab man es der zahnlosen „Großel“. Wie sehr jedoch der Duft der Walderdbeere wegen seiner Seltenheit geschätzt wurde, zeigte sich in der Benennung einer ebenfalls stark duftenden Apfelsorte mit „Erberapfel“.

Die Wiehhenn' (Weihhenne)

Die Weih-Henne wurde aus einer Auswahl von Wiesenblumen zusammengebunden und an Mariä Geburt (15. August) zur Kirche getragen, wo der Priester sie weihte. Die Wiehhenn' wurde dann unter den Dachsparren aufbewahrt als Schutz vor Blitzgefahr.

Der Sommertagszug

Dieses Winter- und Sommerspiel hat sich nur im Frankenland eingebürgert, seine südlichste Spur im alemannischen Gebiet hat sich bis vor der Jahrhundertwende in Moos erhalten: Zwei als Sommer und Winter verkleidete Jungen trugen im Frühjahr und nach Martini einen Tannenbaum durchs Dorf und führten einen Tanz um ihn auf. Von dem Tanzlied sind nur Bruchstücke erhalten:

Der Winter: Das seht ihr mir wohl an,
Ich bin der Zottelmann,
Das seht ihr mir wohl an . . .

Der Sommer: Jetzt ist bald Jakobitag,
Da schüttelt man Äpfel und Birnen herab.
Altiri, Altäri, erhöre mein,
Der Sommer, der ist fein!

Der Sommer zum Winter:

Der Winter, der ist ein arger Vogel,
Er treibt die Weiber wohl hinter den Ofen.
Altiri usw.

Der Winter zum Sommer:

Der Sommer, der ist ein arger Bauer,
Er macht den Weibern die Milch so sauer.
Altiri usw.

Die beiden gerieten aneinander, der Winter wurde in die Flucht geschlagen. Das Lied war ein Heischelied, die Zuhörer belohnten die beiden durch Gaben aus der Obsternte.

Die S i n z h e i m e r Kinder beschlossen den Sommer an Michaeli (29. August) durch ein feierliches Amt mit anschließender Prozession.

Das Herbsten

Der Herbst wurde in N e u s a t z feierlich eingeläutet durch die kleine Glocke. Gab es wenigstens einen Mittelherbst, so hörte man da und dort eine Pistole knallen.

Die meisten Rebbauern hatten eigene Trotten. Wer genügend „Roten“ erwartete, trottete die Trauben in besonderer Kelter; denn dieser Most mußte „aus-tropfen“, damit der Wein Naturfarbe erhielt.

Nach beendeter Lese durchstreiften die Buben in den W e i n o r t e n die Reberge nach „Retzeltrüble“. War der Herbst gut ausgefallen, so war die „Nachlese“ dürftig; bei schlechtem Herbst jedoch hatten die Rebbauern weniger gründlich „gelesen“.

In den Wochen nach dem Trotten der Trauben kamen die mit Bändern geschmückten Weinfuhren. Auch die Gärhahnen waren mit Bändern ausgeziert. Mit stolz gerecktem Haupt schritt der Fuhrmann neben seinem Gespann, ein wenig wacklig saßen die Weinküfer auf den Böcken der Wagen — sie hatten von jeder Bütte, die aus dem Keller kam, einen prüfenden „Schluck“ nehmen müssen.

Weil der Rebbauer mehr mit Mittel- als mit Vollherbsten rechnete, war seine wirtschaftliche Lage nicht gerade rosig, denn der Weinkäufer kam immer dann, wenn der Weinbauer Geld brauchte, er vermochte dann den Preis zu drücken. Die Bauern bestätigten diese Notlage durch folgende Regel: „Imme Rebbmann muß mer siebe Jor borje (borgen) könne!“
(Wird fortgesetzt)



Schloß Waldsteg - Neusatz 1580; Beschreibung und Beurteilung im Text.

Das Wasserschloß im Neusatzer Tal, seine Herren und seine Schicksale

von Fritz K o b e r

Vorbericht

Wer die Geschichte des „Wasserschlosses Walhestege“ studieren will, dem legt der Archivbeamte zunächst eine „Karte der windeckischen Waldungen 1580“ vor. Das Blatt enthält eine in Farbe gesetzte zeichnerische Aufnahme des Schlosses und seiner nächsten Umgebung, obwohl der besiedelte Teil des Tals nicht in windeckischem Besitz war. Die Waldungen erscheinen nur als Rahmen der Zeichnung. Eine „Karte“ ist sie also nicht.

Hauptstück ist das Schloß (Bild 1): Ein stattlicher, zweistöckiger, mit vielen Fenstern und einem Frontspitz versehener Bau steht auf der Plattform eines geräumigen, gemauerten Unterbaues. Ein dicht daneben stehender schmalbrüstiger Bau könnte Gesinde- oder Vorratshaus gewesen sein. In der Mitte der südlichen Front war der rundbogige Eingang zum Schloß angeordnet. Ein ebenfalls rundbogiges Tor verschloß den durch den Unterbau gebrochenen steilen Zugang zur Plattform. Diese hatte keine Brüstung, auch der doch zu einer Trutzburg ge-

hörende Söller fehlt. Die Plattform wäre somit leicht zu ersteigen, das untere Tor wertlos gewesen. Ein schmaler Burggraben umzog den Unterbau, daran schlossen sich an den beiden Seiten und an der Nordfront drei Reihen Obstbäume an. Ein tiefräumiger Lustgarten lehnte sich an der Nordseite an das Gebirge an. An der Westseite des Gartens führte eine Pforte zu der weiter oben, schon am Talrand stehenden Kapelle mit Unterkunftshütte (für den Frühmesser). Ein vom Gebirge kommendes, die nordöstliche Ecke des Gartens streifendes Bächlein speiste den Burggraben. Seitlich hinter der Kapelle standen die Gebäulichkeiten des zum Schloß gehörenden Wirtschaftshofes. Östlich und westlich sind mehrere Rebgelände eingezeichnet, dazwischen Häusergruppen.

Das Bild weist jedoch gegenüber dem wirklichen Bau wesentliche Unterschiede auf, und in schroffstem Gegensatz zu der Zeichnung steht der Katasterplan der Gemeinde Neusatz:

1. Das Schloß steht inmitten einer ebenen Fläche, mehrere hundert Meter vom Dorfbach entfernt. Die Fahrstraße war nach den Akten des Gemeindearchivs von vornherein an der Nordseite des Schlosses, also an der Angriffsfront, angelegt.

2. Die Kapelle wurde erst 1719 gebaut, ohne Unterkunft für den Frühmesser.

3. Einen Unterbau kann das Schloß nicht gehabt haben, denn 1902 stellte das erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe fest: „Das Schloßchen bestand ursprünglich aus einem großen, weitangelegten, zu Verteidigungszwecken bestimmten Turm mit stark ummauertem Burghof.“ Der in die „Karte“ eingezeichnete Unterbau ist nicht erwähnt. Der Bau wächst ohne Sockel aus dem Boden. Die „Karte“ von 1580 hat also, da nicht einmal die Standorte der Grenzbäume („Lochbäume“) gekennzeichnet sind, weder vermessungstechnischen noch geschichtlichen Wert.

I

Mitten im Dorf, auf ausnehmend großem Wiesengrund, steht seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts eine wahrscheinlich von den Grafen von Eberstein erbaute Trutzburg. Sie ist ein turmartiger, rechteckiger Bau. Ein kreisförmig umwallter, mit Wasser aus dem Dorfbach gefüllter Burggraben sicherte den Bau gegen überraschenden Angriff. Ein enger, hoch ummauerter, mit innerem Wehrgang versehener Hof (Zwinger) war an die Nordseite angebaut. Die Fallbrücke schlug mit der Oberkante beim Herunterlassen auf eine steinerne Brücke, die von dem an der Burg vorbeiführenden Weg in den Burggraben hineingebaut war. Die Seilrollen waren noch in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den Gewänden des Tores zu sehen. Die Südfront ermöglichte durch die Wehrschlitze (Schießscharten für die Armbrustschützen) den Ausblick nach dem Dorfbach und dem Dorf. Über dem zweiten Stockwerk war der mit Brüstung versehene Söller angebracht, anderthalb Meter über der Brüstung lag die Dachtraufe. Den Wasserbedarf deckte ein am nördlichen Rand des Weges stehender, laufender Brunnen mit unterirdisch abgezwigter Leitung in die Küche der Burg. Aus dem Brunnentrog wurden die Kühe des in einigem Abstand von der Burg eingerich-

teten Wirtschaftshofes und nach altem Gewohnheitsrecht auch die der umliegenden Bauernhöfe getränkt. Der Stall des Wirtschaftshofes hatte anfangs Platz für dreißig und später für fünfzig(!) Milchkühe. Von entsprechender Größe war die Scheuer.

Was die Kühe an Rauhfutter benötigten, konnte aus den zur Burg gehörenden Wiesen nicht zur Genüge entnommen werden. Die Bauern mußten zuschießen aus „Zinspflicht“. Da jedoch auch ihre Wiesen in dem engen Tal an sich schon knapp waren, halfen sie sich mit Wildheu von den Triften der Grinde; auf besonderen Schleifen zogen sie es über die Hänge herab; durch das Tal schleppten sie es keuchend auf dem Rücken in die Scheune des Wirtschaftshofes.

Ein Schloß war dieser turmartige Bau also nicht, man nannte ihn ursprünglich nur „das veste Hus zu Walhestege“. Erst später kamen die mehr technischen Bezeichnungen „Wasserschloß“ und „Wasserhus“ auf. Schließlich wurde deren Bestimmungswort „Wasser“ weggelassen, so blieb die Bezeichnung „Schloß“ oder „Schlößlein“.

Die Ebersteiner gestalteten schon bald aus den ihren Bauern abgekauften Wiesen, Äckern und in der Folge auch Weinbergen ein „Schloßgut“. Aus dem Besitz der Grafen von Eberstein ging es mit dem Neusatzer Tal in den landesherrlichen Besitz der Markgrafen von Baden über, wurde also Bestandteil der Markgrafschaft. Deren Fürstenhaus war damit der 2. Schloßherr geworden.

Die Markgrafen hatten sich in dem unwohnlichen Turm nie wohlgeföhlt, sie setzten statt eines Verwalters einen Adligen darauf als Lehensträger des Schlosses und des Schloßgutes. So finden wir um 1294 die in Ottersweier ansässigen Cumber als 3. „Herren auf dem Schloß“. Sie nannten sich seit dem genannten Jahr „Cumber von Walhestege“. Aus ihren Einkünften hatten sie eine Abgabe an den Landesfürsten zu entrichten.

Im Gegensatz zu den bäuerlichen Erblehen wurden solche adligen Mann-Lehen mit dem Tod des Lehensträgers frei zu weiterer Vergabung. Wahrscheinlich jedoch wurden die Nachkommen Cumber wieder Träger des Lehens. Es blieb durch zwei Geschlechterfolgen in der Nutzung der Familie. Diese stellte sonach auch den 4. und den 5. „Herrn auf dem Schloß“.

1381 tritt Kunz Röder als Lehensträger auf; er war mithin der 6. „Herr auf dem Schloß“.

1405 wurde der Edelknecht Reinbold Kolbe von Staufenberg als 7. „Herr auf dem Schlößlein“ vom Markgrafen Bernhard „mit der Walsteger Burg und Zugehörden“ belehnt. Er war im Dienst des Markgrafen gestanden und erhielt das Lehen als Ruhesitz, was es in der Folgezeit öfters wurde.

1407 vergabte Kolbe seiner Ehefrau Junte (Kunigunde) von Lomersheim „seinen Hof (Schloßgut) mit Burg, Hofraite, Weihermatte, Reben, Bäumen, Böschen und der Sägemühle zu einem rechten Wittum“ (Witwensitz) für 1200 Goldgulden.

1421 übergab Kolbe mit Einwilligung seiner Ehefrau deren Lehen an den Markgrafen Bernhard und empfing es als „Weiberlehen“ zurück.

Er starb 1428. Da er keine Nachkommen hinterließ — drei Söhne waren ihm weggestorben —, wurde Junta Lehensträgerin und damit 8. „Herr auf dem Schloß“. Wäre es nicht zum Weiberlehen erklärt worden, so hätte Junta nicht Erbin werden können. Ihr Gatte hatte ihr durch seine Maßnahme den Witwensitz und das Einkommen daraus gesichert. In Dankbarkeit stiftete sie unter erheblichem Aufwand dem verstorbenen Gatten, dessen und ihren Eltern an die Pfarrkirche Ottersweier eine Jahrzeit. (Die Neusatzer gehörten zum Kirchspiel Ottersweier.) Dazu sollte der Leutpriester allsonntäglich ein Gebet für den Gatten und nach ihrem Ableben auch für sie an die Predigt anschließen und an allen Montagen die Grabstätten unter Vorantragung des Prozessionskreuzes mit dem Weihrauchfaß begehen. Der 8. „Herr auf dem Schloß“ war eine wirklich fromme Frau. Sie starb 1435.

An wen das Lehen nach ihrem Tod vergabt wurde, ist aus den Akten nicht zu ersehen. Der 9. „Herr auf dem Schloß“ kann also mit Namen nicht genannt werden.

1457 saß Hermann von Zutern (Zeutern) „hushablich“ als 10. „Herr auf dem Schloß“ mit seiner „Hausfrau“ Margarete von Talheim.

1464 „vergönnt ihm Markgraf Karl, daß er seiner Hausfrau auf dem Schloß Walstege 100 Gulden Hauptgut als Morgengabe verschreibe, sowie, daß genannte Margarete nach dem Tode ihres Gatten, solange sie in wittwehlichem Stand bleibt, ihren Bysitz in dem genannten Schloß hat“. Ihr Gatte starb 1474 oder 1475.

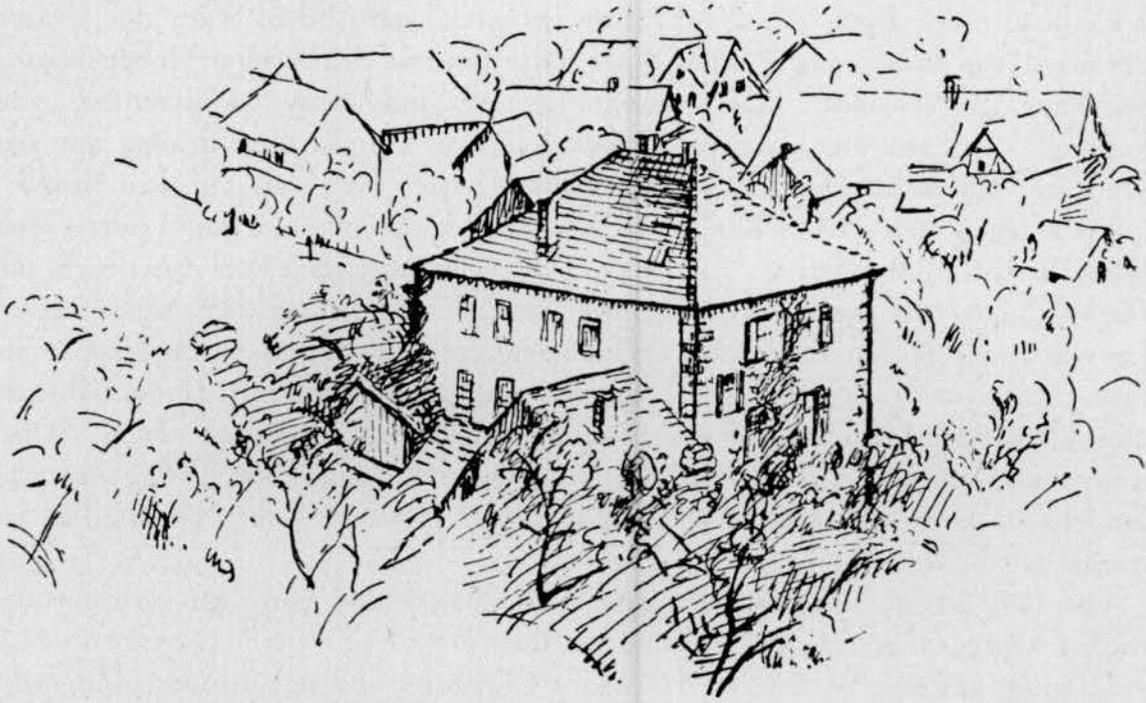
Im letztgenannten Jahr verlieh Markgraf Christoph „Walstege das Hus“ an Peter von Zutern (wahrscheinlich der Sohn Hermanns) mit dem Schloßgut „zu einem rechten Mannlehen“. Daraus erklärt sich der Ausdruck „Bysitz“: Die Wittib Margarete hatte einige Räume als Witwensitz zu beanspruchen, sie war „Beisitzerin“.

Peter von Zutern scheint früh gestorben zu sein, schon 1479 wird Philipp Hagenbach aus dem Geschlecht derer von Wittstadt als Lehensträger genannt. Er war der 12. „Herr auf dem Schloß“.

1483 verkaufte Markgraf Christoph dem „tauben Bernhard“ (?) den unteren und den oberen Rebhof und die Gerechtigkeit zum Schloß Walstege um 800 rheinische Gulden, die Wittib Margarete hatte sich wieder verheiratet. Der Käufer scheint jedoch die Herrschaft nicht angetreten zu haben, denn der zweite Gatte von Margarete, Kaspar Widergrün von Staufenberg, war mit dem Schloß belehnt worden. Er war der 13. „Herr auf dem Schloß“.

1513 war Konrad von Wittstadt Träger des Lehens, also 14. „Herr auf dem Schloß“. Er verkaufte die Nutzung des Lehens (zu nicht bekanntem Zeitpunkt) an Dr. Hieronymus Veus, den badischen Hofkanzler. (Das war mit Lizenz des Lehnsherrn möglich wie auch bei bäuerlichen Lehen.) Veus war der 15. „Herr auf dem Schloß“.

1517 war St... (Name unleserlich) gen. Zubescheid Inhaber des Schloßes — nicht aber Lehensträger. Vermutlich war die Nutzung des Lehens nur verpfändet, doch „Herr auf dem Schloß“ war er: der 16. in der Reihe.



Der stattliche Bau des ehemaligen Wasserschlosses im Neusatzter Tal mit seinen Vorbauten.

1531 gab Dr. Veus das Schloß „mit Wissen und Bewilligung des Markgrafen Philipp als ein freileidig Gut zu einem rechten (Zins-)Eigentum“ an den badischen Kanzler Dr. Jakob Kyrser. Zum Schloßgut gehörten um diese Zeit die bereits genannten zwei Rebhöfe, sie waren vorübergehend in anderem Besitz gewesen.

Bei späterem Wechsel der Herren auf dem Schloß ist stets nur von Verleihungen des Lehens die Rede. Ein Rechtsirrtum des Dr. Veus wie auch Kyrser darf nicht angenommen werden. Die Markgrafen hatten in den vergangenen Jahrzehnten angesichts der steigenden Unruhe auch der Neusatzter Bauern — sie war zeitweise bis zur Widersetzlichkeit gediehen gewesen — die Trutzburg als Zwingburg ausgestattet, eine Veräußerung lag gänzlich außer jeglicher Möglichkeit. Urheber des Verkaufs der Nutzung des Lehens war wohl der Markgraf, der seinem Kanzler offenbar einen Ruhesitz gewähren wollte. Kyrser starb bereits vor 1533, er war der 17. „Herr auf dem Schloß“ gewesen.

Während der folgenden zwölf Jahre scheint das Schloß einem Verwalter unterstellt gewesen zu sein. 1545 sitzt Hans Kyrser, der Sohn des Kanzlers, als Lehensträger auf dem Schloß, er war der 18. „Herr auf dem Schloß“. Er neidete dem Inhaber des an den Wirtschaftshof des Schlosses anstoßenden Rebhofes die guten Herbste und wollte ihm die Viehtränke am Schloßbrunnen verbieten. Der Bauer aber bestand auf dem „alten“ (Gewohnheits-)Recht, seine Beschwerde bei der markgräflichen Rentkammer hatte Erfolg. Es war durchaus kein herrenmäßiges Verhalten des „Herrn auf dem Schloß“ gewesen.

In der Zeit nach 1551 bis etwa 1613 war das Walsteger Schloßlein mit den zugehörigen Lehensgütern in der Nutzung der Freiherrn von Karpfen.

Thomas, der Erste des Geschlechtes, war ein natürlicher Sohn des Grafen Eberhard von Württemberg. Der Vater hatte ihn mit dem Schloß Hohenkarpfen bei Tuttlingen belehnt, danach nannte er sich und seine Nachkommen „von Karpfen“. Er hatte eine Tochter Hans Kyrzers zur Gattin, diese brachte ihm das Walsteger Schloß als Heiratsgut zu. So wurde er der 19. „Herr auf dem Schloß“.

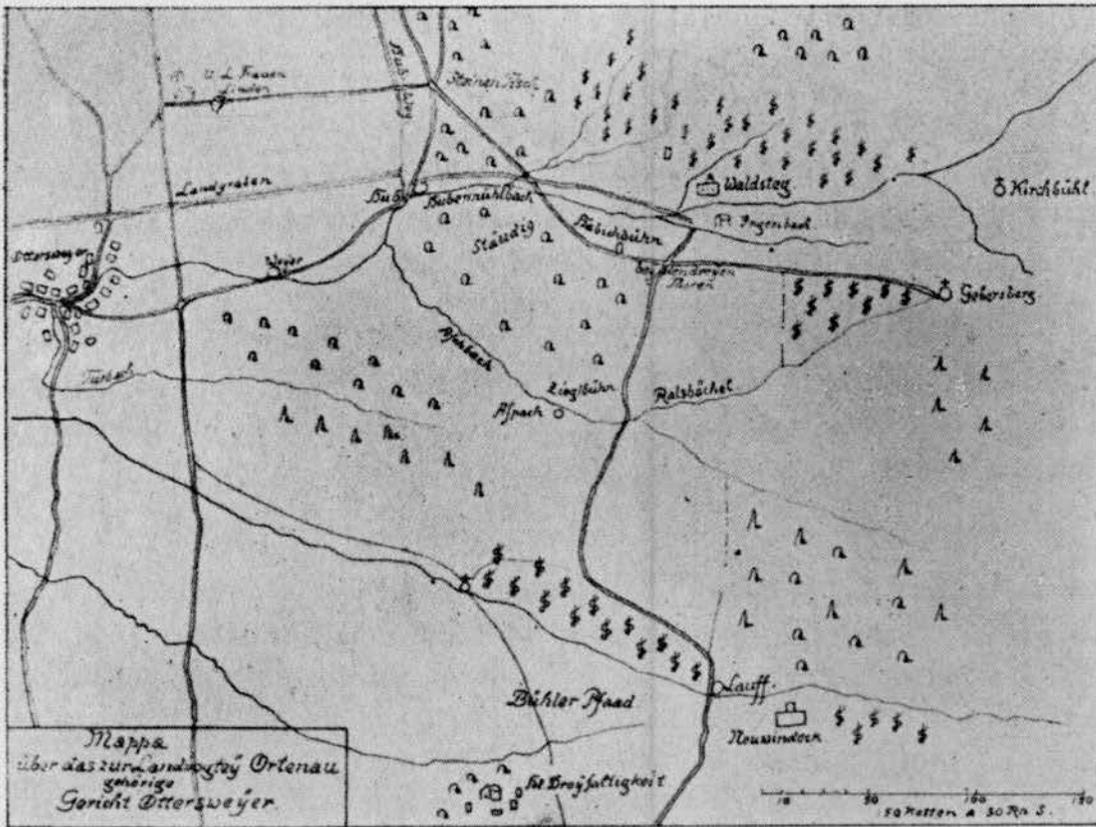
1583 verkauften drei Söhne aus dieser Ehe, Hans Jakob, Hans Ludwig und Hans Friedrich, ihr Drittel am Schloß an ihren Bruder Hans Christoph um 7000 Gulden. Mit ihm erhielt Walstege den 20. „Herrn auf dem Schloß“. Den Herren von Karpfen stand das Einkommen des Schloßgutes zu, außerdem die Erträgnisse von zwei starken Steckhaufen Reben, einem Sester Haber jährlich, drei Viertel der Heuernte auf der Pfuhlmatte, einem Stück Reben von 21 Steckhaufen und von 9 weiteren Steckhaufen im Gewann Roßgraben. Dieser Zuwachs rundete die beiden Rebhöfe des Schloßgutes ab; es waren keine Neuanlagen. Sie waren den Besitzern „abgekauft“ worden.

Vor 1592 scheint die Oberherrlichkeit über das Schloß von dem verschwenderischen Markgrafen Eduard Fortunat an den Grafen von Geroldseck verpfändet gewesen zu sein, so daß Hans Christoph und sein Bruder nicht mehr Lehensträger des Schlosses gewesen sein konnten. Mit der Verpfändung war der Geroldsecker 21. „Herr auf dem Schloß“ geworden. Nur das Schloßgut war noch in der Nutzung von Hans Christoph. Er nahm eine Hypothek darauf im Betrag von 1300 Gulden. Gläubiger war Junker Hans Christoph von Wurmbser. 1608 gab dieser die Hypothek an den markgräflichen Vogt Mathias Seiter und dessen Sohn in Bühl weiter. Ludwig, Hans Christophs Sohn, wollte die Weitergabe nicht anerkennen, doch das Hofgericht wies den Einspruch ab. Das Schloß war in verwahrlostem Zustand und das Schloßgut durch umfangreiche Entäußerungen — Notverkäufe —, vorab des oberen Rebhofes, stark geschrumpft. Die Verwaltung dürfte recht unordentlich geführt worden sein, denn 1592 berichteten die Gebrüder Hans Jakob und Hans Christoph von Karpfen an den Geroldsecker, sie hätten die vorläufige Verwaltung der Lehensgüter und der Rechte des Schlosses übernommen. Der Gefälle seien sehr wenig, und die Burg sei dermaßen in Abgang gekommen, daß sie von Grund auf erneuert werden müsse. Mehr als 800 Gulden wollten sie aber nicht aufwenden und forderten, daß die Baupflicht in den Lehnsbrief aufgenommen werde. Die genannten Brüder waren demnach von neuem „Herren auf dem Schloß“, die 22. in der Reihe, geworden.

1596 wurde über Hans Christoph von Karpfen die Reichsacht verhängt, der Aufenthalt im Neusatzer Tal ihm untersagt und damit auch die Verwaltung des Schlosses und des Schloßgutes unmöglich gemacht. Dadurch wurde sein Bruder Hans Jakob alleiniger „Herr auf dem Schloß“, der 23.

Hans Christoph hatte bei Junker Johann Christoph von Wurmbser ein zweites Darlehen von 1700 Gulden aufgenommen und dafür einen Teil des Schloßgutes verpfändet. Die Ächtung des Schuldners hatte den Übergang des Pfandes in das Eigentum des Gläubigers zur Folge.

Der weiterhin in Geldnöten befindliche Hans Christoph von Karpfen hatte



Karte des Gerichts Ottersweyer der Reichslandvogtei Ortenau aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, welche die Lage des Schlosses Waldsteg - Neusatz in der Landschaft zeigt.

auch von dem kurmainzischen Stallmeister Johann von Bluminger 1000 Gulden geliehen und diese neue Schuld durch eine Vorzugshypothek auf das doch an Seiter verpfändete Grundstück gesichert. 1609 saß aber Felizitas von Karpfen, Gattin des markgräflichen Forstmeisters von Schornstedt, als 24. in der Reihe der „Herren auf dem Schloß“ in diesem. Den größten Teil des Schloßgutes nebst einem Anteil am Schloß hatte sie als Mitgift erhalten.

Auf Grund der Vorzugshypothek ging die Nutzung des Schlosses noch 1609 an Bluminger über. Er wurde der 25. „Herr auf dem Schloß“.

Die Lehensverhältnisse des Schlosses in den nächstfolgenden Jahren sind unklar, 1618 ist ein Herr von Hoheneck als 26. „Herr“ auf dem Schloß. Er war Ministeriale der Markgrafen von Baden. Beim Vertragsabschluß stellte sich heraus, daß das Schloßgut von Hans Christoph von Karpfen heimlich mit jener Hypothek belastet war, die vor der Seiterschen den Vorrang hatte! Die Akten vermelden nur die Einlegung der Berufung an das Kammergericht in Speyer. Daß der Prozeß zuungunsten des Verheimlichers ausging, ist daraus zu schließen, daß Hoheneck doch Lehensträger wurde.

Für die Jahre 1613 (?) bis 1630 werden auch die Freiherren Senft von Sulzburg genannt. Vielleicht waren sie Mitbesitzer des Lehens und dann die 27. in der Reihe der „Herren auf dem Schloß“.

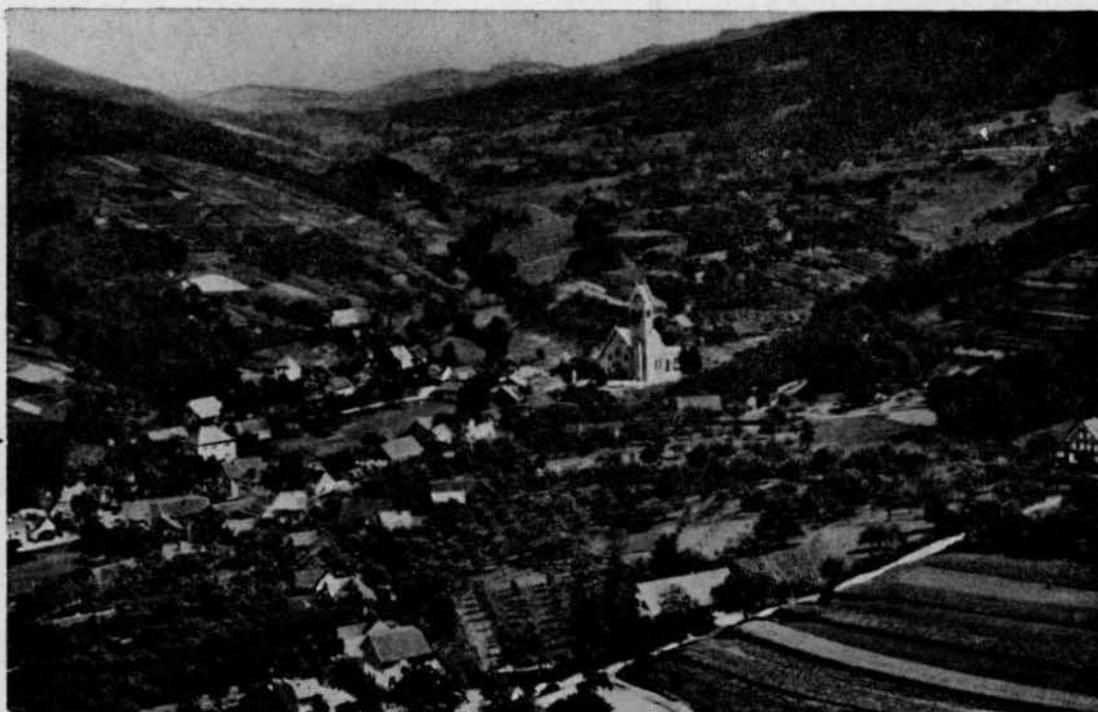
Von 1631—1633, also nur ganz kurz, war der Badische Rat Springauf als 28. „Herr“ auf dem Schloß.

Die Besitzverhältnisse im Zeitraum zwischen 1633 und 1655 sind ungeklärt, für 1650 wird der Badische Kanzler Dr. Adolf Krebs von Bach als Lehensinhaber des Schloßgutes genannt. Er entstammte dem in Kappelwindeck ansässigen Geschlecht gleichen Namens. Der Genannte war baden-badischer Gesandter beim westfälischen Friedensschluß 1648. Er hatte sich in der letzten Periode des Dreißigjährigen Krieges als Diplomat von bedeutenden Fähigkeiten erwiesen und wurde für seine Verdienste mit Ehrungen, Würden und Schenkungen bedacht; so ist es wahrscheinlich, daß er außer mit dem Schloßgut auch mit dem Schlosse selbst belehnt wurde als der 29. in der Reihe. Er nannte sich jedoch nach seinem Stammsitz „Krebs, Freiherr von Bach“.

1655—1681 waren die Herren von Merlau die 30. „Herren des Hauses“.

Dann belehnte der Markgraf seinen Geheimen Rat und Hofratspräsidenten Karl Ferdinand von Plittersdorf mit der Herrschaft über das Neusatzter Tal einschließlich des Schlosses, des Schloßgutes, des Dorfes Waldsteg und des Zinkens Gebersberg — dieser war inzwischen aus der Oberherrlichkeit des Bischofs von Straßburg in die des Markgrafen von Baden übergegangen — „für sich und seine Nachkommen nebst allen Gerechtigkeiten und Einkünften, die das Haus Baden seither dort besessen“. Plittersdorf nannte sich von da ab „Herr (Freiherr) zu Neusatz und Waldsteg“ und glaubte, sich damit eine eigene Standesherrschaft erworben zu haben. (Waldsteg war die älteste, unterste Siedlungsstufe, Neusatz der Sammelbegriff für das ganze Dorf.) Durch diese Belehnung war Plittersdorf auch Gerichtsherr des Hubgerichts auf dem Gebersberg geworden. Auch hieraus erklärt sich in der Folge seine zugreifende Hand in der Mehrung seines Besitzes. Doch wirkte sie zunächst wohlthätig: in der Unsicherheit der Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg und erst recht während des Spanischen Erbfolgekrieges 1701—1714 waren die Patres der Jesuitenresidenz zu Ottersweier gezwungen, viele Monate für sich und die gottesdienstlichen Gefäße und Paramente den Aufenthalt auf dem Schloß wiederholt in Anspruch zu nehmen. Den von der Feste Philippsburg ausgehenden Bedrohungen machte Markgraf Hermann von Baden durch die Eroberung dieses Platzes ein Ende. Aber auch im Jahr 1677 mußten die Gottesmänner von der Güte des Herrn auf dem Schlosse Gebrauch machen, um den Bedrückungen der hin und her ziehenden kaiserlichen Truppen auszuweichen.

1689 hatten die Ottersweierer Patres auch einen Teil ihres Hausrats und ihre Vorräte im Schloß unterbringen dürfen. Außerdem hatten die Pfarreien Ottersweier, Lindenkirche und Bühl ihre wertvolleren Inventarstücke dem Schutz des Freiherrn anvertraut. Eine auch militärisch hervorragende Tat des Freiherrn war die Zurückschlagung eines Raubzuges 1689 auf das Tal und das Schloß. Im Schelmenloch, dem engen Taleingang, hatte Plittersdorf Schanzen aufwerfen lassen durch die Neusatzter und die Männer, die mit ihren Angehörigen in das Tal geflüchtet waren. Mit geradgeschmiedeten Sensen, Mistgabeln, Äxten und in die Angreifer geschleuderten großen Wackensteinen aus dem Bach wehrten



Auf diesem modernen Bild ist die sperrende Lage des ehemaligen Wasserschlosses Waldsteg am Eingang in das früher reichlicher bewaldete Neusatzer Tal gut zu erkennen.

sich die Verteidiger unter Plittersdorfs Führung. Die Gottesmänner verrichteten den Sanitätsdienst. Die Angreifer wurden, nachdem ihr Anführer gefallen war, in die Flucht geschlagen.

Noch schwerer waren die Leiden im Spanischen Erbfolgekrieg. Die Kampfhandlungen fanden in den Jahren 1703, 1704, 1706 und 1707 an den vom Markgrafen Ludwig Wilhelm, dem Türkenlouis, ausgeworfenen Bühler Linien statt. Sämtliche Männer der Umgegend waren zu den Schanzarbeiten aufgeboten worden, und das letzte Heubündel, die letzte Strohgarbe wurden den Bauern weggenommen. Auch hier half der Herr auf dem Walsteger Schloß nach Kräften an der Milderung des Elends. Wie tief die Befestigungen angelegt waren, ist heute noch an den Resten in der Steckenhalt und am Buchkopf erkennbar. In einer Urkunde von 1704 ist die „Verbrennung und Ruinierung einiger Gebäude“ im Dorf aufgezeichnet. Noch härter wurde das Neusatzer Tal mitgenommen im Polnischen Erbfolgekrieg 1730—1735.

In fünfzigjähriger Friedenspause vermochte sich das Tal wieder einigermaßen zu erholen. Das Schloß war unversehrt geblieben, das trutzige und dabei doch ärmliche Aussehen der Burg hatte die feindlichen Horden nicht zum Angriff gereizt.

Zwischendurch fühlten die Neusatzer Bauern immer wieder die greifende Hand des Herrn auf dem Schloß. Wo einer Geld brauchte, langte Plittersdorf zu und brachte im Lauf der Jahre insbesondere von den Reben in seinen Besitz, was nur möglich war. Zum Verständnis der weiteren Ereignisse muß hier bemerkt werden, daß diese Erwerbungen nicht etwa zum Schloßgut geschlagen wurden, sondern

persönliches Eigentum Plittersdorfs wurden. Er selbst hatte seinen bisherigen Wohnsitz zu Baden-Baden behalten, kam jedoch während der Urlaube auf Tage oder Wochen ins Schloß. In seiner Abwesenheit vertrat ihn ein Verwalter. Das Streben Plittersdorfs ging offenbar auf möglichst weitgehende „Abrundung“ seines persönlichen Besitzes.

Milderes Licht läßt die Erbauung einer Kapelle für die Neusatzer wieder auf den Freiherrn kommen. Sie wurde 1719 fertiggestellt. Auch für den Unterhalt des von den Jesuiten gestellten Leutpriesters kam er auf und schenkte der werdenden Pfarrgemeinde einen wertvollen silbernen Kelch, der heute noch das wertvollste Stück des Geräte-Inventars ist.

Zu Ehren des Erbauers der Kapelle wählten die Neusatzer den hl. Karl Borromäus zum Kirchenpatron, denn Herr von Plittersdorf hieß Karl Ferdinand.

Die Markgräfin Augusta Sibylla, die Witwe Ludwig Wilhelms und Regentin von 1707 bis 1727, war bestrebt, die schwer darniederliegende Markgrafschaft wieder zu heben. Dazu gehörte vor allem die Ausweitung der Lebensgrundlage der Bauern. Aus den Akten ersah sie, wie unzureichend der Grundbesitz der Neusatzer Bauern durch die dauernden „Abrundungen“ Plittersdorfs geworden war. Eine Aufstellung der durchschnittlichen Jahreserträge des Neusatzer Schloßgutes ergab folgendes Bild:

1. Gefälle aus dem Tal (einschließlich des Hubbades)	400 Gulden
2. Weinertragnis aus den herrschaftlichen Rebgütern (500 Ohm)	1300 Gulden
3. Nutzungen aus Waldungen und Pottaschebrennerei	400 Gulden
4. Jagd	150 Gulden
5. Bierbrauerei	400 Gulden
6. Branntwein und Obst	150 Gulden
	2800 Gulden

Den Ertrag der (Haus-)Brauerei des Schlosses setzte sie als unsicheren Posten ab und nahm deren Einrichtung von den anschließenden Verhandlungen aus.

Das Schloßgut zusammen mit den persönlichen Erwerbungen des Freiherrn war zuviel Besitz in einer Hand, und die Fürstin beschloß den Rückkauf des Lehens (also des Schlosses mit dem Schloßgut) sowie des persönlichen Eigentums des Freiherrn. Die aus den Erträgen ihrer böhmischen Güter gespendeten Beihilfen an die notleidenden Bauern waren doch nur für kurze Zeit wirkende Almosen.

Die Verhandlungen mit dem Freiherrn begannen 1715. Der Baron überlegte sich, ob die Forderung nach Rückkauf des Tales zu Recht bestünde. Er überlas die Schenkungsurkunde nochmals und kam zu der Erkenntnis, daß ihm und seinen Nachkommen wohl die Herrschaft über das Schloß und das Tal übertragen worden war, daß jedoch die Markgrafen damit nicht auf ihre landesherrlichen Rechte verzichtet hatten. Das Tal war also Bestandteil der Markgrafschaft geblieben. Wenn die Markgräfin Augusta Sibylla es jetzt zurückzukaufen gedachte, war eine etwaige Berufung darauf, daß die Herrschaft über das Tal auf die Erben des Beschenkten hatte übergehen sollen, zwecklos, denn es

wurde nicht die Zurückgabe, sondern der Rückkauf gefordert. Die Kaufsumme mußte also ausgehandelt werden. Seine Zukäufe waren den Bauern in Erbpacht gegeben worden gegen Zinsleistung. „Habe ich recht getan?“ fragte sich der Freiherr. „Nein“, der Baron tat einen Seufzer, „schöne Zeiten hatten die Bauern nicht gehabt unter seiner Herrschaft“, des 31. „Herrn auf dem Schloß Walstege.“

Gleichwohl — der Rückkauf des Tales war ein Geschäft, bei dem jeder der beiden Partner seinen Vorteil wahren durfte. So zogen sich die Verhandlungen durch fünf Jahre; erst 1722 konnte der Vertrag unterzeichnet werden: das Neusatzer Tal mit allen Untertanen, mit der Gerichtsbarkeit, den Gülten (aus den bäuerlichen Lehen), der Beth und Schatzung (Landessteuern), Jagd, Wald und Weidgang... ging in die Nutzung des Markgrafen von Baden zurück gegen Zahlung von 81 000 Gulden, 100 Speziesdukaten und Übereignung des Dorfes Wallburg bei Lahr an den Freiherrn Karl Ferdinand von Plittersdorf, damit er dort seiner ritterschaftliche Standesherrschaft aufbaue.

Augusta Sibylla ging sofort an die Zertrennung des Schloßgutes und an den Rückverkauf der vom Freiherrn für sich erworbenen Grundstücke an die Bauern. Ein Verwalter führte diese Aufgabe durch, und ein Rebmann wurde dann Wächter des Schlosses. Es verfiel der Verwahrlosung. Nachdem noch ein Förster darin gewohnt hatte, stand der Bau leer. Der Freiherr von Plittersdorf war also der letzte „Herr auf dem Schloß Walstege“ gewesen.

Nach dem Aussterben der baden-badischen Linie der Markgrafen von Baden (1771) wurde die obere Markgrafschaft wieder mit der unteren Markgrafschaft unter den Markgrafen von Baden-Durlach vereinigt. An dem kaum mehr bewohnbaren Schloß von Waldsteg hatten sie kein Interesse.

Es ging 1771 in den Besitz des Neusatzer Schultheißen Mathias Falck über. Er war somit der 32. Schloßherr, bezog es aber nicht. Als weit-schauender Mann sah er das Neusatzer Tal als Pfarrgemeinde, die ein Pfarrhaus brauchte...

(Wird fortgesetzt!)

Jeanette de Lom auf dem Amalienberg

Das romanhafte Leben einer faszinierenden Frau

von Margot Fuß

Schloß und Hofgut Amalienberg¹⁾, im Murgtal nahe Gaggenau und Rotenfels gelegen, war einst der Schauplatz einer Geschichte, die sich liest wie ein Roman, hin und wieder nicht einmal wie ein guter Roman. In seinen Ausklängen aber flutet hartes, unerbittliches Leben. Es gibt kein happy End.

Tatsächlich handelt es sich bei der Geschichte um Jeanette de Lom auf Schloß Amalienberg um historische Begebenheiten. Die Hauptquelle stellen die überaus wertvollen, minutiös genau über viele Jahrzehnte hinweg geführten Tagebücher des Rastatter Bankiers Franz Simon Meyer (1799—1871), die sich heute im Original noch im Besitz von Nachkommen befinden, reich ausgestattet mit seltenen Abbildungen, Plänen, Handzeichnungen. Diese Tagebücher sind Zeitgeschichte bester Herkunft. Sie enthalten unter anderem auch eine vollständige Darstellung des Festungsbaues von Rastatt und der Revolution von 1848/49.

Außer diesen Tagebüchern wurden zeitgenössische Zeitungsberichte, Notizen aus den Fremdenlisten von Baden-Baden, Eintragungen aus den Grundakten und Standesbüchern von Baden-Baden, Rastatt und Rotenfels ergänzend als Quellmaterial benutzt, dazu Familienerinnerungen der Familien Pfnor und von Lom, sowie der heutigen Besitzer des Gutes Amalienberg.

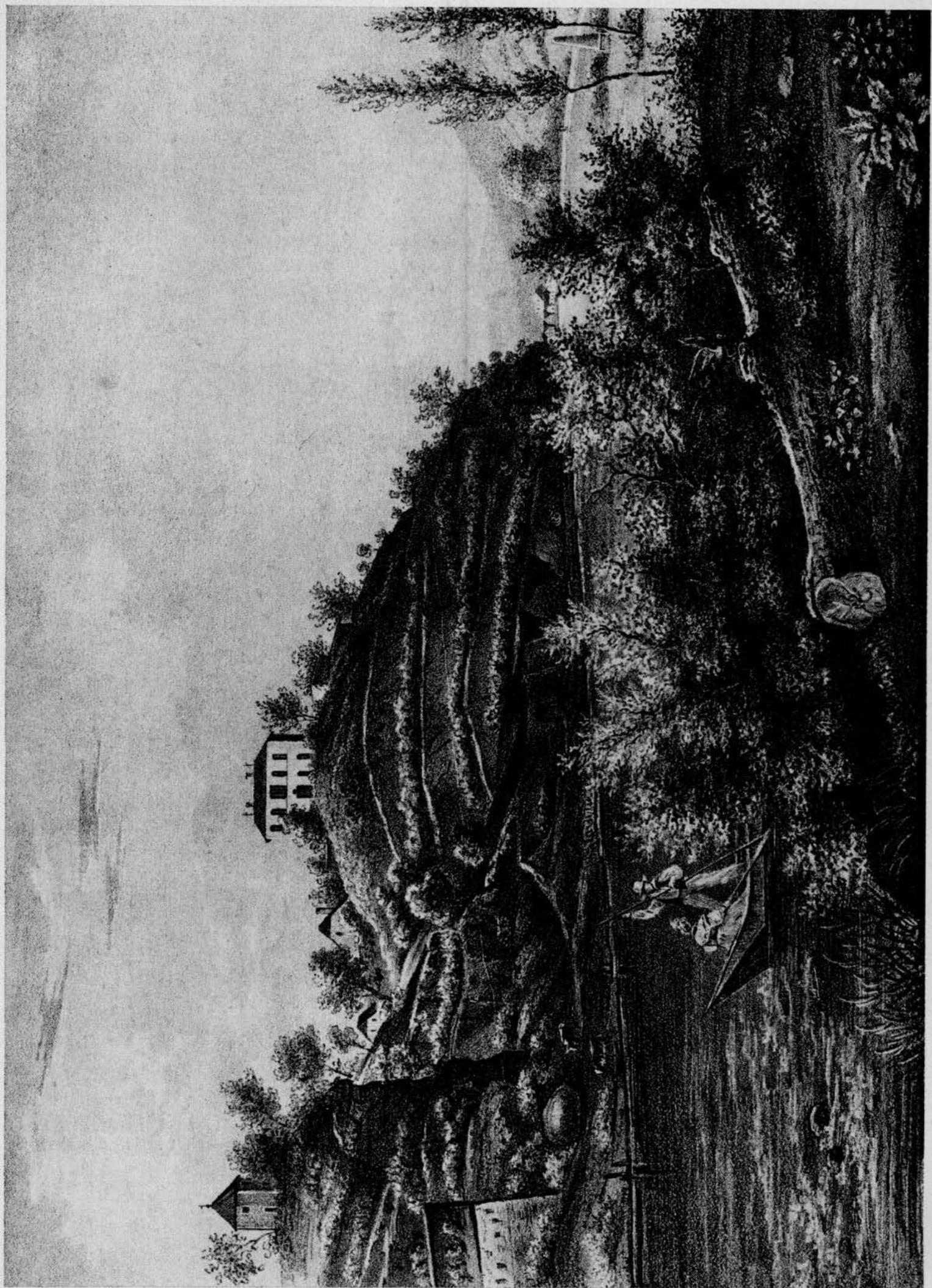
Es ist möglich, weite Teile dieser Geschichte original nach den Aufzeichnungen von Bankier Meyer zu bringen. Der Schreibstil dieses ungewöhnlichen Mannes ist auch nach hundert Jahren noch spannend und gut lesbar. Seine Originalformulierungen werden im folgenden stets in Anführungsstriche gestellt.

Wie Amalienberg gekauft wurde

Der Name Lom taucht im Jahr 1826 zum ersten Mal im Murgtal auf. Das damalige Amalienberg, eine Schöpfung Anton Rindeschwenders aus den 1780er Jahren, befand sich im Besitz der Gernsbacher Witwe Feil und war mit Schulden überlastet. Kein Käufer wollte sich finden. „Da kam unvermutet eine fremde Herr-

1) Siehe auch die Götzenbergkarte des Murg- und Oostales von 1828 in diesem Band.

Der Amalienberg, gekrönt von dem Schloßchen, das Fürst Sapieha für Jeanette de Lom bauen ließ. Links einige Gutsgebäude, rechts, kaum sichtbar, das etwas ältere Kavalleriehaus. Nach einem Steindruck um 1830 von P. Wagner. Durch die neue Umgehungsstraße wurde der Abhang verändert. Rechts das Denkmal für A. Rindeschwender, einen Murgtälner Wirtschaftsführer zu Ende des 18. Jahrhunderts. →



schaft und kaufte das längst feilgebotene Gut unter dem Namen der zukünftigen Besitzerin Frau von Lom für 34 000 Gulden mit dem Versprechen, im April 1827 davon Besitz zu nehmen und es bar zu bezahlen, gab jedoch für den Kauf keine Garantie als den Namen des polnischen Fürsten Franz Sapieha. Dieser unterschrieb als Bürge für seine Gemahlin, die jedoch incognito unter obigem Namen hier leben sollte. Eine undurchsichtige Sache!“

„Darauf verschwand die Herrschaft aus der Gegend wieder. Der Winter ging vorüber, das Frühjahr kam, April und Mai gingen herum, aber die Käuferin kam nicht. Jedermann hielt den ganzen Kauf für einen faulen Zauber und bedauerte die arme Verkäuferin, als plötzlich die geheimnisvolle Dame unter dem Namen einer Frau von Lom, jung, hübsch, etwa 28 Jahre alt, mit Wagen, Kutschen, 26 Pferden und vielen Bediensteten, wie vom Himmel gefallen, ihren Aussagen nach jedoch direkt aus Polen kommend, auf Amalienberg ankam, um das Gut in Besitz zu nehmen!“

„Ungeheuer war der Reichtum an Schmuck und Kleidern, an Equipagen und Livreen, den sie mit sich brachte. Ihre wilden Pferde schienen zu Lämmern zu werden, wenn sie sie ritt, mit einem Mut, mit einer Leichtigkeit ritt, wie man nur je eine Frau reiten sah. Ihre Ankunft erfüllte die ganze Gegend mit Neugierde. Solche Pracht hatte man selbst in Baden-Baden, ja selbst bei Hofe in Karlsruhe noch nie gesehen. Alles, was sie tat, was sie unternahm, schien so sonderbar, die Amazone selbst ein so wunderbares, tollkühnes, leichtsinniges und doch wieder so anziehendes Wesen, daß aller Augen nur auf sie gerichtet waren. Der Hof, Baden-Baden, die Gegend, das ganze Land sprach nur von ihr . . .“

Alles war da, nur kein Geld

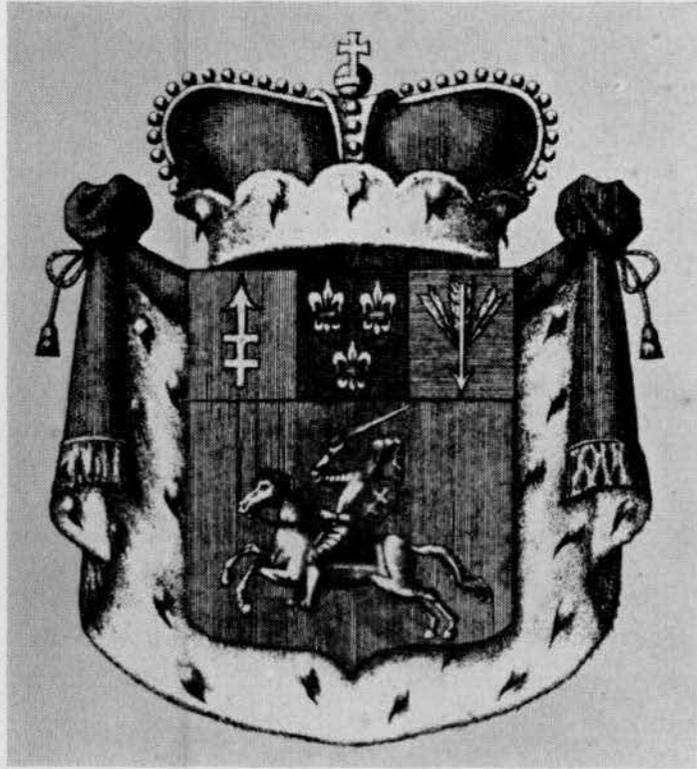
Natürlich sprach „das ganze Land“ bald nicht nur Gutes von Jeanette de Lom, die sich selbst „die junge Wilde“ zu nennen pflegte. Man rätselte an ihrer Herkunft herum, niemand wußte Genaueres. Und heute, nach weit über hundert Jahren, können wir trotz langwieriger Nachforschungen noch immer nicht sagen, wer sie in Wirklichkeit war. War Lom ihr Geburtsname? Im Stammbaum einer aus Geldern und Xanten stammenden adeligen Familie gibt es für diese Zeit eine Jeanette de Lom de Berg, verheiratet mit Napoleon le Conte, Major im 6. Linienregiment. War es dieselbe Frau?

Oder war an dem Leutegerede etwas Wahres dran, in dem sie als frühere Reiterin des Zirkus Franzoni, als Schauspielerin, als Kellnerin bezeichnet wurde? Doch folgen wir weiter den Geschehnissen im Murgtal.

Alle Gerüchte um die geheimnisvolle, schöne Frau auf Amalienberg unterstützte noch ein weiterer Umstand. Sie hatte aus Polen alles mitgebracht, nur kein Geld! Weder Empfehlungen noch die zeitüblichen Creditbriefe konnte sie vorweisen. Das Rastatter Bankhaus Meyer mußte, da es ohnehin schon 18 000 Gulden auf dem Gut Amalienberg stehen hatte, ihr Kreditansuchen ablehnen. Die Geldnot stieg aufs höchste. „Die Verleumdungen verfolgten sie mit Schlangenbissen . . .“

Da kam Rettung. Das Bankhaus Lafitte in Paris überwies aus St. Petersburg

Wappen des polnischen Fürsten Sapiaha von Dereczin in Litauen.



eine sehr hohe Summe, die Jeanette de Lom dem Bankhaus Meyer übergab. Bald kam auch Fürst Sapiaha selbst. Er rief Bauleute herbei und ließ auf Amalienberg ein richtiges Schloßchen erbauen, „seine verschwenderische Hand hatte Hunderttausende nicht geschont, um sich für seinen Lebensabend einen Ruhesitz zu gründen und dort, nach unstet verlebter Jugend, der Natur und der Frau, der er seine Neigung geschenkt, zu leben“.

Das Richtfest wurde mit großem Prunk gefeiert. Noch heute erinnert ein Lied im Murgtal an jenen Tag. Mit kostbaren Möbeln im Empire-Stil, weiß-gold, direkt aus Paris, wurde das Schloßchen ausgestattet. (Erst die Bomben des 2. Weltkrieges zerstörten 1945 Schloß und Inventar.) Die Zeit höchsten Glanzes war für Jeanette de Lom gekommen, in der zu dieser Zeit alle die Fürstin Sapiaha sahen.

Das bewegte Leben Sapiahas

Nur kurz konnte sich der Fürst seines neuen Hauses freuen. Im Herbst 1828 mußte er auf seine polnischen Besitzungen zurückkehren, um dringende Angelegenheiten zu regeln. Seine junge „Gattin“, wie er sie stets zu nennen pflegte, unterstellte er dem Schutz des Seniorchefs des Bankhauses Meyer, des Vaters des Tagebuchschreibers. Auch eröffnete er ihr dort einen Kredit von 25 000 Gulden. Dann stieg er in die Kutsche und machte sich auf die lange Reise. Es sollte seine letzte sein . . .

Fürst Franz Sapiaha hatte ein nicht alltägliches Leben geführt. Jüngerer Sproß des uralten polnischen Dynasten-Geschlechts, war er durch den Tod seines älteren Bruders unerwartet in den Besitz des unermeßlichen Familienvermögens gekommen. Er fühlte sich stets Rußland sehr verbunden und lebte am Hof der

Zarin Katharina. Spiel, Kunstliebhabereien und schöne Frauen verschlangen Unsummen. Er heiratete eine Gräfin Potocki. Zwei Kinder, Eustach und Angélique, entstammten dieser Ehe. Kurz vor seiner Ansiedlung auf Amalienberg heiratete seine Tochter den Grafen Zamoisky.

„Fürst Franz Sapieha hielt es nicht lange aus in seiner Familienresidenz Dereczin in Litauen. Noch als seine Kinder klein waren, übergab er seine Güter der Verwaltung eines Verwandten, Paul Sapieha, und durchzog erneut Europa, Asien, Ägypten, bis er endlich nach mehreren Jahren wieder heimatlichen Boden betrat. Hier hatte sich inzwischen seine Familie auf eben nicht erfreuliche Weise bedeutend vermehrt!“

„Sein Verwandter, der Fürst Paul Sapieha, hatte nämlich sämtliche ihm anvertrauten Güter so gut verwaltet, daß die Frau des Fürsten Franz diesem bei seiner Rückkehr zu den geübten zwei Kindern zwei weitere Knaben namens Xavier und Leon entgegenführen konnte.“

„Unter diesen Umständen war die Scheidung unvermeidbar. Sie erfolgte in freundschaftlichem Übereinkommen. Fürst Franz Sapieha reiste wieder und lernte irgendwo die Frau kennen, die uns unter dem Namen einer Frau von Lom bekannt ist.“

Soweit das Vorleben des Fürsten Sapieha, der, nun in seinem 6. Lebensjahrzehnt stehend, auf dem Amalienberg hoffte, die Ruhe und das Glück zu finden, das ihm sein bewegtes Leben bisher versagt hatte. Eine letzte Reise nach Polen sollte alle Verhältnisse klarlegen. Er kam nie mehr zurück . . .

Die Unglücksboten

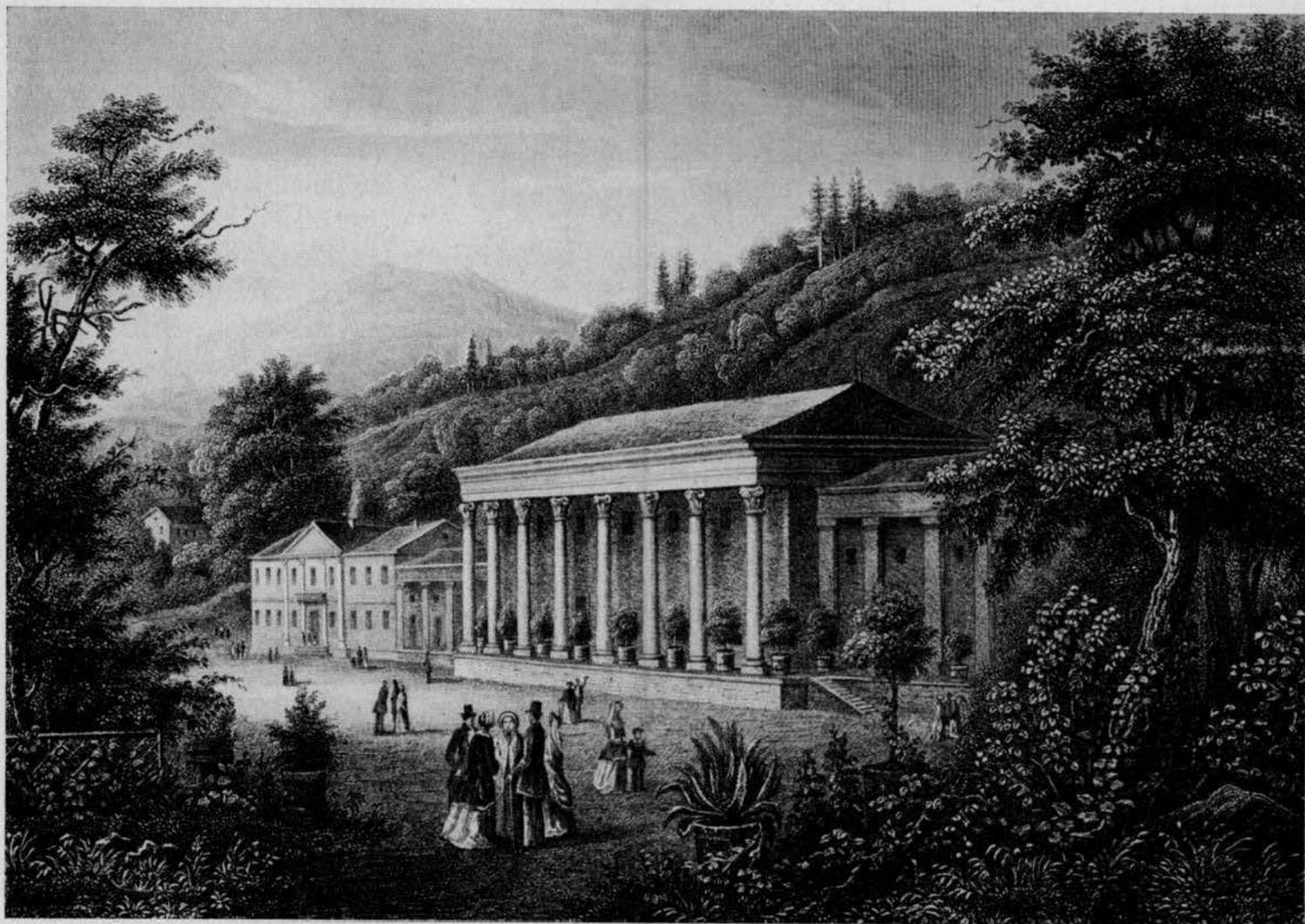
Drei Monate waren seit der Abreise des Fürsten vergangen. Jeanette de Lom lebte, wie es vielleicht keine echte Fürstin getan hätte. Der Haushalt auf Amalienberg verschlang Unsummen. Die „junge Wilde“ verbrachte ihre Zeit nicht nur auf dem Rücken ihrer Pferde. Baden-Baden mit seinen glanzvollen Festivitäten war nahe.

Längst war der Kredit bei Meyer in Rastatt aufgebraucht. Da eröffnete der Fürst, der mit dem Bankhaus brieflich in Verbindung stand, einen zweiten Kredit in der gleichen Höhe. Gleichzeitig kündete er die bevorstehende Überweisung der Gelder zur Deckung des ersten Kredits an.

Aber Monate gingen vorüber, und aus Polen kam kein Geld und endlich auch kein Brief des Fürsten mehr. Dem Bankhaus wurde die Situation unheimlich!

Da trafen am 19. Juli 1829 die beiden jungen Fürsten Eustach und Xavier Sapieha in Baden-Baden ein und stiegen im Badhotel „Badischer Hof“ ab. Sie begaben sich zuerst zu Bankier Meyer und ließen das Konto der Jeanette de Lom sperren. Dazu überbrachten sie aus Litauen eine Nachricht: Fürst Franz Sapieha ist tot!

Dann begehrten sie mit der Herrin von Amalienberg zu sprechen. Meyer führte sie selbst zu Jeanette, die sich gerade in Baden-Baden aufhielt. Sie wohnte bei



Das war das Konversationshaus (auch „Spielhaus“ genannt) in Baden-Baden um 1835, als in dessen Sälen die Hochzeit Jeanettens mit Pfnor stattfand. Nach einem Kupferstich.

Hofrat Aloys Schreiber²⁾ dem Historiographen, zusammen mit einem Capitaine Maurus . . .

Als die Unglücksboten ankamen, war sie eben dabei, auf einen Ball zu fahren. „Sie saß vor uns in einem weißen Ballkleid, von Brillanten funkelnd übersät . . .“ Nach höflicher Konversation bat sie, von dunklen Ahnungen befallen, den Bankier das Zimmer zu verlassen. „Sie sind in diesem Lande einer meiner besten und bewährtesten Freunde. Allein in großen Augenblicken, die über des Menschen Schicksal entscheiden, erwarte ich es gerne ohne Zeugen.“

Kurz nach seinem Weggang hörte Meyer einen schrecklichen, durchdringenden Schrei. Noch in der Nacht kehrte Jeanette de Lom nach Amalienberg zurück, in Trauerkleider gehüllt.

Jeanettens Sieg über Eustach

Was war in Polen geschehen? „Schon war in Derecsin alles zur abermaligen Abreise ins Murgtal vorbereitet, große Summen Geldes, das Silbergeschirr, die

²⁾ Über diesen siehe O. Biehler, Aloys Schreiber als badischer Heimatdichter und Weggenosse J. P. Hebels, in „Ortenau“ 1926.

kostbarsten Gemälde in die Wagen verpackt, als sich der Fürst nach dem Genuß einiger Gläser Porter-Bier plötzlich unwohl fühlte und allein in seinem Zimmer zu Boden stürzte.“ Ärztliche Hilfe kam zu spät. Eine Obduktion bestätigte indes nicht die Gerüchte, die von Vergiftung sprachen.

In Rastatt und auf Amalienberg begannen nun lange und harte Verhandlungen um die Regelung der Geldgeschäfte. Der Fürst hatte ein Stammvermögen von 30 Millionen polnischer Gulden, aber auch 15 Millionen Schulden hinterlassen. Eustach Sapieha besaß nicht des Vaters Großzügigkeit, dafür Geschäftstüchtigkeit, Ordnungssinn und den Willen, die Situation um Jeanette de Lom zu klären. Er verlangte deshalb von ihr den schriftlichen Nachweis einer Eheschließung mit dem Fürsten.

Über das inzwischen eingeschaltete Gericht und ihren Rechtsanwalt ließ Jeanette de Lom erklären, daß „sie sich zwar vor Gott und ihrem Gewissen und durch die eigene Erklärung des Herrn Fürsten Franz Sapieha hinsichtlich ihres ehelichen Verhältnisses mit demselben beruhigt finde, allein eine Nachweisung über die geschehene priesterliche Einsegnung nicht vorzulegen vermöge“.

Der Großherzog von Baden selbst schaltete sich in den Streit ein und durch die kluge Taktik seines Rastatter Obervogts Müller kam es zu einem Vergleich. Eustach Sapieha bezahlte 5000 polnische Dukaten, bezahlte den Pariser Handelsmann Fajolle für seine Lieferung der Möbel und bezahlte auch die bei Meyer noch offenstehenden 16 000 Gulden.

Dagegen erklärte Jeanette, „daß sie den Namen einer fürstlichen Gemahlin des Herrn Fürsten Franz Sapieha nicht führen und weder in dieser Eigenschaft noch Kraft derselben irgendeine Forderung oder Ansprüche an die Erben des Verstorbenen machen wolle, sondern hierauf ausdrücklich verzichte mit der Versicherung, daß aus der erwähnten Verbindung keine Kinder entsprossen seien“.

Wenn man bedenkt, daß außerdem in den Zeitungen, für Baden-Baden im „Badeblatt“ vom 26. Juli 1829, die amtliche Bekanntmachung des Großherzoglichen Oberamts abgedruckt wurde mit dem Inhalt, daß das Gerücht, der Amalienberg gehöre dem verstorbenen Fürsten Sapieha, nicht zutrefte, sondern Frau Johanna von Lom unter Mitwirkung „ihres Gemahls, des Fürsten Franz von Sapieha“, dasselbe gekauft habe und gerichtlich anerkannte Besitzerin sei, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Jeanette auf der ganzen Linie gesiegt.

Meyers Aufzeichnungen bestätigen das. „Mit finsterner Entschlossenheit suchte Fürst Eustach Licht und Ordnung in das Chaos der väterlichen Hinterlassenschaft zu bringen. Der reizvollen Frau dabei so wenig wie möglich selbst zu begegnen, hatte er sich zum Prinzip gemacht aus dem sicheren Gefühl heraus, ihrer Anziehungskraft stets unterlegen zu sein. Doch drängte sie ihn voll Raffinesse von einer ungeschickten Position in die andere.“ Als sie es endlich erreichte, von ihm im „Badischen Hof“ zu der entscheidenden Unterredung empfangen zu werden, „gelang es ihrem Charme, die Affäre mit einem opulenten Frühstück zum Abschluß zu bringen“.

Karl Friedrich Pfnor (1784—1867); badischer Offizier in der napoleonischen Zeit, erhielt im Rußlandfeldzug 1812 als letzter dienstfähiger Offizier den Beinamen „der Eiserne“, letzter Ehemann von Jeanette de Lom.



Amalienbergs neue Herren

Amalienberg war ihr nun doch verleidet. Die treu ergebene Rastatter Bankierfamilie stellte in Rastatt Jeanette ein Haus zur Verfügung, das extra für sie renoviert worden war. Hier lebte sie „als trauernde Witwe, gestützt auf die Freundschaft weniger Menschen“. Auch Capitaine Maurus gehörte dazu. Ihn heiratete sie, bereits am 22. Oktober 1829! Sie kauften sich in Rastatt das Theobaldsche Haus.

Diese Ehe war, laut Meyer, freudlos und wurde 1835 wieder getrennt. Aber die schöne Jeanette blieb nicht lange allein. Schon am 9. Juli 1835 heiratete sie erneut in Rastatt. Meyer war unter den Trauzeugen. Die prunkvolle Hochzeit wurde in Baden-Baden „im Spielhaus“ gefeiert, vermutlich also im heutigen Kurhaus, in den Sälen des Spielcasinos. Der neue Ehemann war ebenfalls Offizier, Karl Friedrich Pfnor, Oberstleutnant im 3. Leichten Infanterie-Regiment zu Rastatt. Er trat im gleichen Jahr aus dem aktiven Dienst aus. Eine Folge dieser Heirat?

Karl Friedrich Pfnor, über den wir später Näheres hören werden, machte den Verkauf von Amalienberg zur Bedingung. Das Gut war inzwischen aus Geldmangel recht verwahrlost. Bankier Meyer wurde beauftragt, einen Käufer zu suchen. Das Ehepaar Pfnor zog nach Mannheim.

Überraschend schnell hatte ein Inserat in einer englischen Zeitung in Paris Erfolg. Ein Engländer namens C. H. H. Canty, angeblich Capitaine aus London, kaufte den Amalienberg für den hohen Preis von 75 000 Gulden. Er zog mit Frau und drei Kindern in das Schloßchen der Jeanette de Lom und war bald durch sein gastfreies, luxuriöses Leben ebenso weitum bekannt wie zuvor die schöne Jeanette. „Glänzende Gesellschaften wechselten mit Jagden, Bällen und Taubenschießen und die ganze vornehme Badewelt sowie auch die bessere Rastatter Gesellschaft fand sich häufig bei ihm ein.“

Plötzlich hörte man in Baden-Baden von großen Verlusten, die dort reiche Russen im Würfelspiel erlitten hatten. Die Fälle häuften sich. Canty vom Amalienberg war stets mit im Spiel gewesen. Es dauerte nicht lange, da entlarvte ihn die Polizei als — Falschspieler. Er wurde des Landes verwiesen. Wieder stand Amalienberg zum Verkauf.

Wie groß aber war das Erstaunen des Bankiers, als ihm Canty mitteilte, er habe das Gut für die horrende Summe von 115 000 Gulden an einen jungen holländischen Edelmann, Baron von Graefland, verkauft, und dieser wies auch sofort die Summe in Amsterdam für Meyer an. So hatte Amalienberg wieder einen Herrn.

Nicht für lange! Bald sah der Holländer ein, daß er „von abgefeimten Gaunern schändlich betrogen worden war“, womit Canty und zwei französische Freunde gemeint waren, die den Kauf vermittelt hatten. Auch hielt es der junge Mann auf dem vereinsamten Gutshof nicht aus. Reiselust überkam ihn. Er wollte verkaufen, schnell, um jeden Preis.

Und so geschah das Unwahrscheinliche. Jeanette de Lom, einstmals Fürstin Sapieha in spe, Frau Maurus, nun Frau Oberstleutnant Pfnor, kaufte ihren geliebten Amalienberg zurück. Meyer vermittelte. Der Preis: 58 000 Gulden! Graefland sandte zu allen Verlusten, die er erlitten, an Meyer ein prachtvolles Brillantkreuz als Dank für den raschen Verkauf des Gutes!

Jeanette und das Lotteriespiel

So zog das Ehepaar Pfnor bereits 1836 wieder in Amalienberg ein. Aber schon nach wenigen Jahren hatte Meyer wiederum Grund, in seinen Tagebuchblättern über das Gut und die Frau zu berichten, die ohne Zweifel auch in seinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt hat. Einmal trug er in sein Tagebuch ein selbstverfaßtes Gedicht ein „Der Sonne (Sapieha)“ . . .

1844 notierte Meyer: „Vielen Kummer machte mir in diesem Jahr Frau Oberstleutnant von Pfnor auf Amalienberg. Sie hatte ohne Wissen ihres Gemahls infolge fortgesetzten Spiels in der Lotterie nach und nach allen Schmuck, Kleider, Silber und so manches andere Wertvolle in den Leihhäusern von Mannheim und



So sah das inzwischen etwas veränderte Schloß Amalienberg vor dem letzten Weltkrieg aus; wurde am Ende des Krieges 1944 zerstört.

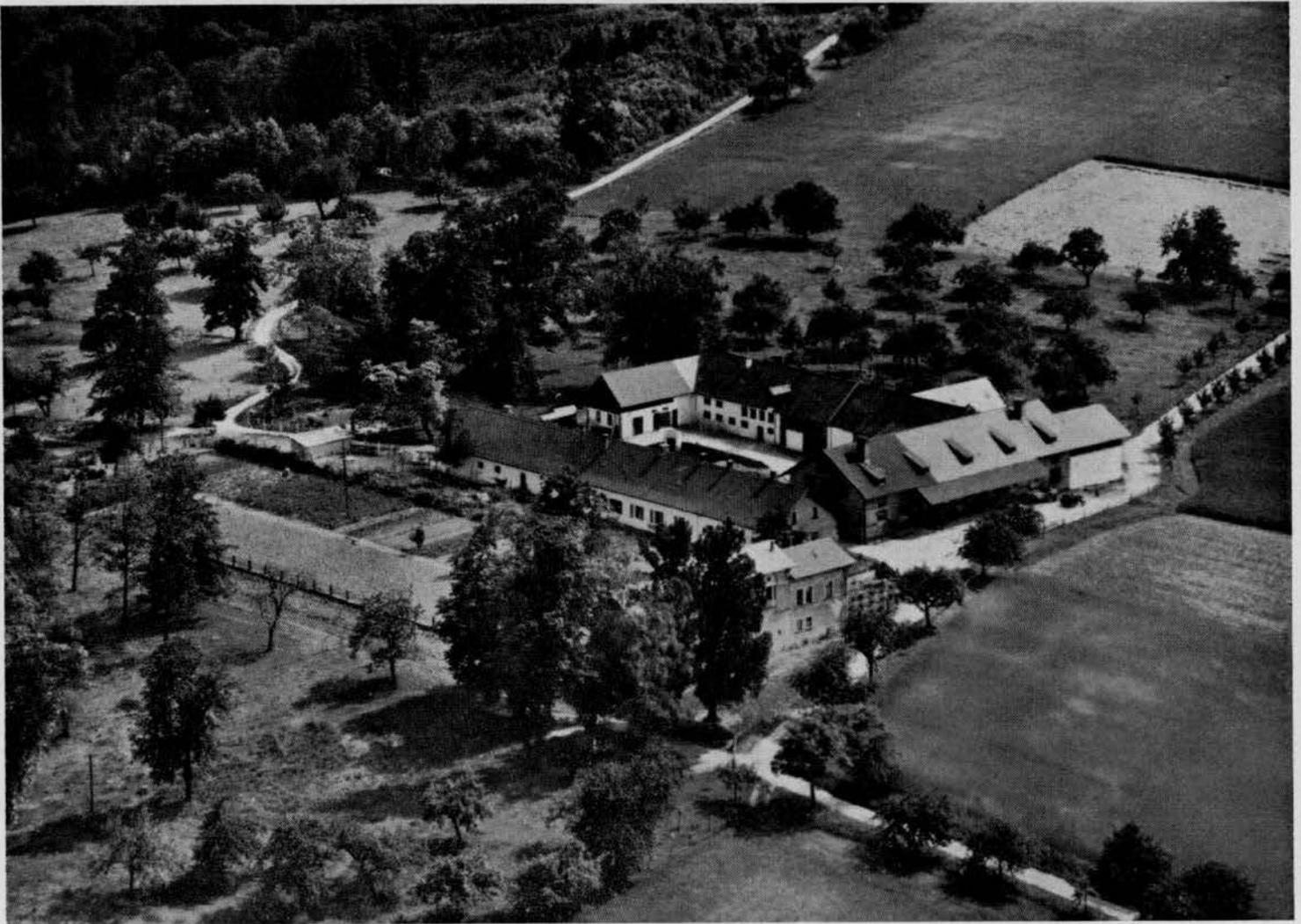
Karlsruhe verpfändet und fand sich schließlich mittellos, um die riesenhaft angewachsenen Schulden zu bezahlen . . .“

Als der Oberst das entdeckte, kam es zu fürchterlichen Auftritten. Meyer versuchte zu vermitteln. „Ich sah die stolze Frau zu meinen Füßen, mich um Schutz und Barmherzigkeit anflehend.“ Endlich gelang es, „Pfnor milder, sie gehorsamer zu stimmen“. Meyer verschwieg dabei, daß Jeanette auch bei ihm noch Schulden gemacht hatte.

In dem bereits erwähnten, sehr ausführlichen Bericht über die Revolution und Belagerung Rastatts 1849 fehlt auch nicht die Erwähnung des Amalienbergs. Meyer, dessen Familie in der Festung Rastatt eingeschlossen war, umkreiste ruhelos die Stadt und erlebte so alle Gefechte und endlich die Übergabe und den Einmarsch der Preußen mit. Am 6. Juli 1849 machte er auch einen Besuch auf dem Amalienberg. Hier hatte am 30. Juni ein Gefecht zwischen Freischärlern und hessischen Truppen stattgefunden. Das ganze Haus war von Gewehrkugeln beschädigt. „Oberst Pfnor wäre beinahe ermordet worden. Die Oberstin, meine alte Bekannte, lag mit zerschmettertem Arm elend im Bett.“

Die Katzensgräfin

Die Revolution ging vorüber, aber „die unheilige und unselige Ehe“ der Pfnor war nicht mehr zu kitten. Als Meyer, der immer wieder vermitteln sollte, einmal

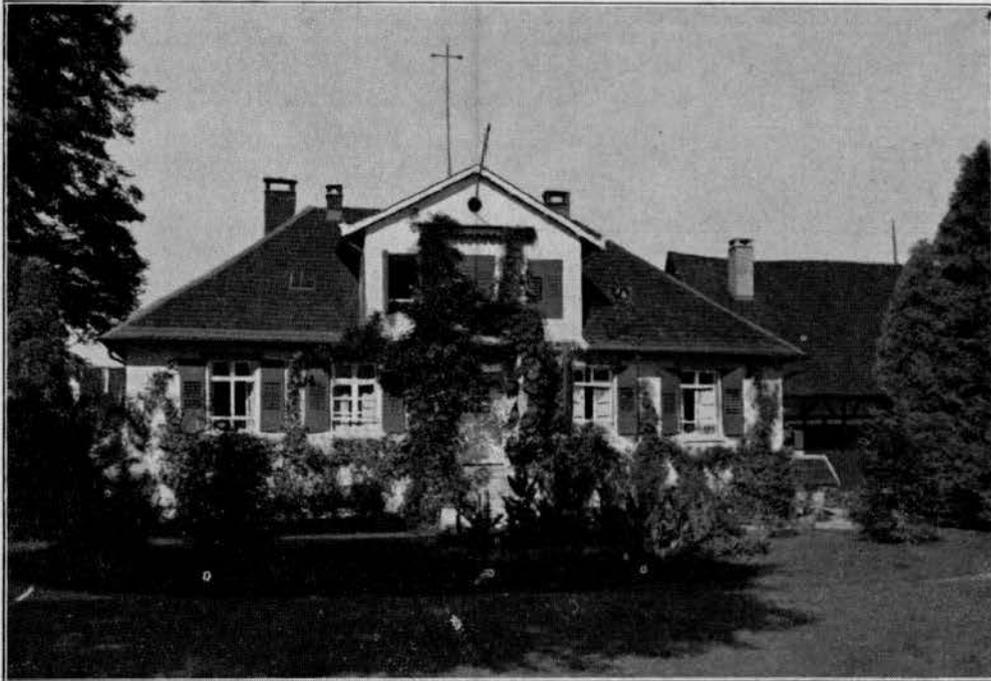


Das Hofgut Amalienberg bei Gaggenau im heutigen Zustand. Die Besitzer wohnen im noch vorhandenen ehemaligen Kavaliershause (Gebäude im Vordergrund bei der Baumgruppe). Im Bilde weiter links davon stand das frühere Schloß.
Luftbild, freigegeben vom Bayr. St.-M. f. W. u. V. Nr. GI/7.

äußerte, am Anwachsen der Schulden sei auch die nicht ganz kunstgerechte Bewirtschaftung des Gutes durch den Oberst schuld, entlud sich aller Zorn und Haß des alten Offiziers auf den Bankier. „Er brüllte wie ein wütendes Tier, ich blieb kalt wie Eis“, schrieb Meyer im Jahre 1851 auf. Und einen Gewaltakt fürchtend, floh Meyer aus dem Haus.

Das Thema Amalienberg beendend, faßte Meyer zusammen: „So endete meine Verbindung mit einem Manne, dem ich unzählige Dienste uneigennützig geleistet, der mich in hundert Briefen seiner unbegrenzten Hochachtung versichert hatte. Er führte ein elendes, höchst unglückliches Leben und wollte wohl einen Teil seines tiefen Unmutes über denjenigen ausschütten, der Zeuge seiner Hochzeit gewesen, deren Motive und seine innersten Verhältnisse kannte und den er törichterweise für den einzigen, noch übrigen Beschützer seiner tief erniedrigten Frau hielt, einer Frau, die ich im höchsten Glanze als Fürstin Sapieha, als Frau von Lom, als Frau Hauptmann Maurus und zuletzt als Oberstin von Pfnor gekannt, die ich tadle und bemitleide, die von Stufe zu Stufe hinabsteigend jetzt nur noch ein körperlich und geistig tief gesunkenes, durch eigene Schuld wie durch die abscheuliche Tyrannei ihres Mannes vernichtetes Weib ist.“

Nun, Jeanette de Lom war noch nicht ganz „vernichtet“. Sie und ihr Mann trennten sich, er zog nach Baden-Baden, sie verkaufte den Amalienberg 1852. Gleichzeitig erwarb sie mehrere Ackerstücke „auf der Kleinen Au“ in Rotenfels, ließ sich dort ein Landhaus, einstöckig, fünf Zimmer, Stallung und Schuppen, erbauen und legte einen Park an. Das Haus wurde „Schlüssel“ genannt. Hier



Das einstige „Schlüssel“ von Rotenfels mit schönem Park, 1853 von Jeanette de Lom erbaut, die hier als „Katzengräfin“ ihre letzten Lebensjahre verbrachte. Nach 1919 um ein Stockwerk erhöht und bis heute „Haus Frieden“ genannt. *Klischee: Gemeinde Rotenfels*

lebte sie noch länger als ein Jahrzehnt. Sie war eine große Katzenfreundin, hatte zeitenweise bis zu zwanzig dieser Tiere um sich und wurde deshalb im Volk nur „die Katzengräfe“, die Katzengräfin genannt. Sie starb am 18. Februar 1865 und wurde in Rotenfels begraben.

Interessant ist, daß auf ihrem Totenschein ihr Geburtsname (war er es?) mit „de l’homme“ angegeben ist. Dies ist die Schreibweise, die von der noch heute im Rheinland existierenden Familie von Lom als die ursprüngliche angegeben wird. Das Wappen der Lom enthält eine halbe bourbonische Lilie als Zeichen einstiger königlicher Abstammung.

Pfnor, „der Eiserne“

Zum Schluß noch einige Daten zu Karl Friedrich Pfnor. Er wurde am 28. September 1784 in Büdingen/Oberhessen als Sohn des Regierungsrates Johann Georg Heinrich Pfnor und dessen Gattin Karoline Mollenbeck geboren. Als Offizier machte er, seit 1801 in holländischen Diensten, die Feldzüge 1803/1804 gegen England, 1806 und 1807 gegen Preußen und Schweden mit und nahm 1808 am spanischen Feldzug teil.

Durch General von Schäffer, dessen Adjutant Pfnor in Spanien war, lernte er Erbgroßherzog Karl von Baden kennen und trat dann in dessen Dienste. In den „Denkwürdigkeiten“ des Grafen Wilhelm von Hochberg, Sohn Karl Friedrichs aus dessen morganatischer Ehe, ist nachzulesen, wie Pfnor im russischen Feldzug zu seinem Übernamen „Der Eiserne“ kam: Er leitete den Übergang der badischen Truppen über die Beresina und erreichte als einziger wehrfähiger Offizier des badischen Regiments, an Gesicht und Händen erfroren, den Sammelpunkt Marienwerder.

Auch die Völkerschlacht von Leipzig machte Pfnor mit, kämpfte dann bei Straßburg und Pfalzburg und wurde von Wilhelm von Hochberg als dessen Adjutant mit wichtigen diplomatischen Missionen in Paris betraut. Er überstand alle Kriege und wurde mit vielen Orden ausgezeichnet. Daß er im Jahre seiner späten Eheschließung mit Jeanette de Lom in Pension ging, hörten wir bereits.

In seinen Mußestunden schrieb Pfnor mehrere philosophische und militärgeschichtliche Bücher, auch erschien 1864 sein großes Memoirenwerk „Der Krieg, seine Mittel und Wege“.

Zu dieser Zeit wohnte er schon längst in Baden-Baden. Hier hatte er nach der Trennung von seiner Frau auf dem Hofgut Hahnhof ein neues Domizil gefunden. Dieser alte Herrschaftsbesitz gehörte zu jener Zeit Dr. Lachèze, einem bekannten Seuchen-Arzt aus Frankreich, Schwiegersohn des Chemikers Schützenbach und Schwiegervater Victor Puhonnys, der sich später als Landschaftsmaler einen Namen machte.

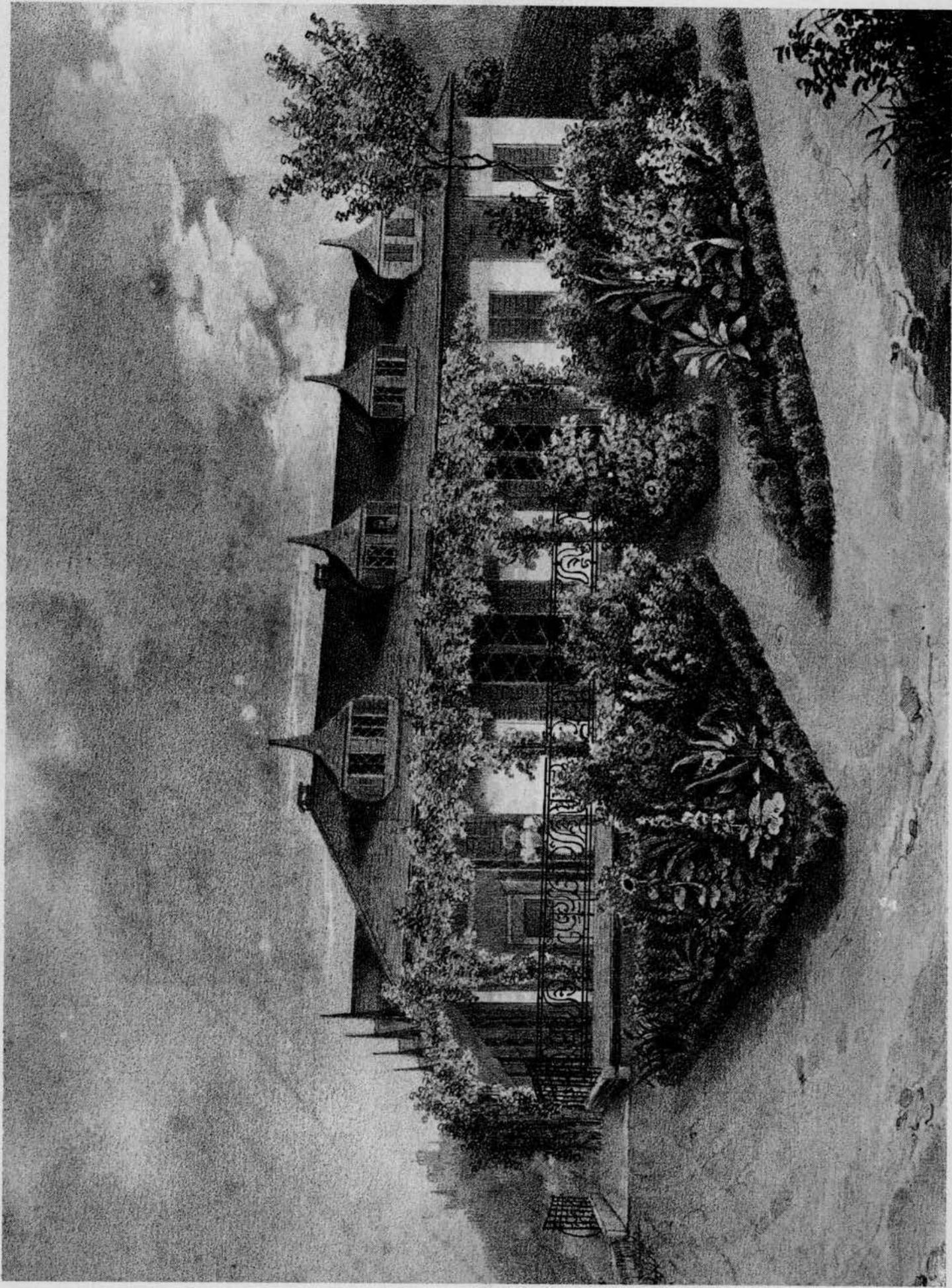
Im dreiundachtzigsten Lebensjahr starb Karl Friedrich Pfnor auf dem Hahnhof, am 21. Dezember 1867. Er hatte Jeanette um nahezu drei Jahre überlebt. Seine Leiche wurde nach Büdingen überführt. Sein Vermögen in Höhe von 21 000 Gulden vermachte er seiner Heimatstadt zu einer „Pfnorstiftung“. In Büdingen existiert noch heute sein Grabmal und eine Pfnorstraße. Er galt bis vor kurzem dort als unverehelicht. Den Roman seiner Ehe und die phantastische Vorgeschichte haben erst die Tagebücher des Rastatter Bankiers Meyer und die daran sich anschließenden Forschungen nach Jeanette de Lom ans Licht gebracht.

Und heute?

Sind die Spuren dieser nicht alltäglichen Frau heute ganz verwischt? Die Tagebücher existieren. Das Gut Amalienberg existiert. Jeanettens Schlößchen dort wurde im Krieg zerstört. Die Ruinen wurden vor kurzem entfernt, als man um den Felsen, der Amalienberg trägt, die neue, große Murgtalstraße baute und einen Teil des Berges abnehmen mußte.

Das daneben liegende Kavaliershaus, erbaut von Baumeister Heinrich Hübsch, wird von der heutigen Besitzerfamilie bewohnt, die seit 1887 auf dem Amalien-

So sah der Herrnsitz Hahnhof in Baden-Baden aus, als er vom Oberst Karl Friedrich Pfnor als Alterssitz bewohnt wurde. Erbaut von dem englischen Oberst Syng im anglo-indischen Bungalow-Stil, eine einmalige Sehenswürdigkeit im damaligen Baden-Baden. Später umgebaut zu dem heutigen Hotel. Nach einem Steindruck von P. Wagner. →



berg ansässig ist und noch in Jeanettens schönen Pariser Möbeln lebte, bis zum Bombenangriff. Im Parterre des Kavaliershauses, das allerdings umgebaut wurde und manche reizvolle Zutat, Balkönchen und Veranden verloren hat, befindet sich im Erdgeschoß ein einstiger Festsaal. Heute werden dort die Pflanzen überwintert.

Auch das „Schlössel“ der Frau von Lom in Rotenfels ist noch da, umgebaut und mit dem Namen „Haus Frieden“ bedacht. Der Hahnhof, der die letzten Lebensjahre des Obersten Pfnor sah, ist längst durch eine Schloßvilla im Stil der Gründerzeit ersetzt worden. Das hier beigegebene Bild zeigt noch den alten Hahnhof, ein im anglo-indischen Stil von dem Kolonialoffizier Syng erbauter Bungalow, wie er zu Zeiten Pfnors aussah.

Ein Bild des Obersten hängt im Armeemuseum Rastatt (s. Bild), eine Miniatur von ihm und seinen drei jüngeren Brüdern befindet sich in Familienbesitz der Pfnor in Wiesbaden.

Aber wie sah Jeanette de Lom aus? Bis vor wenigen Jahren befand sich im Besitz des Barons von Villiez in Freiburg das große Ölgemälde der schönen Frau, in Balltoilette. Sie hatte es einst dem Bankier Meyer geschenkt. Villiez war sein Enkel. Er gab das Bild an ein Freiburger Antiquariat aus Platzmangel. Seitdem ist es trotz intensiver Nachforschungen nicht mehr aufgetaucht. Schade, es wäre interessant gewesen, das Bild dieser faszinierenden Frau zu sehen, die wie ein fremdartiger Paradiesvogel im biedereren Murgtal auftauchte, alle Gemüter erregte, alle Zungen in Bewegung setzte, alle menschlichen Gefühle mobilisierte von heißer Liebe bis zu tiefem Haß. In vierzig Jahren, die sie mit kurzen Unterbrechungen im Murgtal verbrachte, machte Jeanette de Lom die Wandlung durch von der „jungen Wilden“ zur „Katzegräfe“. Welch ein packendes Kapitel Menschenleben, kein Roman, sondern wirkliches, blutvolles, tragisches Menschenleben.

Buchbesprechung

Wappenbuch des Landkreises Bühl. Herausgegeben vom Landkreis Bühl, bearbeitet im Auftrag des Generallandesarchivs Karlsruhe von I. Staatsarchivrat Dr. H. G. Zier. Bühl (Konkordia AG) 1964. (Auch erschienen als Folge 13 der „Bühler Blauen Hefte“ und als Heft 11 der Veröffentlichungen der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg.)

Das Interesse der Bevölkerung an den Wappen und am Wappenwesen ist in den letzten Jahrzehnten erfreulich gestiegen. Am nächsten kommt jedermann damit in Berührung im Ortswappen und Ortssiegel. Deshalb darf das Wappenbuch der Orte des Landkreises Bühl sehr begrüßt werden, zumal es von so kundiger Hand klar, verständlich und anschaulich dargestellt wurde. Die Benutzung des Buches wie überhaupt das Wappenverständnis und die Wappenbeschreibung wird jedem erleichtert durch die volkstümlich gehaltene Einführung in die wappenkundlichen Grundbegriffe (von Dr. E. Gönner). Reizvoll ist die Entwicklung des gemeindlichen Wappen- und Siegelrechts, der Gemeindesiegel und Gemeindewappen bis auf unsere Tage, worin sich die Geschichte der Orte widerspiegelt. Heute ist ein gewisser Abschluß erreicht. Die grafische Gestaltung, bei der die jetzigen Wappen in den geltenden Farben gehalten sind, und das Papier sind ausgezeichnet. Es ist ein Werk, das unsere Heimatkunde wünschenswert bereichert.

Dr. Hitzfeld

Historischer Verein für Mittelbaden e.V., Offenburg

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind zu richten an die Schriftleitung (Dr. Hitzfeld, 7614 Gengenbach, Leutkirchstraße 42). Bitte, nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann **S o n d e r - a b d r u c k e** einzelner Beiträge in beliebiger Anzahl zu einem billigen Preis bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahresbandes, da der Drucksatz nach einiger Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die wertvollen Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band. Wir empfehlen den Gemeinden und Mitgliedern, von dieser günstigen Gelegenheit rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Bestellungen auf noch lieferbare frühere Jahrgänge nach 1925 nimmt der Rechner des Hauptvereins, Dr. Rubin, entgegen. Von diesem können auch noch Einbanddecken für die Jahresbände 1949 bis 1952, 1953 bis 1956 zu je 2.50 DM, 1957 bis 1959 und 1960 bis 1962 zu je 3.— DM bezogen werden.

JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG

DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

am 17. Oktober 1965 in Appenweier
verbunden mit einem Heimattag unter der Schirmherrschaft des
Herrn Landrats Walter Schäfer, Kehl

- 9.00 Uhr: Geschäftliche Sitzung im Hotel „Schwarzer Adler“.
- 10.30 Uhr: Festsitzung in den Kawe-Lichtspielen, Bahnhofstraße. Begrüßung. Vortrag von 1. Staatsarchivrat Dr. H. G. Zier, Generallandesarchiv Karlsruhe: Das Gericht Appenweier in der Landvogtei Ortenau.
Anschließend Gelegenheit zum Besuch der Ausstellung „Zeugen der Appenweierer Vergangenheit“ im Bürgersaal des Rathauses und der Heimatstube im Hotel „Schwarzer Adler“.
- 12.30 Uhr: Mittagessen nach Belieben in den verschiedenen Gaststätten.
- 14.30 Uhr: Enthüllung einer Ortsgeschichtstafel am Rathaus. Anschließend Besichtigung der renovierten Pfarrkirche unter Führung von Oberstudienrat Mechler, Kehl, und Eröffnung der Simon-Bruder-Stube im Gasthaus „Sonne“ mit geselligem Beisammensein.

Der Bürgermeister
der Gemeinde Appenweier

Der Vorstand
des
Historischen Vereins für Mittelbaden